



Lord Byron.

Eine Biographie

von

Dr. Felix Eberty
Professor in Breslau

Erster Theil.

Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1862.



Vorrede.

Die günstige Aufnahme, welche Walter Scott's Biographie im Publikum gefunden hat, regte bei dem Verfasser den Gedanken an, auch Lord Byron's Leben in ähnlicher Art zu beschreiben. Bei der Ausführung zeigte sich aber alsbald die große Verschiedenheit beider Aufgaben.

Während nämlich bei Walter Scott das vorhandene Material lediglich zu sichten und anzuordnen war, so mußte Lord Byron gegenüber eine selbstständigere Arbeit unternommen werden.

Zwar haben die von Thomas Moore herausgegebenen Briefe und Tagebücher Lord Byron's in vieler Beziehung dieselbe Bedeutung wie Lockhart's Memoiren für Walter Scott, allein Lockhart steht bei der Schilderung des klaren und einfachen Charakters seines Schwiegervaters in vollem Einklange mit den Berichten aller anderen Personen, welche das Glück gehabt haben, den schottischen Dichter näher kennen zu lernen.

*

Byron's Persönlichkeit dagegen war von der Art, daß er mehr Feinde als Freunde haben mußte, und die vielfachen Berichte, welche von beiden Parteien uns vorliegen, stehen oft in geradem Widerspruch mit einander. Es kam also darauf an, mit möglichster Unparteilichkeit die Züge herauszufinden, welche, von verschiedenen Seiten gesehen, so verschiedene Bilder geben konnten.

Außerdem war bei Walter Scott die Besprechung der Werke verhältnißmäßig von geringerer Bedeutung für das Verständniß seines Charakters, und die Gedichte und Romane desselben sind bei aller äußerlichen Verschiedenheit dennoch so gleichartig, daß schon aus diesem Grunde ein tieferes Eingehen in das Einzelne unnöthig wurde.

Bei Lord Byron aber bedingen sein Leben und seine Schriften einander wechselseitig so sehr, daß ohne eine Betrachtung der Hauptwerke des Dichters, auch sein Charakter und seine ganze Denkart nicht begreiflich werden, und zu diesem Zwecke, nicht aber von ästhetischem oder literarhistorischem Standpunkte aus, ist auch auf die Gedichte Rücksicht genommen worden. Denn ein Lebensbild zu geben, nicht aber einen Beitrag zur Literaturgeschichte zu liefern, war die Aufgabe, welche der Verfasser sich hier ebenso wie bei Bearbeitung der

Biographie Walter Scott's gestellt hatte, und die Schilderung des Einflusses, welchen die Byron'schen Gedichte auf die Literatur Englands und der anderen Völker geübt haben, lag außerhalb der Grenzen eines solchen Planes.

So oft es anging, hat man den Dichter durch seine Briefe und seine Tagebücher selbst reden lassen, wobei äußerlich zu bemerken ist, daß es erlaubt schien, die englische Anredeform abwechselnd mit „Du", „Sie" oder „Ihr" wiederzugeben, je nach dem Ton der Mittheilungen, oder nach dem Verhältniß der redenden und schreibenden Personen.

Die Werke, welche bei der Arbeit benutzt werden konnten, sind folgende:

Thomas Moore, Briefe und Tagebücher Lord Byron's.
Dallas, Erinnerungen an Lord Byron.
Medwin, Lord Byron's Gespräche.
Parry, Lord Byron's letzte Tage.
Leigh Hunt, Lord Byron und einige seiner Zeitgenossen.
Kennedy, religiöse Gespräche mit Lord Byron.
Lady Blessington, Unterhaltungen mit Byron.
John Galt, Lord Byron's Leben.
Armstrong, Lord Byron's Leben.
Trelawney, Erinnerungen an Lord Byron's und Shelley's letzte Tage.
Washington Irving, Newstead Abbey und Abbotsford.
London Quarterly Review.
Edinburgh Review.
Alibone, Wörterbuch der englischen und amerikanischen Literatur, und die darin enthaltenen, früher ungedruckten Mittheilungen verschiedener Personen, welche mit Lord Byron in Berührung gekommen sind.
Macaulay, Essays.
Eckermann, Gespräche mit Goethe.
Ida v. Düringsfeld, die Frauen Byron's.
Posgaru, Manfred.
Die Gegenwart. Band 11.
Einzelne Pamphlets, welche unmittelbar nach des Dichters Tode erschienen, und die mir durch die Güte verschiedener Herren in England auf's Bereitwilligste zu Gebote gestellt wurden.

Inhalt des ersten Theiles.

Seite

Neuntes Kapitel.

Zehntes Kapitel.

Erstes Kapitel.

Abstammung. Erste Kindheit.

In dem Doomsdaybook, welches alle diejenigen Personen namhaft macht, denen in Folge der normännischen Eroberung im Jahre 1066 Güter in England verliehen wurden, findet sich Radulphus de Burun verzeichnet, und zwar mit sieben verschiedenen Belehnungen in der Grafschaft Nottinghamshire und fünf dergleichen in der Grafschaft Derby. Von diesem Radulphus stammt in directer Nachkommenschaft Lord Byron ab, und ist also bis in's eilfte Jahrhundert der Stammbaum des Dichters urkundlich beglaubigt. Nicht unwahrscheinlich ist es aber, daß die Buruns bereits in der Normandie altadlige Herren waren, so daß der Familienstolz der Byrons wenigstens ein historisch wohlbegründeter zu nennen ist. Aber auch durch Thaten kühner und rühmlicher Art haben Vorfahren des Dichters sich mehrfach ausgezeichnet. Zu Horestan Castle residirend hatten sie

weite Landstriche in den Grafschaften Derby und Lancaster in Besitz, und der Name Byron wird unter Denen genannt, welche sich bei der Belagerung von Calais unter Edward III. auszeichneten. Byrons kämpften bei Cressy, Bosworth und Marston Moore. Auch unter den Kreuzfahrern nimmt der Dichter an mehr als einer Stelle für seine Ahnherren einen Platz in Anspruch, auf Sagen und Ueberlieferungen in dieser Beziehung mehr als auf sichere geschichtliche Kunde sich stützend.

Das Grundeigenthum der Familie wurde bedeutend vergrößert, als Heinrich VIII. einen Theil der unermeßlichen Liegenschaften, welche ihm bei Auflösung der Klöster und Stifter zufielen, an seine Günstlinge verschenkte. Zur Zahl derselben gehörte Sir John Byron, der Kleine „mit dem großen Barte" genannt. Eine damals nicht ungewöhnliche Bezeichnung, wie denn auch Walter Scott unter seinen Vorfahren einen zählt, welcher den Beinamen des Bärtigen führte.

Sir John wurde mit der von Heinrich II. um 1170 gegründeten Abtei Newstead und den dazu gehörigen Ländereien belehnt und sein Enkel erfuhr durch Jacob I. die Auszeichnung, unter die Ritter des Bathordens aufgenommen zu werden.

Gute Hauswirthschaft scheint von alter Zeit her nicht zu den Tugenden der Byrons gehört zu haben, denn

dem neuen Ritter ertheilte ein alter Oheim den Rath, seine Dienerschaft auf die für die damaligen Zeit- und Rangverhältnisse sehr mäßige Zahl von vierzig oder fünfzig zu beschränken.

Den Lordstitel erhielt zuerst der Urenkel des Ritters, der mit Newstead beliehen worden war, als wohlverdiente Auszeichnung für die Treue und Beständigkeit, mit welcher derselbe während der ganzen Zeit der bürgerlichen Unruhen sich auf Seiten der Stuarts gehalten hatte. Zum Baron Byron von Rochdale in der Grafschaft Lancaster wurde von Carl I. der neue Pair des Reiches für sich und seine Nachfolger ernannt. Unser Dichter hat in einem seiner frühesten poetischen Versuche: „Abschied von Newstead Abbey", eine ganze Reihe seiner Vorfahren besungen und man kann ihre Namen und ihre wirklichen und sagenhaften Thaten dort nachlesen.

Nach den Bürgerkriegen vergingen wohl hundert Jahre, während deren kein Mitglied der Byron'schen Familie sich in der englischen Geschichte bemerklich machte, bis der Großvater unsers Dichters, der spätere Admiral Byron, durch seine kühnen, während einer 1764—1766 vollbrachten Weltumsegelung*) bestandenen See-

*) Charnocus Biographia navalis, London 1794—96, enthält die Lebensbeschreibung des Admirals. Von seiner Reise hat er selbst

abenteuer die Augen der Welt von Neuem auf das altberühmte Geschlecht lenkte. Ebensoviel, obgleich nicht in so ehrenvoller Weise, machten des Dichters Großonkel und sein eigner Vater, Capitain Byron, von sich reden. Der Erstgenannte gerieth einst in einem Gasthause in London mit seinem Verwandten und Gutsnachbarn, Mr. Chaworth, in Streit und bestand darauf, daß die Sache sofort durch die Waffen entschieden werde. Man focht ohne Secundanten beim schwachen Schein einer Kerze, und Chaworth, obgleich ein ausgezeichneter Fechter, ward tödtlich verwundet und starb kurz nachher. Er hatte noch Zeit gehabt, den Hergang zu erzählen und das Gericht der Leichenbeschauer that den Spruch, daß ein Mord geschehen sei. Lord Byron ward in den Tower geschickt und vor den Gerichtshof der Pairs gestellt, aber endlich auf sein Gut entlassen, wo er in Einsamkeit seine Tage beschloß. Capitain Byron, des Dichters Vater, kam wegen Entführung der Gattin des Marquis von Carmarthen in Untersuchung. Eine Scheidung war die Folge des Prozesses. Byron heirathete die Entführte, welche ihm eine Tochter, Augusta, gebar und 1784 starb. In zweiter Ehe vermählte er sich mit Ca-

---

und auch einer seiner Officiere eine Beschreibung herausgegeben. Letztere erschien 1769 in Lemgo deutsch übersetzt.

tharine Gordon, einzigen Tochter und Erbin von George Gordon von Gight, von nicht minder alter und edler Abstammung als Byron, denn die Gordons galten für eins der vornehmsten Geschlechter in Schottland, und stammten in directer Linie von dem Grafen Huntley ab, dem Eidam des schottischen Königs Jacob I.

Es währte nach der Heirath nicht lange, so hatte Capitain Byron die liegende und fahrende Habe seiner Gattin verthan, um einen Theil seiner Schulden zu bezahlen, so daß die getäuschte Dame nach zwei Jahren nur noch eine Rente von 150 Ls. übrig behielt, welche bei einigen zuverlässigen Männern für sie sicher gestellt waren. Die Tochter erster Ehe wurde bei ihrer mütterlichen Großmutter, Lady Holderneß, erzogen und kam mit der Stiefmutter fast nie in Berührung. Das Byron'sche Ehepaar siedelte bald nach Frankreich über, von wo Mrs. Byron aber im Jahre 1787 nach England ohne ihren Gemahl zurückkehrte, mit dem sie sich sehr schlecht vertrug. Dies muß theils ihrem heftigen Temperamente, theils natürlicherweise dem Umstande zugeschrieben werden, daß sie für einen Mann, der sie in Beziehung auf seine Vermögensverhältnisse hintergangen und so schnell die Güter der stolzen Erbin durchgebracht hatte, keine besondre Hochachtung fühlen konnte. — Aber sie hatte ihn einmal geliebt. Ihr Charakter

war ein durch und durch leidenschaftlicher, und gänzlicher Mangel an Selbstbeherrschung bildete einen Hauptzug desselben. Wo indessen ihr heftiges Temperament nicht in's Spiel kam, scheint sie eine durchaus ehrenhafte Frau von adliger Gesinnung gewesen zu sein. Ihr ungemessener Stolz wurde weder durch das traurige Schicksal ihrer Ehe, noch durch den Verlust ihres Vermögens gebeugt, und sie richtete sich mit ihrer kärglichen Jahreseinnahme nicht nur auf's Sparsamste ein, sondern bezahlte auch die Schulden, welche sie ab und zu noch für den unwürdigen Gatten machen mußte, auf's Pünktlichste. Hatte diesen auch bei seiner Heirath das Interesse allein geleitet, so hatte er es doch verstanden, während seiner Werbung der Dame seiner Wahl den Glauben beizubringen, daß sie geliebt werde. Von diesem Glauben legte sie einst ein ebenso auffallendes als unwillkürliches Zeugniß ab. Als sie im Edinburgher Theater einem Trauerspiele beiwohnte, wurde sie durch die Darstellungskunst der berühmten Siddons so gewaltig erschüttert, daß sie das Bewußtsein verlor und in Krämpfe verfiel, und während man sie heraustrug, rief sie fortwährend: Oh mein Byron, mein Byron!

Eine solche Neigung von einer starken Natur so tief gefaßt, verliert sich niemals ganz, und so ist es denn auch zu erklären, daß sie an ihrem unwürdigen Gatten

bis zu dessen Ende ein lebhaftes Interesse nahm und ihn zu unterstützen fortfuhr, so weit ihre sehr beschränkten Mittel es gestatteten. Sie hatte ihn, wie erwähnt, in Frankreich zurückgelassen, als sie in den letzten Wochen des Jahres 1787 nach London sich begab. Hier*) nun gebar sie, in seiner Abwesenheit, am 22. Januar 1788 ihr erstes und einziges Kind, einen Sohn, welcher in der Taufe den Namen George erhielt, während seinem Familiennamen, nach einer alten Stiftung des Hauses seiner Mutter, der Name Gordon hinzugefügt wurde. Georg Gordon Byron hieß also der Knabe. Taufzeugen waren der Herzog von Gordon und ein Obrist Duff.

Der junge Byron**) blieb mit seiner Mutter zwei Jahre lang in London. 1790 verlegte dieselbe aber ihren Wohnsitz in ihr schottisches Geburtsland und mie-

*) Dallas behauptet in seinen Erinnerungen an Lord Byron, daß derselbe in Dover geboren sei. Diese Behauptung, welche sich auf angebliche Mittheilung von Seiten der gemeinschaftlichen Verwandten des Herrn Dallas und Lord Byron's stützt, steht mit allen übrigen Nachrichten im Widerspruch. Auf die Graburne des Dichters ließ dessen Schwester London als Geburtsort setzen.

**) Den Namen Byron hat der Dichter selbst abwechselnd bald lang (Beiron), bald kurz (Biron) ausgesprochen. Meistentheils aber kurz, und zwar so, daß es wie Birn klang. Dies erzählt Hunt, der es sehr wohl wissen mußte. Auch Lady Blessington und Andre bestätigen es.

thete eine Wohnung in Aberdeen. Ihr Gatte kehrte auf kurze Zeit zu ihr zurück und sie lebten sogar in demselben Hause. Allein die Unverträglichkeit der Charaktere bewirkte bald eine förmliche Trennung und sie bezogen verschiedene Wohnungen, obgleich sonderbarer Weise in der nämlichen Straße. Der vollständige Bruch zwischen ihnen erfolgte jedoch nicht plötzlich und auf einmal. Beide waren zu leidenschaftliche Naturen und zu sehr von den Eindrücken des jedesmaligen Augenblicks beherrscht, als daß nicht auch zuweilen Momente eingetreten sein sollten, wo sie, ihres Grolles vergessend, sich einander wieder näherten. Dadurch ist es erklärlich, daß sie noch eine Zeit lang ab und zu einander besuchten, ja mehr als einmal gemeinschaftlich speisten, bis allmälig die Ueberzeugung von gegenseitiger gänzlicher Unverträglichkeit so stark wurde, daß diese Annäherungen aufhörten. An dem Kinde, welches bei seiner Mutter geblieben war, fuhr Capitain Byron auch nachher noch fort, lebhaftes Interesse zu zeigen und er redete es jedes Mal an, wenn er ihm mit seiner Amme begegnete, ja er ließ seine Frau wiederholt darum bitten, ihm den Kleinen auf einen oder ein Paar Tage als Gast zu überlassen. Frau Byron wollte sich Anfangs nicht dazu verstehen, bis die Wärterin ihr den Rath gab, es nur auf eine Nacht zu versuchen, der wilde Knabe werde dem

einzelnen Herrn schon so zusetzen, daß er es bald satt bekommen werde. Und so geschah es. Frau Byron war damals in ihren Mitteln so beschränkt, daß sie außer der Wärterin des Kindes keine anderen Dienstboten halten konnte. Der Knabe ward daher zu dem Vater geführt, und bei demselben ohne seine gewohnte Pflegerin allein gelassen. Da zeigte er sich denn höchst unbändig und als man am andern Morgen sich erkundigte, wie es mit dem Kinde ergangen sei, gab Capitain Byron zur Antwort, daß er an dem Besuche vollkommen genug habe, und man das Kind nur wieder zur Mutter zurückbringen möge.

Die heftigen Leidenschaften, welche später in der Seele des Mannes stürmten, zeigten ihre Vorboten schon deutlich in dem Kinde, und es wird berichtet, daß er bereits in zartem Alter Anfälle von stummer Wuth hatte, wie man sie sonst bei so jungen Geschöpfen selten findet. Als er eines Tags gescholten wurde, weil er das neue Röckchen, welches man ihm so eben angezogen, gleich wieder beschmutzt hatte, erwiederte er kein Wort. Aber er wurde bleich wie der Tod, und mit beiden Händchen das Kleidungsstück ergreifend, zerriß er es von oben bis unten, und trotzte in stummer Wuth dem Aerger der Wärterin. Ja es wird noch irgendwo als Reliquie eine

Untertasse aufbewahrt, aus welcher das Kind einst in einem solchen Anfall von stiller Empörung geradezu ein Stück herausgebissen hatte. Dergleichen Scenen waren bei dem Knaben übrigens keineswegs von eigner Erfindung, sondern er ahmte darin nur das Beispiel seiner leidenschaftlichen Mutter nach, bei der es nur einer unbedeutenden Veranlassung bedurfte, um sie in solche Wuth zu versetzen, daß sie, was ihr in die Hand kam, umherschleuderte, sich die Haube vom Kopfe riß oder mit den Füßen stampfte. — Ueberhaupt hat Byron von Jugend auf und durch sein ganzes Leben hindurch das Unglück gehabt, daß böses Beispiel und Versuchungen aller Art ihn auf eine Weise bestürmten, wie es selten bei einem andern Menschen der Fall gewesen sein mag, und diesen Umstand darf man nie aus den Augen lassen, wenn man über seine vielfachen Verirrungen ein gerechtes Urtheil fällen will. Denn im Grunde seines Herzens war der Knabe gut und wohlwollend, und unter einer consequenten streng sittlichen Leitung hätten seine moralischen Anlagen sich zu eben so herrlicher Blüthe entwickeln können, wie die Gaben des Verstandes und der Phantasie. Aber der Byron, der er geworden ist, wäre er dann nicht geworden, und was er unter so veränderter Leitung geleistet hätte, wer will sich vermessen, das zu berechnen? Daß aber die bessere Natur in dem Knaben hätte zur Herr-

schaft kommen können, und daß die, welche ihn mit Liebe und Geduld zu behandeln verstanden, ihn vollkommen fügsam fanden, und sich durch einen Zug von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit gefesselt fühlten, darin stimmen alle seine Jugendwärter und Lehrer eben so überein, wie die Freunde seines reiferen Alters. Ja sogar wenn man die Schriften seiner Feinde mit unparteiischem Auge liest, kommt man zu demselben Resultate. Zum größten Unglück für den Knaben war aber die eigene Mutter desselben am allerwenigsten befähigt ihn zu leiten, und die so gleichen und eben darum so oft einander bekämpfenden Naturen Beider ließen leider die Zärtlichkeit nicht aufkommen, welche ein Kind gegen seine Eltern empfindet. Das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn ist bis an's Ende ein kaltes geblieben, und wenn auch der Dichter in seinen reiferen Jahren sich in den äußern Grenzen kindlicher Pflichterfüllung hielt, so ist doch leider sein Jugendleben durch vielfache Ausbrüche oft roher und unnatürlicher Zuchtlosigkeit befleckt, die nur begreiflich werden durch die unheilvolle Leidenschaftlichkeit einer Mutter, bei der selbst ein Umstand, welcher sonst die Zärtlichkeit noch erhöht, dazu dienen mußte, das gestörte Verhältniß noch mehr zu vergiften. Der junge Byron war nämlich von dem ersten Lebenstage an mit einem körperlichen Schaden behaftet. Einer seiner

Füße, oder wie Einige behaupten, sogar beide*), war aus seiner natürlichen Lage gerenkt, und die berühmtesten Aerzte wurden vergeblich zu Rathe gezogen, um das Uebel zu beseitigen. Die heutzutage so leichte und häufig angewendete Sehnendurchschneidung kannte man damals noch nicht, oder sie wurde wenigstens nicht versucht. Man quälte das Kind, ohne einen Erfolg zu erzielen, mit Bandagen und orthopädischen Maschinen, welche so unbequem waren, daß sie ihn am Einschlafen hinderten. Die Wärterin saß dann bei seinem Bette, und erzählte ihm Märchen und Legenden, oder sie lehrte ihn die Psalmen und andere kirchliche Stücke hersagen, an welchen der Knabe so viel Gefallen fand, daß, wie er später öfters äußerte, sich von jener frühen Zeit her seine Vorliebe für die Bibel, namentlich für die Schriften des alten Testamentes datirt. Die Lahmheit des Fußes wurde nicht gehoben, und hinderte ihn sein ganzes Leben lang mehr oder weniger am Gehen. Diese Gebrechlichkeit ihres einzigen Kindes hätte der Mutter einen natürlichen Anreiz zu erhöhter Liebe und Zärtlichkeit geben sollen, allein die Wildheit ihrer Natur war so groß, daß sogar das körperliche Mißgeschick des Sohnes ihr dazu dienen mußte, in

*) Trelawney, welcher Byron's Leichnam gesehen hat, sagt: both his feet were clubbed and his legs withered to the knee.

ihren Wuthausbrüchen das Kind mit seinem lahmen Fuße zu verhöhnen, welches sie dann wieder, wenige Augenblicke nachher mit ebenso ausschweifenden Liebkosungen fast zu ersticken drohte.

Eine solche Behandlung der Mutter hat in dem Dichter bis an sein Ende fortgewirkt, und sie war namentlich von Einfluß auf die Art und Weise, mit der er sein Leiden ertrug, oder vielmehr voll Erbitterung dagegen ankämpfte. Auch Walter Scott war von Jugend auf lahm, wie denn mehr als Eine solcher zufälligen Aehnlichkeiten zwischen beiden Dichtern aufzuweisen ist. Allein wie verschieden verhielten sich Beide ihren auferlegten Leiden gegenüber. Scott nahm die Sache humoristisch, und fand in seinem kranken Fuße einen Antrieb, durch Ausbildung der übrigen körperlichen Anlagen den Mangel des kräftigen Auftretens möglichst zu ersetzen. Auch Byron that dies. Aber seine Verkrüppelung, wie er es nannte, war für ihn vor allen Dingen eine Kränkung der Eitelkeit, und niemals konnte er dieselbe vergessen und überwinden. Auf alle Weise suchte er durch Anzug und Stellung des Körpers das Leiden den Blicken Anderer zu entziehen, und er empfand es als tödtliche Beleidigung, darauf in irgend einer Weise aufmerksam gemacht zu werden. Als einst ein Mädchen mit einem andern kleinen Kinde sich zu Byron's Wärterin gesellte, und bedauernd

äußerte, wie schade es sei, daß ein so hübscher Knabe einen solchen Fuß habe, da schlug der kleine George mit seiner Peitsche nach ihr, und rief: Davon sollst Du nicht sprechen! Als er dagegen einem andern lahmen Jungen begegnete, fühlte er diesem gegenüber sich erleichtert, und sagte: Komm mit mir, dann gehn ein Paar Klumpfüße die Straße entlang.

Unter Walter Scott's Vorfahren führte einer, ein tapferer Ritter, den Beinamen: Hinkefuß. An diesen erinnerte Scott sich seines gleichen Gebrechens wegen stets mit Vorliebe, und bemerkte dabei, daß es für Byron gewiß heilsam gewesen wäre, wenn derselbe unter seinen Ahnen gleichfalls einen Lahmen entdeckt hätte. Noch sei hier eines Vorfalls gedacht, welcher in Byron's Jugendleben sich ganz ebenso zutrug, wie bei dem Knaben Walter Scott. Byron wurde einst mit in's Theater genommen, und durch die Darstellung in so heftige Mitleidenschaft gezogen, daß er von seinem Platze aus in das Stück hineinredete. Als nämlich zwei Personen des Schauspiels mit einander stritten, ob es die Sonne oder der Mond sei, was sie vor sich sähen, da sprang der kleine George von seinem Sitze in die Höhe, und rief: „Aber ich sage, es ist der Mond, Sir!“

Im Jahre 1791 starb Capitain Byron in Valenciennes, wohin er sich zurückgezogen hatte.

Bei der Nachricht von diesem Ereignisse ergoß sich seine Gattin in einen Strom von leidenschaftlichen Klagen, und bekundete dadurch, daß wenigstens sie aus wirklicher Neigung eine Verbindung geschlossen hatte, welche von Seiten des Gatten nur aus unwürdigen äußeren Rücksichten eingegangen worden war. Ihre nächsten Umgebungen hatten darüber längst keinen Zweifel gehabt; denn noch in der Zeit, wo sie sich gänzlich von ihm losgesagt hatte, ward sie dennoch niemals müde, einen Jeden, der mit dem Capitain zusammengetroffen war, genau und umständlich über das Aussehen und das Befinden desselben auszuforschen.

Zweites Kapitel.

Knabenjahre.

Ueber den ersten Unterricht, welchen der Knabe empfing, liegen uns folgende eigenhändige Aufzeichnungen des Dichters vor:

„Einen Theil meiner frühesten Kindheit verlebte ich in Aberdeen. Ich habe die Stadt nach meinem zehnten Jahre nie wieder gesehen. Mit fünf Jahren, oder noch

früher schickte man mich zu einem Herrn Bowers in die Schule. Es war eine Anstalt für Knaben und Mädchen zugleich. Ich lernte da fast nichts, als die Lection der einsylbigen Worte aus dem ABC-Buche (Gott schuf die Welt — dankt Gott hier für), die ich so oft hörte, daß ich sie auswendig hersagen konnte, ohne einen Buchstaben zu kennen. Als man zu Hause sich von meinen Fortschritten überzeugen wollte, wiederholte ich diese Sylben mit äußerster Geläufigkeit; sobald man aber die Seite umschlug und ich fortfuhr die nämlichen Worte herzusagen, da wurde der geringe Umfang meiner Kenntnisse offenbar. Ich bekam Ohrfeigen (und doch verdienten meine Ohren am wenigsten Prügel, denn ich hatte meine ganze Gelehrsamkeit nur durch's Gehör) und mein Geist wurde einem neuen Lehrer zur Ausbildung anvertraut. Es war dies ein frommer gescheuter kleiner Candidat, Namens Roß, der später irgendwo eine Predigerstelle erhielt. Bei ihm machte ich erstaunliche Fortschritte, und bis auf diesen Tag ist sein mildes Wesen und die gutmüthige Art, mit der er mich auf's Fleißigste unterrichtete, mir erinnerlich geblieben.

Von dem Augenblick an, wo ich lesen konnte, war Geschichte meine Leidenschaft, und ganz besonders nahm mich, ohne daß ich wußte weshalb, die Schlacht am See Regillus aus der römischen Geschichte in Anspruch. Noch jüngst, als

ich von den Höhen von Tusculum auf den kleinen See herabblickte, der einst Regillus hieß, und sich in der weiten Fläche vor mir wie ein Punkt ausnahm, kam meine jugendliche Begeisterung über mich, und ich gedachte des alten Lehrers."

Später erhielt ich einen sehr schwermüthigen, ernsten, aber liebevollen jungen Mann zum Lehrer, der Paterson hieß. Er war der Sohn meines Schuhmachers, hatte aber viel gelernt, wie alle Schotten. Bei ihm lernte ich Lateinisch, bis ich in eine höhere Schule kam, wo ich bald nach Sekunda aufrückte. Aus dieser Classe ging ich ab, weil mein Onkel starb, und man mich nach England brachte, wo ich ja aus dem Ei gekrochen war. Meine schöne Handschrift, die ich jetzt kaum selbst lesen kann, habe ich mir nach Anleitung der zierlichen Vorschriften eines Herrn Duncan erworben, der sich über meine Fortschritte nach dieser Richtung hin nicht sehr freuen würde. Jedenfalls habe ich damals besser geschrieben als nachher. Eile und Aufregung aller Art haben eine so hübsche Handschrift verdorben, wie je eine auf's Papier kam."

Noch im Jahre 1831 lebte der alte Pförtner, welcher sich gar wohl des kleinen Knaben in rother Jacke und Nankinghosen erinnerte, den er so oft aus dem Schulgarten hat herauswerfen müssen. Er sowohl,

wie viele der Schulgenossen gedenken des kleinen George als eines lebhaften, hochherzigen und gefühlvollen Knaben, der bei aller Leidenschaftlichkeit und bis zur Rachsucht gesteigerten Heftigkeit, doch voll Anhänglichkeit für seine Kameraden war. Schläge theilte er weit öfter aus, als er sie empfing. Ueberhaupt ging sein Ehrgeiz mehr dahin, sich durch Kühnheit und Geschicklichkeit in allen Leibesübungen als durch Lernen auszuzeichnen. Sein Platz in der Classe war daher gewöhnlich weit unten, und nur von Zeit zu Zeit, wenn sein Stolz besonders geweckt wurde, schwang er sich plötzlich empor. Bei solchen Gelegenheiten pflegte alsdann der Lehrer wohl zu sagen: „Nun George, mein Sohn, laß sehen, wie bald Du wieder der letzte sein wirst.“

Eine Kinderkrankheit, welche der achtjährige Knabe 1796 durchzumachen hatte, veranlaßte die Mutter, mit dem kleinen Reconvalescenten einen Sommeraufenthalt in den schottischen Hochlanden zu nehmen, und zwar in dem Hause des Obristen Duff, seines Pathen, nicht fern von einer romantischen Gebirgsgegend, und von den jugendlichen Eindrücken, die er dort empfing, hat der Dichter später seine Vorliebe für wilde Naturschönheiten hergeleitet. „Seit jener Zeit“, sagte er, „liebe ich so sehr alle gebirgigten Gegenden. Nie vergesse ich den Eindruck, den wenige Jahre nachher in England selbst

ein ganz unbedeutender Berg auf mich machte. Und später in Cheltenham blickte ich jeden Abend bei Sonnenuntergang mit einem Gefühl, das ich nicht beschreiben kann, zu den Bergen hinüber."

Diese Begeisterung für Naturschönheiten sollte aber nicht der einzige Jugendeindruck bleiben, welchen der Knabe damals empfing, vielmehr wurden in vorzeitigster Frühe bei ihm noch andere Gefühle rege, welche in weit stärkerem Maße als die Freude an Strömen und Bergen bestimmt waren, auf sein ganzes Leben von entschiedenstem Einfluß zu werden.

In dem Märchen vom neuen Paris erzählt Goethe, wie ihm als siebenjährigen Knaben im Traume die lieblichsten Mädchengestalten auf den Fingerspitzen umhergetanzt hätten, als Vorbilder der Frauen, unter denen er einst zu wählen haben würde. Ein betäubender Schlag machte der lieblichen Erscheinung ein unerwünschtes Ende. — Den Knaben Byron umgaukelte ebenfalls im zarten Alter eine Mädchengestalt, aber eine leibhaftige, in der Person der kleinen Marie Duff, einer Verwandten seines Pathen, und schon damals ward es klar, daß sein wunderbar organisirtes Herz sich zu weiblichem Reize verhielt, wie Pulver zum Feuerfunken. Noch in seinem 26. Jahre hat er später dieser kindischen Neigung mit folgenden Worten sich erinnert:

„In letzter Zeit habe ich recht viel an Marie Duff gedacht. Wie seltsam, daß ich mit so vollkommen hingebender Zärtlichkeit an diesem Mädchen hangen konnte, zu einer Zeit, wo ich doch unmöglich Leidenschaft empfinden oder auch nur den Sinn des Wortes Leidenschaft verstehen konnte. Meine Mutter pflegte mich immer mit dieser kindischen Liebe zu necken, und viele Jahre später, als ich 16 Jahre alt war, sagte sie eines Tages ganz unvorbereitet zu mir: „O Byron, ich habe einen Brief aus Edinburgh gehabt. Dein altes Liebchen Marie Duff hat sich an einen Herrn C. verheirathet.“ Und was erwiderte ich hierauf? Ich kann mir von meinen Gefühlen in jenem Augenblicke keine Rechenschaft geben, aber ich verfiel fast in Krämpfe, und versetzte meine Mutter dermaßen in Schrecken, daß sie gegen mich der Sache nie wieder erwähnte, sondern sich darauf beschränkte, sie allen ihren Freundinnen zu erzählen. — Wie wunderbar ist dies ganze Verhältniß! wir waren Beide in jener frühen Zeit ganz kleine Kinder, und ich hatte und habe mich seitdem mehr als fünfzig Mal verliebt, und doch erinnere ich mich noch jedes Wortes, das wir mit einander gesprochen haben, jeder Liebkosung, ihres Aussehens, meiner Unruhe, meiner Schlaflosigkeit, und wie ich meiner Mutter Zofe quälte, daß sie in meinem Namen an sie schreiben sollte, was sie zuletzt auch that, um

nur Ruhe zu haben. Auch unserer Spaziergänge erinnere ich mich, und der Glückseligkeit, in der Kinderstube des Hauses in Aberdeen neben ihr sitzen zu dürfen, während Helene, die jüngere Schwester mit ihrer Puppe vor uns saß, und zusah, wie wir Liebesleute spielten. Sicherlich hatte ich dabei damals und auch noch viele Jahre später keine Vorstellung von irgend etwas Unrechtem, und dennoch war meine Leidenschaft für das Kind so gewaltig, daß ich manchmal zweifle, ob ich je nachher wirklich geliebt habe. Sei dem wie ihm wolle, die Nachricht von ihrer Verheirathung traf mich viele Jahre nachher wie ein Donnerschlag, zum Entsetzen meiner Mutter und zum Erstaunen aller Menschen."

Aus dieser wunderlichen Erzählung sehen wir, in wie schlechten Händen die sittliche Erziehung des Knaben sich befand. Die Mutter, statt einem für das leidenschaftliche Kind so verderblichen Treiben ein Ende zu machen, ergötzte sich an demselben, ja was noch schlimmer ist, sie steigerte den Unfug durch Neckereien, und die Wärterin schrieb billets doux für den Burschen, dem eine fühlbare Züchtigung weit heilsamer gewesen wäre. So früh schon fangen die verderblichen Einflüsse zu wirken an, die bei Byron sein ganzes Leben lang sich fortsetzen, und der Entwicklung einer ernsten und sittlichen Richtung entgegenarbeiten sollten! —

Dazu kam nun die unselige Stellung des Knaben als Anwärter auf die Pairswürde, zwischen der und ihm damals noch ein Enkel seines Großoheims, des fünften Lord Byron in der Mitte stand. Dieser junge Mann starb bereits 1794 in Corsika, und George war seitdem der gesetzliche Erbe der Herrschaft, und hatte von dieser seiner Stellung auch bereits sehr frühe das volle Bewußtsein, so daß, als einst die Rede eines Parlamentsmitgliedes vorgelesen wurde, und Jemand gegen den Knaben äußerte: „Vielleicht werden wir von Dir ebenfalls einmal eine solche Rede lesen, die Du im Unterhause gehalten," das Kind sofort erwiderte: „Das hoffe ich nicht! Wenn ich jemals Reden halte, so wird es im Hause der Lords sein!"

Leider sollten nur zu frühe diese stolzen Erwartungen sich verwirklichen. Lord Byron V. starb 1798, und die Pairswürde ging auf den damals zehnjährigen Knaben über, der nunmehr den Titel Lord Byron zugleich mit den allerdings tiefverschuldeten Besitzungen seines alten Hauses überkam.

Man muß sich die englischen Adelsverhältnisse vergegenwärtigen, um die Bedeutung eines solchen Ereignisses zu würdigen, und den gewaltigen Einfluß zu begreifen, den dasselbe auf die ganze Persönlichkeit und den Charakter des Kindes üben mußte.

Adlige, im strengsten Sinne des Wortes, sind in England nur die Mitglieder des Hauses der Lords. Etwa vierhundert Männer. Eine viel geringere Zahl also, als es bei uns in Deutschland Könige, Fürsten und Prinzen giebt.

Schon hieraus folgt, daß ein Lord in der That keineswegs etwas Geringeres ist, als ein deutscher Fürst. Seiner eigenen Meinung nach ist er aber ein noch weit vornehmeres und mächtigeres Wesen, und die Großen Englands werden keineswegs anerkennen, daß z. B. ein Großherzog von Mecklenburg oder von Sachsen etwas mehr sei als sie. Viele von ihnen sind auch wirklich nicht nur reicher als diese kleinen Monarchen, sondern sie halten den politischen Einfluß, den sie als geborne Gesetzgeber Großbritanniens üben, für viel wünschenswerther und bedeutender, als die Macht jener regierenden Herren. Auch herrschen sie auf ihren ausgedehnten Besitzungen wirklich fast unumschränkt, denn die persönliche Freiheit jedes Engländers kann es nicht hindern, daß die Bewohner einer Baronie von ihrem Lord in vollständiger Abhängigkeit leben. Freie Grundbesitzer sind in Großbritannien viel weniger zahlreich, als bei uns, und der größte Theil der landbauenden Bevölkerung steht zu einem Oberherrn in einer dem bloßen Pachtverhältnisse mehr oder weniger ähnlichen Beziehung,

und unterliegt der Willkür des Herrn, welcher an ihre Stelle einen andern Pächter einsetzen kann. Indem die Lords auf diesem Wege sich unter Anderm auch auf die Wahlstimmen ihrer Hintersassen den größten Einfluß erhalten haben, welchen die Reform der Wahlgesetze kaum zu schmälern im Stande gewesen ist, besetzen sie indirect auch heute noch eine große Anzahl von Stellen im Unterhause, und sind dadurch ein doppelt einflußreicher Factor der Gesetzgebung, Regierung und Verwaltung. Sie sind außerdem Friedensrichter, und üben mittelst dieses Amtes eine weit gewaltsamere, nur von der Oeffentlichkeit und Preßfreiheit in Schranken gehaltene Herrschaft über die Freiheit der Einwohner ihres Bezirks, als unsere Landräthe. Und doch verschwindet diese politische Macht und Herrschaft fast gegen die sociale Stellung, die sie einnehmen.

Diese zu verstehen muß man sich daran erinnern, daß das ganze englische Volk durchaus aristokratisch ist, und daß Geburt und Geld zwei Götzen sind, deren Anbetung selbst die edelsten und gebildetsten Briten sich nicht zu entziehen vermögen. Da nun der Lord in seiner Person Adel und Reichthum vereinigt, so ist er in seinem Lande die Verkörperung dessen, was von Allen am meisten begehrt und angestaunt wird.

Mit einem Lord zu sprechen ist eine hohe Ehre.

Neben ihm auf der Straße gehen zu dürfen, ist ein Vorzug, der den Neid aller Freunde und Bekannten erweckt. Seine Verwandten und Schützlinge werden durch seine Vermittlung und Fürsprache zu allen ansehnlichen und einträglichen Stellen berufen, fast in noch höherem Maße, als dies bei unserem Adel der Fall ist.

Ein unverheiratheter Lord, gleichviel ob er alt oder jung, schön oder häßlich, gut oder lasterhaft ist, bleibt das Ziel der Wünsche für alle Mütter heirathsfähiger Töchter und ebenso sehr für diese selbst, und gar ein junger liebenswürdiger Lord ist ein Halbgott, der sich herabläßt, eine Sterbliche zu beglücken. Um dies vollständig zu begreifen, braucht man sich nur den Fall zu denken, daß die Tochter eines kleinen deutschen Gutsbesitzers durch Heirath zur regierenden Fürstin erhoben würde. Und auch das reicht noch nicht aus, weil bei uns die junge Dame durch eine solche Mißheirath allemal in eine schiefe gesellschaftliche Stellung gerathen würde, während in England der Begriff einer Mißheirath vollständig unbekannt ist, so unbekannt, daß sogar die Könige und Königinnen Großbritanniens aus Verbindungen stammen, aus welchen nach deutschem Rechte niemals ebenbürtige Kinder hervorgehen könnten. Nicht nur war die Königin Elisabeth aus der Ehe Heinrichs VIII. mit einem Hoffräulein entsprossen, sondern

auch der Stammvater des jetzt regierenden Hauses, Jacob I., war der Sohn aus der Ehe Maria Stuarts mit einem Unterthanen, dem Lord Darnley.

Alles dies und noch vieles Andre muß man sich vergegenwärtigen, um den Eindruck zu begreifen, den es auf einen Mann, und wieviel mehr noch auf einen bloßen Knaben machen muß, aus dem bürgerlichen Stande plötzlich zu dem Range eines Pairs von England erhoben zu werden. Wenn nun jemals ein Kind vermöge seines Naturells geeignet war, durch einen solchen Glückwechsel in die schlimmsten Versuchungen des Hochmuths und des Uebermuths zu gerathen, so war es der kleine George Byron. Als er die Nachricht erhielt, daß er nun ein Lord sei, lief er zu seiner Mutter und fragte: Ob sie eine Veränderung an ihm wahrnehme? Er selbst habe in den Spiegel gesehn, aber nichts bemerken können.

Daß der Knabe von der gewaltigen Umwandlung, die in seiner Lebensstellung eingetreten war, auch eine an seiner Person wahrnehmbare Wirkung erwartete, ist kaum zu verwundern. War er doch in den Augen seiner Umgebungen von nun an ein Wesen höherer Art! Gleich am andern Tage redete der Schullehrer, als die Knaben ihre Anwesenheit in der Schule durch Aufstehen zu bekunden hatten, ihn mit „Dominus“ an. Sogleich waren Aller Augen auf ihn gerichtet, was den Knaben so

verwirrte, daß er die gebräuchliche Antwort „adsum“ nicht über die Lippen bringen konnte, und vor Aufregung und innerer Bewegung in einen Strom von Thränen ausbrach.

Noch im Sommer desselben 1798. Jahres verließ der junge Lord Byron, von seiner Mutter und seiner Wärterin begleitet, Schottland, um das Schloß seiner Ahnen in Besitz zu nehmen. Als man das letzte Chausseehaus erreichte, von wo aus man den Park von Newstead Abbey vor sich liegen sah, that Mrs. Byron, als wenn sie die Gegend nicht kennte, und fragte die Einnehmerin, wem die Herrschaft gehöre. Das Weib erwiederte: Der letzte Eigenthümer, Lord Byron, sei vor einigen Monaten gestorben. „Und wer ist der Erbe?“ fragte die stolze und glückliche Mutter. „Es soll“, war die Antwort, „ein kleiner Junge sein, der in Aberdeen lebt.“ Da konnte die Wärterin sich vor Entzücken nicht länger halten, sie küßte den kleinen George, den sie auf dem Schooße hielt, und rief aus: „Und dieser hier ist es, Gott segne ihn!“

Welche Betrachtungen drängen sich uns auf, wenn wir das Kind in solcher Begleitung und unter solchen Umständen in die neuen Besitzungen seinen Einzug halten sehen!

Der bisherige Eigenthümer von Newstead Abbey

war ein seltsamer, heftiger und menschenscheuer alter Herr gewesen. Der Prozeß, in welchen er wegen jener Duellgeschichte verwickelt worden, hatte seinem guten Rufe geschadet und ihn nur noch abgeschlossener und wunderlicher gemacht. Um seine Familie kümmerte er sich nicht viel. Der Tod des Enkelsohnes ergriff ihn ebenso wenig wie der vorangegangene Tod seines leiblichen Erben, und von dem Knaben George hatte er niemals Notiz genommen. Wenn er in seltenen Fällen von ihm sprach, so bezeichnete er ihn nur als den kleinen Jungen in Aberdeen.

Seine Gutsangehörigen liebten ihn nicht. Er konnte nichts für sie thun, weil seine Vermögensumstände zerrüttet waren. Selbst den Wald hatte er schon zum großen Theile niedergeschlagen und verkauft. Die Gebäude waren in Verfall, und trugen durch diesen ihren Zustand mit dazu bei, einen unheimlichen Nimbus um den Besitzer zu verbreiten, der in diesen alten Mauern von der Welt sich abschloß. Unheimliche Sagen, obgleich reine Erfindungen oder grobe Entstellungen, waren über ihn im Umlauf. Er sollte einst seinen Kutscher erschossen und seine Gattin gezwungen haben, mit der Leiche allein weiter zu fahren. In dem Schloßteiche zeigte man eine Stelle, wo er Lady Byron hinabgestürzt hätte, eine Verläumdung, die ihren Ursprung in dem Umstande hatte, daß hier einst eine junge Dame zufällig ausge-

glitten und in den Teich gefallen war. Aber seine Lebensart gab solchen Gerüchten stets neue Nahrung. Mit einem alten Diener, demselben Murray, der des Dichters Lieblingsbegleiter blieb, und einer Zofe, von der nicht gut gesprochen wurde, hielt er Haus. Nie war er ohne Waffen. Geladene Pistolen trug er beständig bei sich, und selbst bei Tafel lagen sie neben seinem Teller. Der Diener mußte sie beim Tischdecken jedes Mal gleichsam mit anrichten.

Seinen Geldverlegenheiten abzuhelfen, die trotz der eingezogenen Lebensweise ihn beständig verfolgten, hatte er, ohne dazu berechtigt zu sein, die zur Herrschaft gehörige Besitzung Rochdale in Lancashire verkauft. Wegen der Steinkohlen, die dort gewonnen wurden, hatte das Gut einen hohen Werth, aus dem die Käufer, die recht wohl wußten, daß die Veräußerung nicht rechtsbeständig sei, sich inzwischen bezahlt machten. Durch einen während des Dichters Minderjährigkeit angestrengten Prozeß erhielt dieser Rochdale auch in der That zurück.

So war der Erblasser beschaffen, in dessen Besitzungen der Knabe eingeführt wurde. Der Eindruck, welchen das Haus eines solchen Mannes auf ihn machen mußte, konnte kein vortheilhafter sein; denn der Geist des wüsten alten Herrn schien noch darin zu walten; er hatte sein Gepräge der ganzen Einrichtung aufgedrückt,

und redete aus den halbverfallenen Mauern und Gemächern in unheimlicher Sprache zu dem Eintretenden. Die wilde, leidenschaftliche, nie zärtlich geliebte Mutter konnte solchen Eindrücken nicht entgegenwirken, viel eher sie noch verstärken.

Sehr treffend ist, was Moore in Bezug auf diese Umstände bemerkt. Er sagt: „Wäre der verstorbene Lord bei seinen Unterthanen beliebt gewesen, und hätte er den Ruf eines guten und tugendhaften Mannes hinterlassen, so wäre das vielleicht im Stande gewesen, den Knaben zur Nacheiferung anzureizen und dem schlechten Einflusse entgegenzuwirken, welchen der unheilvolle, leidenschaftliche Charakter seiner Mutter auf ihn üben mußte. Denn nichts kann für die moralische Entwickelung eines Kindes verderblicher sein, als Mangel an Selbstbeherrschung bei dem, welcher es erziehen soll, und am allerverderblichsten mußten die Folgen bei einem von Natur schon so eigenwilligen und gewaltsamen Charakter sein, wie der des jungen Byron. Die wundersamen Erzählungen, welche über den letztverstorbenen Lord in der Leute Munde umgingen, die ihn fast wie einen von bösen Geistern Besessenen ansahen, waren ganz dazu geeignet, die Phantasie eines mit poetischen Anlagen so reich begabten Kindes zu reizen, ja sogar in ihm eine kindische Bewunderung und die Lust zur Nachahmung

von Dingen zu wecken, von denen er sah, daß sie dem Verstorbenen eine gewisse Berühmtheit verschafft hatten, und Diejenigen, welche in den Hauptpersonen mehrer seiner Dichtungen später Aehnlichkeiten mit dem Charakter seines Vorgängers erkennen wollten, mögen hierin so ganz Unrecht nicht gehabt haben." Auch äußere Gewohnheiten desselben machte der junge Erbe sich zu eigen. So das beständige Waffentragen, welches bei ihm so weit ging, daß er schon als Schulknabe immer kleine geladene Terzerole in seinen Westentaschen bei sich führte. Auch das Duell, welches in des Großoheims Prozeß eine hervorragende Rolle gespielt hatte, war eine Lieblingsvorstellung des jungen Erben, um so mehr, als derselbe eine überlegene Geschicklichkeit im Gebrauch von Waffen für das Mittel ansah, die körperliche Ueberlegenheit zu ersetzen, auf die er Andern gegenüber wegen seiner Lahmheit theilweise verzichten mußte.

Durch die auf ihn ererbte Pairswürde war George Byron nach englischem Recht unter die Vormundschaft des Kanzleigerichtshofes gekommen und es wurde ihm demgemäß in der Person des Grafen von Carlisle, dem Schwestersohne des verstorbenen Lord Byron, ein Vormund bestellt. Derselbe übernahm dies Amt sehr ungern, weil er voraussah, daß sein Einfluß auf den Knaben, gegenüber dem heftigen und ungeregelten

Wesen der Mutter seines Pflegebefohlnen, doch nur ein sehr geringer sein könnte. Denn diese fuhr fort, ihn abwechselnd zu verziehen und zu erbittern, und was das Schlimmste war, sie wurde durch ihr Betragen, und durch den seltsamen Contrast, in welchem ihre leidenschaftliche Beweglichkeit mit der Wohlbeleibtheit ihres Körpers stand, sogar zum Gespött des eignen Kindes. Denn ihre Zorn- und Wuthausbrüche waren nicht, wie bei dem Sohne, von der still verbissenen Art, sondern äußerten sich in Toben und Verwünschungen, ohne auf die Gegenwart fremder Besucher oder der Dienstboten Rücksicht zu nehmen. Dies ging so weit, daß einst ein Spielkamerad des jungen Lords bei solcher Gelegenheit zu demselben sagte: „Byron, Deine Mutter ist närrisch!" worauf dieser mit finsterer Miene erwiderte: „Ich weiß es!" Sehr bald mußte auch Lord Carlisle unter solchen Umständen den Verkehr mit Mrs. Byron gänzlich abbrechen, und den Lehrern und Erziehern des Knaben es überlassen, wie sie mit ihr fertig werden wollten.

Der erste dieser Lehrer, welcher für ihn angenommen wurde, war ein Herr Rogers, welcher Stücke aus Cicero und Virgil mit dem Knaben las, und dessen Fortschritte rühmte, noch mehr aber durch den Stoicismus eingenommen wurde, den er an seinem Zöglinge zu bewundern

Gelegenheit hatte. Denn man hatte die Behandlung des kranken Fußes damals einem gewissen Lavender, einem unwissenden Empiriker, anvertraut, der durch gewaltsam wirkende Mittel, durch äußerst schmerzhafte Drehungen des Fußes, und durch quälende Maschinen Erfolg zu erzielen meinte. Als nun Rogers einst zu seinem Schüler sagte: „Es macht mich ganz unruhig, Mylord, wenn ich Sie in solchen Schmerzen mir gegenübersehe“, da antwortete der Knabe: „Achten Sie nicht darauf, Sie sollen mir nichts anmerken.“ Mit großer Liebe gedachte Byron später dieses Herrn Rogers, und viele Jahre später ließ er ihm einst noch sagen, daß er gewisse Verse aus **Virgil** hersagen könne, welche er unter Erduldung der entsetzlichsten Körperschmerzen in seinen Unterrichtsstunden gelernt habe.

In dieser Zeit, so hat wenigstens die Wärterin Marie Gray erzählt, soll er auch seine ersten Verse gemacht haben, und zwar Spottverse, die er in voller Wuth hervorgestoßen, als eine alte Dame ihn durch Neckereien gereizt hatte. Byron selbst versetzt seine poetischen Erstlinge in das darauf folgende Jahr.

Da sich die Curen des Quacksalberers Lavender erfolglos bewiesen, so beschloß Mrs. Byron, mit ihrem Knaben sich nach London zu begeben, und denselben der Behandlung eines Dr. Baillie zu unterwerfen, zugleich

aber ihn in eine Lehranstalt zu bringen, wo er Muße hätte, neben der geistigen Ausbildung auch die nöthige Zeit auf die Pflege seiner Gesundheit zu verwenden. Man wählte dazu die Anstalt eines Dr. Glennie, welcher für den neuen Zögling in seinem eigenen Studirzimmer ein Bett aufschlagen ließ. Hier trat nun der unangenehme Fall ein, daß die Lehrer darauf bestanden, mit dem nach schottischer Methode bereits unterrichteten Knaben wieder ganz von vorne anzufangen, weil er sich sonst in die englische Art zu unterrichten nicht gefunden haben würde. Zugleich hatte der junge Lord aber hier Gelegenheit, in der Bibliothek des Dr. Glennie die große Lesewuth zu entwickeln und zu befriedigen, die ihn seitdem stets beherrscht hat. Dichter- und Geschichtswerke zogen ihn besonders an, und er las deren mehr, als sonst wohl ein Knabe in diesem Alter.

Der eigentlich wissenschaftliche Unterricht konnte aber auch hier nicht die gewünschten Früchte tragen, und zwar hauptsächlich durch Schuld der Mutter, die sich, wenn sie ihre Anfälle von Zärtlichkeit hatte, weder durch den Lehrer, noch durch den Vormund davon abhalten ließ, den Knaben oft wochenlang aus der Schule zu behalten. Dies ist um so mehr zu bedauern, weil Byron damals wirklich mit großem Nutzen las, und auf's Treueste das Gelesene sich einprägte, so daß sich in seinen Werken

später die Früchte dieser Lectüre vielfach nachweisen lassen.

Er erzählt uns, daß während seiner damaligen Schulzeit in den Ferien der erste poetische Versuch von ihm gewagt worden sei, und zwar theilt er die Veranlassung dazu in folgenden Worten mit:

„Zum Dichten habe ich die Feder zuerst im Jahre 1800 angesetzt. Es geschah dies in überströmender Leidenschaft für meine leibliche Cousine Margarethe Parker, Tochter und Enkelin der beiden Admirale Parker. Eines der schönsten Wesen, die je dahinwelken mußten! Die Verse habe ich längst vergessen. Aber sie selbst zu vergessen sollte mir schwer werden, ihre dunklen Augen, die langen Wimpern, und die vollkommen griechische Schönheit ihrer Züge und ihrer Gestalt. Ich war damals ungefähr zwölf Jahre alt, sie etwa ein Jahr älter. Sie starb ein Paar Jahre nachher in Folge eines Falles, bei dem sie sich das Rückgrat verletzt hatte, an der Schwindsucht. Meine Schwester erzählte mir, daß, als sie einst die Kranke kurz vor deren Tode besuchte, und zufällig meinen Namen nannte, Margarethe unter ihrer Todtenblässe tief erröthete, zum größten Erstaunen meiner Schwester, die, da sie nicht mit uns lebte, auch von unserer Neigung nichts wußte. Ich selbst wußte weder von ihrer Krankheit noch von ihrem Tode, denn ich war

gerade auf dem Lande. — Ich kann mich keiner Erscheinung erinnern, welche ihrer durchsichtigen Schönheit gleich gekommen wäre, und eben so unvergleichlich zeigte sich ihr sanfter Charakter während der kurzen Zeit, daß wir mit einander verkehrten. Sie war wie aus einem Regenbogen gewoben, — Schönheit und Frieden! — Meine Leidenschaft hatte die gewöhnlichen Folgen. Ich konnte nicht schlafen, ich konnte nicht essen, ich konnte nicht ruhen — und obgleich ich wußte, daß sie mich liebte, so bestand mein ganzes Leben nichtsdestoweniger allein aus der Erwartung unseres jedesmaligen nächsten Wiedersehens, und doch dauerte die Trennung in der Regel kaum 12 Stunden."

Drittes Kapitel.

Das Gymnasium zu Harrow.

Daß bei der schädlichen Einwirkung, welche der Eigensinn und die launischen Uebergriffe der Mutter auf die Zucht des Lehrers übten, die Fortschritte des jungen Lords bei Dr. Glennie nicht bedeutend sein konnten, versteht sich von selbst. Mrs. Byron war höchst unzufrie-

den, als sie dies merkte, und die Schuld auf den Unterricht schiebend, beschloß sie, nachdem Byron etwa zwei Jahre lang in der Anstalt gewesen war, denselben auf das Gymnasium nach Harrow*) zu geben, für welches er damals noch durchaus nicht die nöthige Reife hatte.

Das war ein gewaltiger Gegensatz zu dem Stillleben, welches der Knabe bisher als einziger Sohn einer Wittwe in deren beschränktem Haushalte, oder als Schüler des Dr. Glennie, in dessen von wenigen Zöglingen besuchten Erziehungsanstalt geführt hatte.

Ein solches englisches Gymnasium, wie wir es einmal nennen wollen, ist eine Art von kleinem Staate für sich. Die Schüler sind zwar auf der einen Seite einer viel strengern Zucht unterworfen, als bei uns, und Körperstrafen sind namentlich häufiger, und kommen auch gegen größere Knaben zur Anwendung; anderseits aber haben sie dafür auch viel größere Freiheit, und üben ihre Kräfte in der ausgedehntesten, oft ungebundensten Weise.

*) Harrow on the Hill ist eine vortreffliche, reich dotirte Anstalt, von einem Privatmanne aus eigenen Mitteln im 16. Jahrhundert gegründet, und fast nur von Knaben aus der Aristokratie (200 bis 300) besucht, weshalb auch die übrigen Einwohner des Districts von der ihnen stiftungsmäßig zustehenden Befugniß, ihre Kinder unentgeltlich daselbst unterrichten zu lassen, keinen Gebrauch machen. Diese Thatsache erläutert trefflich den schon bei den Kindern in England sich zeigenden Gegensatz der Stände.

Das vor alten Zeiten auf den deutschen Universitäten herkömmliche Unwesen, wonach die Neuankommenden sich von den Aelteren in der entsetzlichsten Weise tyrannisiren lassen mußten, besteht auf den englischen Schulen noch fort, und wird für die jüngeren Kinder durch den Umstand fast unerträglich, daß die Schülerehre es nicht gestattet, über irgend eine erlittene Unbill, und sei sie noch so groß, bei dem Lehrer Klage zu führen. Ausgleichend wirkt hiebei das unverdorbene Gerechtigkeitsgefühl der Jugend, und gegen einen übermäßig grausamen Peiniger wird stets ein anderer Knabe von gleichem Alter, der sich größere Stärke zutraut, als Beschützer des Unterdrückten auftreten. Faustkämpfe, die ihre ganz bestimmten Regeln haben, und mit der strengsten Ehrenhaftigkeit und Loyalität geführt werden, geben den Ausschlag, und der Sieger gewinnt alsbald ein nicht geringes Ansehen, nicht allein dem Besiegten gegenüber, sondern auch gegenüber von allen denen, die bisher unter dessen Botmäßigkeit standen, und nunmehr gewissermaßen die Vasallen des Ueberwinders werden.

In ein solches jugendliches Gemeinwesen trat der junge Lord, und es dauerte lange, bis sein trotzig schüchternes Wesen an diese Umgebungen sich gewöhnen konnte, wenn er auch unter den neuen Mitschülern eine nicht geringe Anzahl von Standesgenossen fand, da die Lords

Clare und Delaware so wie der Herzog von Dorset unter Andern eben solche knabenhafte Pairs von Großbritannien waren, wie er.

Ueber sein Leben und Treiben in Harrow hat Byron nicht nur selbst zu verschiedenen Zeiten schriftliche Aufzeichnungen gemacht, sondern es wird von Moore auch ein darauf bezüglicher Brief des damaligen Rectors, des ehrwürdigen Dr. Drury mitgetheilt, so daß wir von dieser Schulzeit des Dichters ein ziemlich klares Bild erhalten.

Dr. Drury schreibt:

„Lord Byron wurde meiner Leitung anvertraut, als er dreizehn und ein halbes Jahr alt war. Der Geschäftsführer seiner Familie, welcher ihn zu mir brachte, sagte mir, daß des Knaben Erziehung vernachlässigt, und derselbe für das Gymnasium keineswegs reif sei, obgleich er gute Fähigkeiten habe. Ich nahm den neuen Schüler alsbald allein mit mir in mein Zimmer, und versuchte durch allerlei Fragen ihn gesprächig zu machen, damit er mir von seinen bisherigen Beschäftigungen und Vergnügungen, so wie von seinen Freunden etwas erzählte, doch konnte ich wenig oder nichts aus ihm herausbringen, und ich sah bald, daß man mir ein wildes Füllen zur Dressur übergeben habe. Aber aus seinen Augen sprach Geist. Ich war nun vor allen Dingen

bemüht, ihn einem ältern Knaben zu attachiren, um ihn so am schnellsten mit den neuen Umgebungen vertraut zu machen, allein die Mittheilungen, die er über die andern Knaben empfing, machten ihm wenig Freude, denn er sah bald ein, daß eine große Zahl weit jüngerer Schüler ihm im Wissen voraus wären, und er also, was er natürlich für eine große Schande hielt, hinter dieselben werde gesetzt werden. Ich beruhigte ihn hierüber, indem ich ihm sagte, er solle bei einem der Lehrer Privatstunden empfangen, und einen festen Platz in der Klasse nicht früher angewiesen erhalten, als bis er es durch seinen Fleiß dahin gebracht haben würde, daß er mit seinen Altersgenossen Schritt halten könne. Von da an fühlte er sich zwar erleichtert, aber eine gewisse Schüchternheit konnte er noch lange nicht überwinden. Sein Charakter und seine ganze Art und Weise ließ mich bald erkennen, daß er zu den Naturen gehörte, die sich leichter an einem seidenen Faden als an einem Tau lenken lassen, und dieser Erkenntniß gemäß behandelte ich ihn, und sah bald ein, daß er Fähigkeiten besaß, die zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten. Ueber seine Anlagen zu mündlichem Vortrage soll ich Ihnen Einiges mittheilen. Da ist denn etwa Folgendes zu erwähnen: Die größeren Schüler verfaßten ihre Vorträge selbst, diese wurden von den Lehrern durchgesehen, und dann dem Rector

vorgelegt, welcher die Knaben zuerst zur Probe ihre Aufgaben hersagen ließ, und ihre Aussprache und Bewegungen verbesserte, bevor sie öffentlich bei festlichen Gelegenheiten auftreten durften. Byron's Stellung, Bewegung und Aussprache erhielten eben so sehr, wie seine Arbeiten selbst meinen Beifall. Alle Andern, welche damals Vorträge hielten, sprachen genau nach dem Concept, welches sie auswendig gelernt hatten, und dies that auch Byron während des ersten Theiles seiner Rede. Aber zu meinem Erstaunen wich er plötzlich von der Handschrift ab, und zwar mit so kühnen Wendungen, daß ich besorgt wurde, er würde nachher den richtigen Schluß nicht finden. Allein er sprach ohne allen Anstoß bis zu Ende, ohne daß die Zuhörer etwas davon hätten merken können, daß die Rede theilweise aus dem Stegreife gehalten worden. Auf meine Frage, weshalb er seinen Aufsatz abgeändert habe, erwiederte er, er habe ja gar nichts verändert, oder wisse es wenigstens nicht. Ich glaubte ihm, und war überzeugt, daß er sich von seinem Gegenstande so ganz hatte durchdringen lassen, daß er sich nun mündlich mit noch weit größerer Kraft und Klarheit ausdrückte, als dies in dem schriftlichen Entwurf der Rede geschehen war."

Soweit der Bericht des Schulvorstehers, der es durch sein ruhiges und vernünftiges Wesen gar wohl

verstanden hat, den feurigen Knaben an sich zu fesseln, und ihm zugleich die größte Achtung und Ehrfurcht einzuflößen, und zwar in so hohem Maße, daß als Byron schon die Welt mit seinem Ruhme erfüllte, er noch eine schülerhafte Angst empfand, dem so hochverehrten Manne seine Werke vorzulegen. In einer 1818 niedergeschriebenen Anmerkung zum vierten Gesange des Childe Harold hat er diesem Lehrer mit folgenden Worten ein Denkmal gesetzt: „Er war der beste und würdigste Freund, den ich je besaß, und wenn ich fehlte, habe ich mich seiner Warnungen immer nur zu wohl erinnert, aber leider fast immer zu spät, und wenn ich etwas Gutes oder Vernünftiges that, befolgte ich nur seine Rathschläge. Wenn dieser schwache Ausdruck meiner Gefühle ihm jemals vor Augen kommt, so möge er sich eines Schülers erinnern, der nie ohne Dankbarkeit und Verehrung seiner gedenkt, und der noch viel lieber sich damit rühmen würde, ihn zum Lehrer gehabt zu haben, wenn er durch bessere Befolgung seiner Ermahnungen ihm mehr Ehre gemacht hätte."

Es ist ein bemerkenswerther Zug in Byron's Charakter, daß er an seinen Jugenderinnerungen mit der größten Treue festhielt, und sie sich beständig wieder in's Gedächtniß rief, ja in vielfachen Notizen und Tagebüchern dieselben während aller Perioden seines Lebens schriftlich

aufzeichnete. Auch der Jugendgenossen gedenkt er mit großer Liebe, obgleich er nur mit sehr wenigen in dauernder Verbindung blieb, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß ein solches, oft melancholisch gefärbtes Festhalten an dem Vergangenen und Verlorenen zum Theil darin seinen Grund hat, daß er sich bewußt war, durch seine Launen und durch die Unregelmäßigkeit seiner Sitten gar manche Personen von sich entfernt zu haben, deren Freundschaft er so gern bewahrt hätte.

Es folgen hier einige von seinen schriftlichen Selbstgesprächen, die kaum eines Commentars bedürfen werden.

„Meine Schülerfreundschaften sind bei mir wahre Leidenschaften gewesen, wie ich denn in allen Stücken leidenschaftlich bin, und dennoch hat keine davon bis heute gedauert, mit Ausnahme meiner Liebe zu Lord Clare, die am frühesten begann, und ununterbrochen (außer durch Entfernung) noch bis heute fortbesteht. Nie habe ich den Namen „Clare“ gehört, ohne daß mein Herz stärker geschlagen hätte, und auch jetzt, indem ich dies schreibe, bin ich wieder der fünfzehnjährige Knabe von damals.“

„Auf der Schule galt ich für ungemein belesen, und für wohlunterrichtet in Allem, was zu allgemeiner Bildung gehört. In den eigentlichen Lehrstun-

den aber war ich träge, und nur ruckweise zu einzelnen großen Anstrengungen fähig, aber ohne Ausdauer. Meine Begabung für das Rednerische und Gewaltige galt für größer, als für das eigentlich Poetische. Unser Rector Dr. Drury, mein großer Gönner, glaubte, daß in mir ein Redner stecke. Die ersten Verse dagegen, die ich in Harrow machte (eine englische Uebersetzung eines Chores aus Prometheus von Aeschylus), nahm er sehr kühl auf. Daß ich schließlich noch ein Poet werden würde, ahnte Niemand." —

„Mit meinen Schulkameraden habe ich mich tüchtig herumschlagen müssen, und ich glaube, daß ich aus sieben Schlägereien nur ein einziges Mal nicht als Sieger hervorging, und auch das nur, weil mein Gegner sich schlechter Weise nicht innerhalb der Kampfregeln hielt. Ich weiß noch die Namen aller Knaben, mit denen ich förmliche Schlägereien hatte, aber mit allen war ich gleich nachher wieder gut Freund*). Ich war gar nicht beliebt in der Schule, aber dessenungeachtet war ich doch überall der Anführer, und ich verhinderte einst die empörte Schuljugend, das Lehrzimmer in Brand zu stecken, indem ich auf die Namen unserer Väter und Großväter hinwies,

*) Mit dem jungen Lord Calthorpe wurde gefochten, weil er unter den Namen Byron geschrieben hatte: Verdammter Atheist!

welche die Wände bedeckten. Meine Zuneigungen und Abneigungen empfinde ich noch heute. Nur daß ich gegen den Lehrer Dr. Butler mich so rebellisch betragen, hat mir seitdem beständig leid gethan. Der Rector Drury, dem ich ebenfalls genug zu schaffen machte, war der beste, liebevollste, und dabei strengste Freund, den ich je gehabt habe, und ich liebe ihn wie meinen Vater. Robert Peel, der Redner und Staatsmann, saß mit mir auf derselben Bank. Wir standen gut mit einander, aber innig befreundet war ich mit seinem Bruder. Peel erweckte schon damals die größten Erwartungen bei Schülern und Lehrern, und er hat sie nicht getäuscht. Im Lernen war er mir weit überlegen, was dagegen Reden und Vortrag betrifft, so galt ich darin für seines Gleichen. Außer den Stunden hatte ich beständig Ungelegenheiten, er niemals. In der Schule wußte er seine Lection immer, ich sehr selten; hatte ich sie aber gelernt, so konnte ich sie fast ebenso gut wie er. Was allgemeinere Gegenstände, und namentlich Geschichte betrifft, so war ich ihm so gut wie den meisten Schülern meiner Klasse überlegen."

„Bis zu meinem 18. Jahre hatte ich, so seltsam es klingt, nie eine Revue (Literaturzeitung) gesehen. Meine Mitschüler aber, welche meine große Belesenheit sich nicht erklären konnten, glaubten, daß sich mein Wissen aus den Revues herschreiben müsse, weil sie mich niemals lesend

antrafen, sondern stets müssig gehend oder spielend oder Unfug treibend. Doch ging das ganz natürlich zu. Ich las beim Essen, ich las im Bett, ich las, wenn niemand anders las, und hatte seit meinem fünften Jahre unendlich viel gelesen, — aber ein Literaturblatt war mir zufällig niemals in die Hände gekommen, denn sonst wüßte ich nicht, weshalb ich dergleichen nicht sollte gelesen haben."

„Ich erinnere mich sehr wohl, daß meine Mitschüler mich einst damit neckten, daß ich alles aus den Revues hätte, und daß ich sie durch das Erstaunen zum Lachen brachte, mit dem ich fragte: Was ist das, eine Revue? Nun drei Jahre später hatte ich desto mehr Gelegenheit, damit bekannt zu werden. Aber vor 1806 oder 1807 hatte ich kein solches Buch gesehen."

Wenn unter diesen Umständen die Lehrer in Harrow ihn für einen Faullenzer erklärten, der niemals etwas lernen werde, so hatten sie dazu allen Grund. Von seiner Unwissenheit im Griechischen z. B. hat er sich selbst ein bleibendes Denkmal gestiftet, denn noch wird in der Schulbibliothek ein von ihm dahin geschenkter Band griechischer Stücke aufbewahrt, in welchem er die Bedeutung selbst solcher Worte, die jeder Quartaner kennt, mit Bleistift daneben geschrieben hat.

Allerlei Ungelegenheiten bereitete ihm außer seinen sonstigen Eigenschaften auch der Adelstolz, welcher sich bereits in dem Knaben zu einer erstaunlichen Höhe gesteigert hatte.

Zwar waren, wie gesagt, fast alle Schüler in Harrow von guter Familie, aber Pairs von England natürlich nur sehr wenige, und der Kastengeist machte sich so stark bei ihm geltend, daß er es als eine persönliche Kränkung empfand, wenn einer von diesen getadelt, oder gar gestraft wurde. Ein Lieblingsthema seiner Unterhaltung war der große Vorzug, den eine alte Pairie vor den neuernannten Lords genieße, und er hatte sich dadurch den Spottnamen: „Der alte Englische Baron“ zugezogen. Dieser übermäßige Stolz hatte die anscheinend widersprechende Folge, daß er sich seine intimsten Freunde immer aus den unter ihm stehenden Klassen der Gesellschaft wählte. Diese zu protegiren war ihm dann besonders angenehm, und so liebte er aus demselben Grunde sich für den Beschützer kleinerer und schwächerer Knaben zu erklären.

Unter den Reliquien aus dieser frühen Zeit hat sich in seinem Nachlaß ein allerliebster Brief des jungen Lord Clare gefunden, dem wir hier eine Stelle einräumen, weil er das Verhältniß der Knaben untereinander zu veranschaulichen so recht geeignet ist.

„Harrow, 28. Juli 1805.

An Lord Byron.

Da Du in letzter Zeit so unfreundlich gegen mich gewesen bist, daß Du mir, wo Du mich trafst, Spottnamen nachgerufen hast, so bitte ich mir darüber eine Erklärung aus, weil ich zu wissen wünsche, ob wir künftig noch so gute Freunde sein sollen, wie bisher. Ich muß gestehen, Du hast mich den letzten Monat fast ganz links liegen lassen, wahrscheinlich Deinen neuen Auserwählten zu Liebe. Aber bilde Dir nicht ein, daß ich Dir, wenn Du launisch bist, immer nachlaufen werde, um Deine Freundschaft wieder zu erlangen, wie ich wohl sehe, daß andere Jungen es machen. Denke auch nicht etwa, daß ich aus Interesse Dein Freund bin, weil Du älter und größer bist als ich. Nein, so steht das nicht zwischen uns. Ich war eben Dein Freund, und bin es noch, wenn Du nicht so fortfahren willst, mir immer Spottnamen nachzurufen, wo Du mich siehst. Du mußt doch merken, daß es mir unangenehm ist. Weshalb thust Du es also, wofern Du nicht etwa willst, daß ich künftig nicht Dein Freund sein soll? Wenn Du auch nicht leidest, daß andere mich schlecht behandeln, was hilft mir das, wenn Du es selbst thust. Das ist für mich noch schlimmer. Ich bin kein Heuchler, Byron, und ich will mich auch Dir zu gefallen, nicht von Dir

schimpfen lassen. Willst Du mein Freund sein, so soll es mich freuen, willst Du nicht, so kann ich mir auch nicht helfen. Bin ich nicht Deines Gleichen? Was sollte ich also für ein Interesse haben, vor Dir zu kriechen? Kommen wir einst in der Welt zusammen, so kannst Du mir nichts helfen, und ich Dir auch nicht. Darum bitte ich Dich inständig, wenn meine Freundschaft Dir etwas werth ist (und nach Deinem jetzigen Betragen kann ich das kaum glauben), so rufe mir keinen Spottnamen nach, und schimpfe nicht auf mich. Bis Du dies thust, steht es nicht in meiner Macht, Dein Freund zu sein. Es soll mich freuen, eine Antwort hierauf zu erhalten, sobald es Dir gelegen ist. Bis dahin bleibe ich

Dein (ich kann nicht sagen Dein Freund)

Clare."

Auf dem Rücken dieses Briefes steht von Byron's Hand vermerkt: Dieser, und noch ein Brief wurde von meinem damals, und ich hoffe stets geliebten Freunde Lord Clare in Harrow geschrieben, und mir in meine Stube geschickt, als wir beide Schuljungen waren. Es handelte sich um das einzige und kurzdauernde Mißverständniß zwischen uns, und ich bewahre das Blatt auf, damit wir einst beide über die unbedeutende Veranlassung unsers ersten und letzten Zwistes mit einander lachen können.

Byron.

In diesen seinen Jugendfreundschaften zeigte sich der junge Lord, wie es der Heftigkeit seiner Empfindungen entsprach, sehr eifersüchtig, und es genügte, daß ein Knabe einmal einen Brief mit „lieber Byron," statt mit „liebster Byron" überschrieben, oder daß er bei der Abreise eines andern Schulkameraden sich sehr betrübt gezeigt hatte, um heftige Reclamationen des anscheinend vernachlässigten oder hintangesetzten Freundes zu provociren.

Unterbrochen wurde diese Harrower Schulzeit auf einige Wochen durch das eitle Verlangen der Mutter, mit ihrem Knaben im Badeorte Bath zu paradiren, wo sie sich im Sommer 1802 aufhielt. Hier wurde der 14jährige angehende Jüngling gar voreilig in das Weltleben eingeführt, wohnte Bällen und Maskeraden bei, und erschien in den Augen der Damen als ein drolliger angenehmer Bursche, der einen Hang zur Satire nicht verbergen konnte, sobald das Gespräch sich auf Personen und deren Eigenschaften bezog.

Mußte nun schon dieser voreilige, wenn gleich vorübergehende Eintritt in das Gesellschaftstreiben der höheren Kreise, auf eine so reizbare Natur wie Byron's, nur nachtheilig wirken, so sollte der Aufenthalt bei der Mutter während der Ferien des folgenden Jahres zu Eindrücken führen, die, obgleich eben so verfrüht wie jene, doch be-

stimmt waren, auf das ganze Gemüthsleben des Dichters dauernden Einfluß zu üben.

Mrs. Byron hatte ihren Wohnsitz in Nottingham, in der Nähe von Newstead Abbey aufgeschlagen, weil man während der Schulzeit des jungen Besitzers dieses Stammschloß, wie das in England nicht ungewöhnlich ist, vermiethet hatte, und zwar an Lord Grey.

Ebenfalls in nächster Nähe liegt Annesley, eine Herrschaft der mit den Byrons verwandten Familie Chaworth, und ein Mr. Chaworth war es, wie erwähnt, welchen der fünfte Lord Byron bei einem Rencontre getödtet hatte. Während seines Aufenthalts in Nottingham nun wurde unser junger Dichter in Annesley eingeführt, und lernte auf diese Weise die einzige Tochter und Erbin des Hauses, Marie Anne, kennen. Dieselbe war etwa zwei Jahre älter als Byron, und hatte ihr Herz bereits an einen Verehrer, der nachmals ihr Gatte wurde, verschenkt. Dies hinderte indessen nicht, daß der sehr empfängliche Jüngling eine heftige Leidenschaft zu ihr faßte, welche durch die Verwandtschaft zwischen beiden, und durch vielfaches vertrauliches Beisammensein ungewöhnlich begünstigt wurde.

Da er nämlich nach Newstead Abbey nicht wohl kommen konnte, weil er mit dem zeitigen Bewohner des Schlosses, dem Lord Grey, nicht persönlich bekannt war,

so wollte er doch so nahe wie möglich bei seinem gelieb=
ten Stammhause die Ferienzeit zubringen, und die Ver=
wandten in Anneslev hatten ihm deshalb in ihrem Hause
ein Zimmer eingerichtet, wo er nach Gefallen kommen
und gehen konnte. Dies führte zu mancherlei Ausflügen
mit der Familie, von denen der eine besonders roman=
tisch war, wie er selbst ihn mit folgenden Worten be=
schrieben hat:

„Als ich fünfzehn Jahr alt war, besuchten wir eine
Höhle in Derbyshire, wo ein Fluß so nahe unter den
Felsen wegströmt, daß man zur Durchfahrt sich kleiner
Boote bedienen muß, in welchen nur zwei Personen in
liegender Stellung dieses unterirdische Wasser passiren
können, während das Boot von dem Schiffer, der ge=
bückt in dem Flußbette watet, vorwärtsgestoßen wird.
Meine Gefährtin bei dieser Passage war Marie Anne
Chaworth, in die ich seit langer Zeit verliebt war, ohne
es ihr zu sagen, wenn schon sie selbst es längst bemerkt
hatte. Meiner Empfindungen bei jener Fahrt erinnere
ich mich noch sehr wohl, aber ich kann sie nicht beschrei=
ben. Es ist auch so ebenso gut. Es war noch eine
Anzahl Personen von der Partie, außer mir und mei=
ner Marie Anne. Ach! weshalb sage ich meiner?
Unsre Verbindung hätte Familienzwiste geendet, in
denen das Blut unsrer Vorfahren geflossen war; es

hätte reiche und blühende Besitzungen verbunden; es hätte wenigstens ein Herz und zwei Personen verbunden, die an Jahren gar nicht so verschieden waren. Sie nur zwei Jahre älter als ich — — und — und — und — was war das Ende davon?"

An demselben Abende hatte man einen Tanz arrangirt. Miß Chaworth mischte sich natürlich in die Reihen, während ihr Anbeter, seines kranken Fußes wegen, einsam und grollend zusah. Daß der Tanz ihm seitdem stets zuwider war, ist leicht erklärlich.

Da der Ball ein ländlicher war, so geschah es, daß Marie Anne einen ihr ganz unbekannten Tänzer bekam, was sonst in England für höchst unschicklich gilt. Als sie nun nachher ihren Platz wieder einnahm, sagte Byron höhnisch: „Ich hoffe, der neue Freund hat Ihren Beifall?"

Kaum hatte er dies gesagt, als eine alte und sehr wenig manierliche schottische Dame an ihn herantrat, ihn sehr laut als Vetter anredete, und ihn durch vulgaire Zudringlichkeit in Verzweiflung brachte. Da hörte er die Stimme der schelmischen Marie Anne ihm zuflüstern: „Ich hoffe, daß die neue Freundin Ihnen gefällt!"

Es scheint, daß das achtzehnjährige Mädchen die Verehrung des noch nicht sechszehnjährigen Jünglings

eigentlich possierlich gefunden hat, und sich an dessen Leidenschaft ergötzte, ohne eine Gefahr für ihr Herz zu fürchten. Sie ritten und gingen mit einander spazieren und der junge Dichter saß oft stumm in Träumereien versunken neben der Freundin und zupfte, wie es seine Gewohnheit war, an seinem Taschentuche. Seine glücklichsten Augenblicke aber waren es, wenn er ihrem Gesange lauschen durfte, und besonders das kleine wälsche Lied „Marie Anne“ war, hauptsächlich wohl des Namens wegen, sein Lieblingsstück. Seine jugendliche Phantasie umgab die Geliebte mit einer solchen Glorie, daß er noch in seinen letzten Jahren zu sagen pflegte, Marie Anne's Bild sei das Ideal, auf welches alle seine poetischen Frauengestalten zurückgeführt werden müßten. Ihr Bild und eine Locke von ihrem Haar hat er sein ganzes Leben lang an schwarzem Bande auf der Brust getragen.

Dies schwärmerische Verhältniß sollte nun zu einem für den jungen Liebenden sehr niederschmetternden Schlusse gelangen; denn eines Tages hörte der junge Lord zufällig, wie Marie Anne in der Nebenstube zu ihrer Zofe sagte: „Glaubst Du im Ernst, daß ich mir aus dem lahmen Jungen etwas mache?“ Es war spät am Abend. Aber augenblicklich stürzte er aus dem Hause, und ohne zu wissen wohin, rannte er in die Nacht hinein, und fand

sich vor dem Thore von Newstead, ehe er zur Besinnung kam.

So endete dieser Jugendtraum.

Im folgenden Jahre begegnete er der Geliebten noch einmal. Er hatte Selbstbeherrschung genug, sich kalt und höflich zu zeigen, und beim Abschiede zu sagen: „Wenn ich Sie nun wiedersehe, werden Sie wohl verheirathet sein!" worauf sie erwiderte: „Ich hoffe es!"

Leider können wir die junge Dame nicht von Koketterie freisprechen; denn während sie den knabenhaften Anbeter in ihrem Herzen verachtete, gestattete sie ihm doch, wie Byron noch 1822 in seinem Tagebuch anmerkt, heimliche Zusammenkünfte im Garten, und schenkte ihm ihr Bild, obgleich sie bereits die Braut des Mr. Musters war, mit dem sie sich denn auch 1805 vermählte.

Ein Augenzeuge berichtet von der Art und Weise, wie Byron die Nachricht hievon empfing. Seine Mutter sagte: Byron, ich habe Neuigkeiten für Dich! — Nun, was ist es? — Zieh erst Dein Schnupftuch heraus, Du wirst es brauchen! — Ach, Unsinn! — Ich sage, zieh Dein Schnupftuch heraus! — Er that es, um ihr den Willen zu thun. — Miß Chaworth ist verheirathet! — Ein unbeschreiblicher Ausdruck überflog seine bleichen Züge. Heftig steckte er das Tuch wieder in die Tasche und sagte mit affectirter Gleichgültigkeit:

Ist das Alles? — Ich glaubte, es würde Dich in Verzweiflung stürzen! — Er antwortete nicht und wendete bald das Gespräch auf andre Dinge.

Dies ist nun bereits das dritte Mal, daß wir unsern jungen imberbis Apollo verliebt antreffen. Allein wenn die beiden ersten Fälle offenbar kindischer Natur waren, so zeigte sich dennoch auch dort schon eine Heftigkeit des Gefühls, wie sie bei Kindern sonst wohl selten vorkommen mag. Das Verhältniß zu Marie Anne Chaworth können wir nicht länger als Kinderei betrachten. Dafür liegt uns der schlagende Beweis vor, in dem wunderschönen im Juli 1816, also 11 Jahre später, verfaßten Gedichte „der Traum“. Als diese Verse geschrieben wurden, hatte er sich bereits vermählt, hatte sich von seiner Gattin wieder getrennt und sich von seinem Vaterlande für immer abgewendet. Alle Bande waren gelöst, nur an dem Bilde der einst Geliebten hält er fest, und diese tief melancholischen, und doch von süßer Wehmuth erfüllten Traumbilder sprechen es aus, daß sein ganzes Leben ein Irrweg gewesen, weil es nicht zu ihr geführt hat. Mit Recht sagt Jeffrey, daß es unmöglich ist, die hier ausgerufenen Klagen für poetische Erfindung zu halten. Eine so verzweiflungsvolle Aufrichtigkeit, eine solche Intensität des Schmerzes kann nicht erfunden sein, sie ist empfunden. Vielleicht befindet sich unter

allen seinen Werken kein zweites Gedicht, welches so wie dieses eine vollständige Verkörperung seines eignen tiefsten Gefühles zeigt. Dieser Traum wäre kein Kunstwerk, wenn er nicht auch ohne Kenntniß der Vorfälle, die ihn erzeugt haben, verstanden und genossen werden könnte; aber mit dieser Kenntniß wird er doppelt ergreifend, weil hier die ganze Seele des Dichters, und zwar nach ihrer reinsten Seite hin Poesie geworden ist. Weder die englische noch die deutsche Literatur hat unsern Gefühlen nach etwas so das innerste Herz Erschütterndes aufzuweisen, und es erfaßt uns ein mitempfindendes Wehe darüber, daß des Dichters edelste Neigung zu früh dem knabenhaften Herzen entsproßte, als daß sie zur vollen gesunden Blüthe sich hätte entfalten können. Folgende Stelle aus dem Gedichte möge hier eingeschaltet werden, wenn gleich die Uebersetzung nur sehr unvollkommen den Eindruck des Originals wiedergiebt:

Noch einmal ändert sich das Traumgesicht,
Ein altes Schloß erscheint, und vor dem Thor
Stampft ungeduldig ein gezäumtes Roß.
Doch drinnen, im gewölbten Saale steht
Der Knabe wieder, ganz allein und bleich.
Er schreitet, heft'gen Schrittes auf und ab,
Sinkt auf den Sessel, greift zur Feder, schreibt,
Was ich zu lesen nicht vermochte. Mit der Hand
Stützt er das Haupt. Wie Fieberschauer zuckt's
Durch seine Glieder. Hastig springt er auf

Zerdrückt mit zitternd wilderregtem Griff
Das Blatt, worauf er schrieb — doch weint er nicht,
Und preßt gewaltsam seinen Gram zurück.
Und wie er dasteht, tritt in das Gemach
Die Dame, die er liebt. Sie lächelt still
Und weiß es doch, wie sie der Knabe liebt.
Sie weiß, denn schnell kommt solche Wissenschaft,
Daß auf sein Herz ihr Schatten fiel. Sie sieht,
Daß er unglücklich ist, — doch Alles sieht sie nicht.
Nun steht er auf. Mit kaltem leisem Druck
Ergreift er ihre Hand; und eine Schaar
Von unaussprechlichen Gedanken fliegt
Durch seine Züge. Doch die Spur vergeht
So schnell wie sie gekommen. Ihre Hand
Entläßt er aus der seinen. Leisen Schritt's
Entfernt er sich, doch nicht, als wär's im Ernst;
Denn beide lächeln, wie er von ihr geht.
Und durch das graue Burgthor schreitet er,
Besteigt das Roß, und ziehet seines Wegs
Und kehret nie zur alten Schwelle wieder.

Schon in so frühen Jahren, wo bei den meisten Menschen die Anlagen und die künftige Entwicklung noch unklar sind, und der Mensch noch wie ein Räthsel dasteht, welches erst die Zukunft zu lösen bestimmt ist, waren bei dieser seltnen Persönlichkeit bereits alle die wundersamen Gegensätze vorhanden, welche von Macaulay so trefflich zusammengestellt sind, um Byron zu charakterisiren*). Wir schalten die Stelle hier ein, obgleich

*) Macaulay. Essays (Tauchnitz) Bd. I. p. 303.

sie nach Macaulay's Art in absichtlichen und allzuschroffen Antithesen sich bewegt.

„Er war geboren mit Ansprüchen auf Alles, was Menschen begehren und bewundern. Aber einem jeden der unendlichen Vortheile, welche ihm vor andern zu Theil geworden, war eine Beimischung von Unglück und Entwürdigung zugegeben. Aus einem alten edlen Hause entsprossen, trat er eine Erbschaft an, verkümmert und befleckt durch Verbrechen und Thorheiten seiner nächsten Vorfahren, welche eine unehrenvolle Berühmtheit erlangt hatten. Sein unmittelbarer Vorgänger war arm gestorben und nur die Milde seiner Richter hatte ihn vor dem Tode durch Henkershand bewahrt. Der junge Pair hatte große Geistesgaben, aber etwas Ungesundes war auch diesen beigemischt. Von Natur gefühlvoll und hochherzig, machten Launen ihn reizbar und wunderlich. Seine Züge von klassischer Schönheit wünschten Maler und Bildhauer wiedergeben zu können, während sein entstellter Gang die Bettler auf der Straße zu Neckereien reizte. Durch die Stärke und die Schwäche seiner Einsicht zu gleicher Zeit merkwürdig, liebevoll anhänglich und dabei querköpfig, ein armer Lord, bei aller Körperschönheit ein Krüppel, wäre für ihn, wenn je für einen Menschen, die festeste und umsichtigste Erziehung nöthig gewesen. Aber wie launisch auch das Schicksal

mit ihm verfuhr, tausendmal launischer war noch die Mutter, der es obgelegen hätte, seinen Charakter zu bilden. Von leidenschaftlichen Ausbrüchen des Zornes ging sie zu ebenso leidenschaftlichen Ausbrüchen einer ausschweifenden Zärtlichkeit über. Es schien, als ob die eigne Mutter nicht weniger als die Natur und seine ganzen Umgebungen es darauf angelegt hätten, ein verzogenes Kind aus ihm zu machen. Ist es da ein Wunder, daß er es geworden ist?"

Viertes Kapitel.

Universität Cambridge. Erste Gedichtsammlung.

Im October 1805 vertauschte der junge Lord die Schule zu Harrow mit der Universität Cambridge, um seine Erziehung zu vollenden. Die englischen Universitäten sind bekanntlich nicht sowohl für die Fachstudien bestimmt, welche nachher praktisch erlernt werden, als für die Fortbildung in den auf den Gymnasien begonnenen Unterrichtsgegenständen, namentlich in der Religion, den alten Sprachen, der Geschichte und in Mathematik und Naturwissenschaften. Von den beiden großen, weltbe-

rühmten Anstalten dieser Art legt Oxford mehr Gewicht auf die eigentlich classischen Studien, während in Cambridge die Naturwissenschaften nebst Astronomie und Geometrie mit besonderer Sorgfalt gepflegt werden.

In den Einrichtungen der Universitäten hat sich vielleicht noch mehr mittelalterliche Sitte und Gewohnheit erhalten, als sonst in dem überall conservativen England, und der aristokratische Geist des Volkes ist nirgends reiner ausgeprägt als in diesen Anstalten. Die Adligen tragen andere Kleidung als die Bürgerlichen; sie haben besondere Plätze in der Kirche, und speisen an besonderen Tafeln, und was dem mehr ist. Daß solche Zustände auf die Entwicklung unsers schon an sich so stolzen Dichters nicht günstig wirken konnten, ist klar. Aber heimisch fühlte er sich im Dreifaltigkeits-Collegium, wo er eintrat, keineswegs. In solche Collegien, die ihre eignen prachtvollen Gebäude, Gärten und Bibliotheken haben, zerfallen die Universitäten, und eine größere oder geringere Anzahl von Studenten wohnt mit ihren speziellen Aufsehern und Lehrern, sowie mit der dazu gehörigen Dienerschaft in denselben zusammen. Auch ist die Wahl des Collegiums in der Regel keine zufällige, sondern Familientraditionen spielen dabei eine wichtige Rolle, und der Sohn wird nicht leicht eine andere Wahl treffen, als sein Vater und Großvater vor

ihm. Byrons erster Eintritt in den neuen Aufenthaltsort war, wie gesagt, kein freudiger. Er selbst spricht sich darüber folgendermaßen aus:

„Als ich zuerst in das Collegium trat, war das Ganze eine neue und bedrückende Scene für mich. Erstlich war ich sehr ungern von Harrow weggegangen, obgleich ich alt genug dazu war, und im letzten Vierteljahr konnte ich vor Traurigkeit oft nicht schlafen, und sah mit Betrübniß, wie der Tag meines Abgehens immer näher rückte. Freilich war Harrow in der ersten Zeit mir auch zuwider gewesen, aber nachher liebte ich es desto mehr. Ferner aber hatte ich den Wunsch gehabt, nach Oxford und nicht nach Cambridge zu gehen, und endlich war ich in dieser neuen Welt so ganz einsam, daß es mir fast das Herz brach. Meine Collegiengenossen waren umgänglich genug, reiche, vornehme junge Leute und fast alle übermäßig fröhlich und lustig. Ich mischte mich auch unter sie, schmauste und zechte mit ihnen u. s. w., aber das Gefühl, daß ich nicht länger ein Knabe sein dürfte, machte mich fast sterbensunglücklich."

Wie sich denken läßt, hielten diese schwermüthigen Gefühle des Jünglings nicht lange an, denn bald fand er neue Freunde, ja mit einem derselben, dem jungen Eddleston, verband er sich auf so innige Weise, wie es kaum mit einem der Mitschüler in Harrow der Fall ge-

wesen war. Auch dieser war niederen Standes, und wählte später den kaufmännischen Beruf. Sein musikalisches Talent (er spielte Flöte und Violoncell) war es, welches ihn zuerst dem jungen Lord näher brachte, dessen Liebe um so mehr wuchs, als der junge Freund sich in der Rolle eines treuen Vasallen selbst gefallen zu haben scheint. Ein Carneolherz, welches Byron von diesem neuen Freunde zum Geschenk erhielt, blieb ihm bis zum Tode ein werthes Andenken, und wird mehr als einmal in seinen jugendlichen Gedichten erwähnt. Mit einem andern Studiengenossen, Noel Long, verband ihn wiederum die gemeinschaftliche Neigung zu gymnastischen Uebungen, namentlich zum Schwimmen, worin beide es zu großer Fertigkeit gebracht hatten. In einer seiner schriftlichen Notizen gedenkt er mit größter Liebe auch dieses Freundes. Derselbe nahm später Kriegsdienste und ertrank, als das Schiff, auf dem er sich befand, mit einem andern Schiffe in der Nacht zusammenstieß und zertrümmert wurde. In Cambridge war namentlich das Tauchen Gegenstand häufigen Wettstreits zwischen den Freunden.

„Der Strom", so erzählt Byron, „ist dort vierzehn Fuß tief. Wir warfen Teller, Eier, sogar Geldstücke auf den Grund und holten sie herauf. Die Abende brachten wir mit musikalischer Unterhaltung hin, wobei

ich den Zuhörer abgab. Getrunken wurde dabei in der Regel nur Sodawasser. Den Tag über ritten und badeten wir oder trieben uns herum, ab und zu wurde auch studirt. Diese Freundschaft und eine gewaltige, ebenso reine als leidenschaftliche Liebe für ein junges Mädchen, bildeten die Romantik dieser romantischsten Zeit meines Lebens."

„Nach des Freundes Tode bat mich der Vater desselben, eine Grabschrift für ihn zu verfertigen. Ich versprach es, hatte aber nicht das Herz, es zu versuchen. Er war eine so gute, liebevolle Natur, daß von ihm mit Recht gesagt werden konnte: Er war zu gut für diese Welt! und dabei so talentvoll, daß sein Tod nur um so bedauernswerther war. Zuweilen hatte er seltsam trübe Phantasien, und er erzählte mir einst, daß er eine Pistole auf sich abgedrückt habe, von der er nicht wußte, ob sie geladen sei. Der Erfolg sollte ihm als Schicksalsspruch gelten; und trotzdem hatte er einen lebhaften Sinn für alles Heitere. Wir waren schon in Harrow zusammen gewesen, und machten oft gemeinsame Ausflüge dorthin, um in Schulerinnerungen zu schwelgen."

Noch in seinen letzten Lebensjahren war das Andenken an diesen Freund dem Dichter so werth, daß es der beste Empfehlungsbrief war, wenn man sagen konnte, daß man Noel Long gekannt habe.

In Frauengesellschaft kam Byron während dieser Zeit nur in den Ferien, die er bei seiner Mutter in Southwell zubrachte. Es berichtet eine der Damen, mit denen er damals bekannt wurde, über das Aussehen und das Benehmen des Jünglings, wie folgt:

„Zuerst bin ich mit ihm in einer Gesellschaft bekannt geworden, die seine Mutter gab. Er war damals so schüchtern, daß dreimal nach ihm geschickt werden mußte, bevor er bewogen werden konnte, im Zimmer zu erscheinen und an den gesellschaftlichen Spielen der andern jungen Leute Theil zu nehmen. Er machte den Eindruck eines wohlbeleibten, sehr scheuen Knaben, und trug das Haar glatt über die Stirn gekämmt. Am andern Morgen brachte seine Mutter ihn in unser Haus, wo er sich ebenso stumm und schüchtern verhielt, wie am vorigen Abend. Wir redeten von allerlei und auch von einem Lustspiel, welches wir in Cheltenham gemeinschaftlich gesehen hatten. Mrs. Byron empfahl sich bald und der junge Lord stand auf, sie zu begleiten, indem er eine sehr steife Verbeugung machte. Ich sagte darauf, auf eine Stelle jenes Stückes anspielend: „Nun, guten Abend, Herr Vetter!“ Da hellten sich plötzlich seine schönen Züge auf, alle Schüchternheit war verschwunden und als die Mutter ihm zurief: „Nun, Byron, kommst Du?“ sagte er: nein, sie möge allein gehen, er wolle noch bleiben

und plaudern, und von dem Augenblick an war er bei uns wie zu Hause!"

Der diesmalige Besuch in Southwell dauerte jedoch nicht lange, weil es zwischen Mutter und Sohn zu so heftigen Scenen kam, daß letzterer sich eilig nach London aufmachte, um dort den Rest der Ferien zu verbringen.

Es ist höchst betrübend, die Berichte über dies traurige Verhältniß zu vernehmen. Mrs. Byron wurde in ihren Wuthausbrüchen durch das ironisch ruhige Benehmen des Sohnes noch immer gereizter, denn je lauter sie tobte und alles, was sie in die Hand bekam um sich her, dem Gegenstande ihres Zornes wo möglich in's Gesicht warf, um so tiefere Verbeugungen machte der Sohn, bis schließlich ein Angriff mit der Feuerzange oder mit einem Messer ihn in die Flucht trieb. Zuweilen jedoch wurde Byron selbst ebenso heftig wie die Mutter, und wenn dann beide in höchster Aufregung auseinander gegangen waren, so ist es wohl vorgekommen, daß nachher jedes einzeln zu dem Apotheker in der Nähe ging, um demselben zu sagen, er solle, falls der andere Theil Gift von ihm verlangte, um sich das Leben zu nehmen, etwas Unschädliches verabreichen.

So widerwärtig diese Zustände auch sind, so kann der Lebensbeschreiber doch nicht umhin, durch zwei Briefe Byron's, die er nach seiner obenerwähnten Flucht an zwei

verschiedene Personen richtete, dieselben vollständig anschaulich zu machen.

„London, 9. August 1806.

Viel Dank für die unterhaltende Erzählung von den Maßnahmen meiner Mutter, welche jetzt die Folgen ihrer Thorheit einzusehen beginnt.

Ich habe so eben einen reuigen Brief von ihr erhalten, auf den ich, aus Furcht, daß sie mir nachkommt, in sehr gemäßigtem Tone geantwortet habe, mit dem Versprechen, in etwa vierzehn Tagen zurückzukommen, was ich aber zu thun, entre nous, gar nicht gesonnen bin. — — — Ich bleibe hier wenigstens acht bis zehn Tage, und werde Dir vor meiner Abreise noch anzeigen, wohin Briefe an mich zu richten sind. Den Ort weiß ich selbst noch nicht. Meine Wohnung muß vor meiner Mutter geheim gehalten werden. Du kannst ihr meine Empfehlungen machen und ihr sagen, daß jeder Versuch, mir nachzusetzen, vergeblich ist, da ich Anstalten getroffen habe, augenblicklich nach Portsmouth zu gehen, sobald ich höre, daß sie Southwell verläßt. Du kannst hinzufügen, daß ich auf vierzehn Tage zu einem Freunde auf's Land gegangen bin. Ohne Zweifel finden die Damen in Southwell das böse Beispiel, welches ich gegeben habe, äußerst verderblich und zittern davor, daß auch ihre lieben Kinderchen unfolgsam werden und, wenn es

zum Streit kommt, ihren Mama's davonlaufen. Wenn Du wieder schreibst, so lasse nur die „Herrlichkeit“ auf sich beruhen und nenne mich Byron.

Stets Dein 2c.“

Der zweite Brief, an die Schwester des vorigen Correspondenten, berichtet den weiteren Verlauf der Angelegenheit:

„London, 10. August 1806.

Da ich Ihrem Bruder mit der Entzifferung meines gestrigen Geschmieres schon Mühe genug gemacht habe, so bürde ich Ihnen jetzt die Mühe auf, diesen zweiten Brief zu lesen. Aus meinem ersten haben Sie ersehen, daß, als ich ihm schrieb, mir es gar nicht einfiel, Mrs. Byron werde hier eintreffen. Jetzt steht es anders. Ein Billet von der Verursacherin meines plötzlichen Ausreißens hat die natürlichen Rosen von meinen Wangen verscheucht und mein schmerzdurchfurchtes Antlitz gebleicht. Diese wie aus der Pistole geschossene Ankündigung ihres Hierseins war übrigens nicht so schlimm, wie Sie denken werden, sondern endet mit der mir sehr angenehmen Versicherung, daß sie augenblicklich von der Reise zu angegriffen sei, um das Zimmer verlassen zu können. Gott segne dafür die schlechten Wege und die stätischen Postgäule Sr. Majestät. Da ich nun nicht die geringste Lust habe, mich im Lande umherjagen zu

lassen, so werde ich aus der Noth eine Tugend machen und, wie Lady Macbeth sagt, „wie ein Löwe vorwärts gehen“; denn an Entkommen ist doch nicht zu denken. Ich kann jetzt mit mehr Vortheil in's Gefecht gehen, da ich den Feind aus seinen Verschanzungen herausgelockt habe, obgleich dabei — dem Vorbilde, mit dem ich mich verglichen habe, nicht unähnlich — Gefahr ist, vor den Kopf geschlagen zu werden. Und doch: „D'rauf los, Macduff! verdammt sei, wer zuerst ruft: Halt! es ist genug!“

Das Resultat des Zusammentreffens zwischen Mutter und Sohn meldet dann schließlich ein Schreiben vom 16. August mit folgenden Worten: „Ich kann nicht ganz wie Cäsar sagen „veni, vidi, vici“, aber die Hauptsache dieses lakonischen Siegesberichtes paßt dennoch auf mich. Denn obgleich Mrs. Byron das Kommen und Sehen ihrerseits übernommen hatte, so blieb doch der Sieg schließlich auf Seiten Ihres gehorsamen Dieners. Nachdem die Schlacht mit großer Hartnäckigkeit einige Stunden lang gewüthet hatte, während dessen unsere Armee durch die Lebhaftigkeit der feindlichen Geschütze bedeutende Verluste erlitt, so lief der Feind doch zuletzt in verwirrter Flucht davon, indem er Geschütze, Feldgepäck und viele Gefangene zurückließ, so daß diese Niederlage für den gegenwärtigen Feldzug entscheidend ist. Mit anderen

Worten: Meine Mutter kehrte nach Hause zurück, ich aber ziehe mit meinen Lorbeeren an die Küste von Sussex! — — —"

Was mußte alles vorhergegangen sein, bevor ein Sohn in diesem Tone über seine Mutter nicht nur reden, sondern schreiben kann, und wiederholt an verschiedene Personen schreiben kann, in Zwischenräumen, während deren die Leidenschaft des Zornes doch hinlänglich Zeit hatte, sich zu beruhigen! Hier war von der Stunde der Geburt an, mit dem Dichter zu reden, die fromme Milch der Mutter in gährend Drachengift verwandelt! und wenn etwas zur Entschuldigung solcher Unnatürlichkeiten angeführt werden kann, so ist es diese Unnatürlichkeit selbst, daß ein Kind unglücklich genug war, seine Mutter weder lieben noch achten zu können; und wenn nun dieses Kind geboren ward, ein großer Dichter zu sein, ist es da zu verwundern, wenn seine Werke in reichem Maße von einem dämonischen Elemente durchdrungen sind? —

Und dennoch hatte die bessere Natur des Kindes und des Jünglings in seinen frühesten Gedichten noch vollständig die Oberhand behalten, und schon aus diesem Grunde ist es im höchsten Grade interessant, daß diese Erstlingsversuche der Welt bekannt geworden sind.

Es ist nicht zu verwundern, daß eine so lebhafte und ehrgeizige Natur, wie sie in dem jungen Lord wohnte,

denselben zu dem der Jugend so sehr gemeinsamen Wunsche trieb, berühmt zu werden, und also entweder durch Thaten oder durch Schriften sich auszuzeichnen. Gedichte hatte er seit seinem 15. Jahre bei jeder Gelegenheit gemacht. Jede neue Schulfreundschaft wurde besungen, ja oft genügte ein unbedeutender Streit mit einem Kameraden, um eine Ode zu veranlassen. Eine reiche Quelle für poetische Ergüsse gab die Freude, mit welcher der junge Lord seiner Ahnen und deren Thaten gedachte, und er ward nicht müde, die wirklichen oder sagenhaften Kriegszüge derselben, ihr altes Schloß und den hohen Beruf zu besingen, den der Abkömmling eines solchen Heldengeschlechtes zu erfüllen habe. Alle diese Dinge waren in Harrow sowohl, als auch in Cambridge von den Genossen mit Begeisterung aufgenommen und höchlichst bewundert worden. Den Ausschlag gab aber Miß Pigot in Southwell, in deren Haus Byron von seiner Mutter eingeführt worden war. Als man dort eines Tages Gedichte von Burns vorlas, sagte der junge Lord, daß er selbst auch zuweilen Gedichte mache, und alsbald eins davon aufschreiben wolle. Er that dies, und als die Dame ihn ermunterte, mit seinen Versuchen vor die Oeffentlichkeit zu treten, so war sein Entschluß gefaßt, und er beschäftigte sich nunmehr, von August bis November 1806 ernstlich mit der Durchsicht seiner Gedichte,

welche jedoch für's erste nur für seine Freunde, keineswegeges aber zum Verkauf für das große Publikum erscheinen sollten. Diese Vorarbeiten konnten natürlich seine Zeit nicht vollständig in Anspruch nehmen, vielmehr wurde dieselbe durch die mannigfachsten Zerstreuungen nicht immer lobenswerther Art, und durch Lektüre ausgefüllt, welche bei der staunenswerthen Schnelligkeit, mit welcher er die Bücher mehr verschlang als las, zu einem für seine Jahre sehr bedeutenden Umfange anwuchs. Aus einer Art von geistigem Inventarium, welches er 1807, also in seinem 19. Jahre über sich aufnahm, ersehen wir, daß er die bedeutendsten Geschichtswerke über alle Staaten der Erde, wenn nicht fleißig gelesen, doch durchblättert hatte; außerdem eine Menge von Lebensbeschreibungen, und eine nicht unbedeutende Anzahl philosophischer, geographischer und theologischer Werke. Bei der letztgenannten Rubrik fügt er hinzu: „Ich hasse Bücher über Religion, obgleich ich Gott ehre und liebe, freilich ohne die lästerlichen Begriffe von Sectirern, und ohne an ihre abgeschmackten und verdammungswürdigen Ketzereien und Mysterien und 39 Artikel zu glauben.“ — Nach diesem höchst wunderlichen und ziemlich unklaren Glaubensbekenntniß, geht das Verzeichniß der gelesenen Werke weiter, und es wird die gesammte classische Literatur Englands, ein Theil der französischen Dichter („Cid

ist mein Lieblingsstück") und manches italienische Werk als gelesen angeführt, nebst zahllosen anderen Unterhaltungsschriften und „was mir leid genug thut, mehr als viertausend Romanen." Als Schluß fügt er hinzu: „Alle hier aufgezählten Bücher erinnere ich mich gelesen zu haben, und ich kann Stellen aus jedem einzelnen hersagen. Es fehlen allerdings noch viele in dem Verzeichniß, aber den größten Theil derselben habe ich gelesen, ehe ich 15 Jahr alt war. Seit ich Harrow verlassen habe, bin ich träge und eingebildet geworden, das kommt von dem Verseschmieren und Courmachen."

Wenn es nun mit dem Studium, nach diesem Selbstbekenntnisse, während der Universitätszeit schlecht bestellt war, so wurde desto eifriger den mannigfachsten Zerstreuungen nachgegangen. Unter diesen stand das Komödienspielen oben an. Das deklamatorische Talent, durch welches der junge Lord sich bereits in Harrow ausgezeichnet hatte, entwickelte sich schnell zu der Gabe der mimischen Darstellung, wobei ihm ganz besonders die angeborne Lust und Fähigkeit zu statten kam, fremde Stimmen und Persönlichkeiten auf's Täuschendste nachzuahmen. In den Proben zu den Aufführungen machte er sich oft den Scherz, Einen der Anwesenden nach dem Andern auf diese Weise zu copiren, was sofort alle Personen aus der Gesellschaft, mit Ausnahme der jedes Mal

getroffenen, merkten. Eine gefährliche Art von Unterhaltung, welcher er aber einen so harmlosen Charakter zu geben wußte, daß sich Niemand dadurch beleidigt fühlte.

Für seine eigenen Rollen liebte er es, diejenigen auszusuchen, welche zur Entfaltung eines besonders heftigen und pathetischen Vortrages Anlaß gaben. Die Vorbereitungen, die Proben, die Anordnung der Costüme, das Ausbleiben einzelner Mitspieler, und die Sorge um Beschaffung von Stellvertretern, nahmen viel Zeit fort, und erforderten oft ein wiederholtes Hin- und Herschreiben. Daneben wurde manche Stunde mit Erlernung der in England so hochgehaltenen Kunst des Faustkampfes ausgefüllt, welche dort, sowie Alles, was zur persönlichen Selbstvertheidigung gehört, eine viel wichtigere Stelle einnimmt, als bei uns.

Seine eigentliche Lebensweise in dieser Zeit, wo er bald in Cambridge, bald längere Zeit in London sich aufhielt, war eine sehr unregelmäßige, und ist auch so bis an sein Ende geblieben. Bevor wir aber uns auf eine Schilderung derselben einlassen, sei das rührende Bekenntniß erwähnt, welches der 20jährige Jüngling seiner Satyre „Englische Sänger und Schottische Recensenten" einverleibt hat, und welches in freier Uebertragung folgendermaßen lautet:

Und ich, gedankenlos mich mischend in die Menge
Gedankenloser Menschen, wohl das Rechte kennend,
Doch stets das Falsche wählend! Ohne Zucht
Und ohne Zwang mir selbst anheim gegeben
In jenen Jahren, wo Vernunft noch nicht
Uns wie ein Schild das Herz beschirmen kann
Im Kampfe mit der Leidenschaften Schwarm, —
Da lockte, bunt von Blumen, mich der Pfad
Der Freuden in die Irre — —

Man wird nach dem, was über des jungen Lords Empfänglichkeit für Frauenschönheit bereits gesagt ist, sich leicht vorstellen, daß die Ausschreitungen, welche er sich vorzuwerfen hatte, sich auf sein Verhältniß zu dem weiblichen Geschlecht beziehen. Kaum aber mag jemals die Befriedigung solcher Leidenschaften einem Manne leichter gemacht worden sein, als ihm, besonders seit dem Augenblicke, wo er durch seinen Dichterruhm der Abgott der schönen und vornehmen Welt geworden war. Eine der hervorragendsten Schönheiten rief bei dem Anblick seiner Züge aus: „Dies bleiche Gesicht ist mein Schicksal!“ Und dennoch sank der Jüngling trotz aller auf ihn eindringenden Versuchungen nicht auf die Stufe eines gemeinen Wüstlings herab. Davor bewahrte ihn damals der tiefpoetische Zug, welcher sein ganzes Wesen durchdrang. Immer war es nur Eine Schönheit, welche zu lieben er sich jedes Mal wirklich einbildete, und der er seine Huldigungen so lange ausschließlich darbrachte, bis

eine neue Flamme sein empfängliches Herz entzündete, oder seine Sinne mit sich fortriß, und was er in einer gewissen Periode seines späteren Lebens sich auch zu Schulden kommen ließ, so hat er doch in der Zeit, von der wir jetzt reden, nichts Schlimmeres begangen, wie tausend Andere seines Alters und Standes. Freilich nicht ohne seine Schuld war sein Ruf damals weit schlechter, als er selbst, weil er leider in eignen und fremden Angelegenheiten von einer fast plauderhaften Offenherzigkeit war, und Alles, was er that und sagte, an die große Glocke hing und in's Publikum brachte. Selbst vor den verwerflichsten Verletzungen jedes Anstandes und jeder Sitte schreckte er nicht zurück, wenn ihn die Laune überkam. So hatte er sich z. B. einmal an ein hübsches Mädchen niedrigen Standes, und von sehr geringer Bildung attachirt, und er trieb die Rücksichtslosigkeit und Unvorsichtigkeit so weit, daß er dieselbe in seiner Wohnung in London aufnahm, und auf Reisen sich von ihr begleiten ließ, indem er sie in Männerkleider steckte. Ja er hatte die Unverschämtheit, sie in dem Badeorte Brighton einer vornehmen Dame als seinen Bruder vorzustellen; der Betrug wurde dadurch entdeckt, daß der angebliche Bruder sich nicht ohne die gröbsten Sprachfehler auszudrücken vermochte. Aber grade diese alles Maß überschreitende Frechheit seines

Betragens, welche die höhere Gesellschaft ihm zu verschließen nur zu geeignet war, berechtigt uns, ihm auch dann Glauben zu schenken, wenn er die gegen ihn vorgebrachten Anklagen als ungerecht zurückwies. Bis an sein Ende hat er gar oft auf das Nachdrücklichste mündlich und schriftlich versichert, daß er bei Allem, was er sich Ausschweifendes zu Schulden kommen ließ, dennoch wahre Ehre genug besaß, um seinen Namen nicht durch andere als leichtsinnige Handlungen zu beflecken, und daß er etwas Feiges, Hinterlistiges und Gemeines nie begangen hat, und namentlich niemals der Künste und Listen sich bediente, um ein unschuldiges Geschöpf zu verführen, so wenig er auch die Kraft der Entsagung besaß, den sich ihm entgegendrängenden Versuchungen zu widerstehen. Dann aber, und das ist nicht zu übersehen, stammte Byron aus einem seit Jahrhunderten durch wilde Leidenschaftlichkeit ausgezeichneten Geschlechte, welches seine Fehler so gut wie seine Tugenden auf die Enkel vererbte, und er hat einmal selbst geäußert, es sei lächerlich zu behaupten, man erbe seine Leidenschaften nicht ebensogut wie die Gicht oder andere Familienübel.

Entsprechend dieser Unregelmäßigkeit der Sitten, war auch die ganze Anordnung und Eintheilung seiner Zeit eine durchaus nnregelmäßige.

Von Jugend auf schon war er durch das Beispiel

seiner Mutter daran gewöhnt, den Tag theilweise zur Nacht, und die Nacht zum Tage zu machen, und kaum ist er, bis an sein Ende, ohne besondere Veranlassung jemals vor Mittagszeit aufgestanden. Auch während der Universitätsjahre ließ er zum Aerger seiner Lehrer von dieser Unsitte nicht, und daß dadurch ein regelmäßiges Studiren in gleichem Schritte mit den Genossen fast unmöglich wurde, ist klar. Dem Widerwillen entsprechend, mit dem er nach Cambridge gegangen war, während seine Neigung ihn nach Oxford zog, liebte er überhaupt, allen Anordnungen der Vorgesetzten Hohn zu sprechen, und seine Verachtung der Disciplin in solcher Weise zur Schau zu tragen, daß wahrscheinlich nur sein Rang ihn vor ernsten Strafen schützte. Immer ging er bewaffnet, und geladene Pistolen fehlten niemals weder in seinem Zimmer, noch in seinen Taschen; Schießen nach selbstgewählten, schwer zu treffenden Zielen ist stets eine seiner leidenschaftlichen Vergnügungen geblieben. Einst in einem Garten sauste seine Kugel so dicht an dem Ohre einer jungen dort lustwandelnden Dame vorbei, daß sie das Pfeifen derselben vernahm, und natürlich auf's Aeußerste erschreckt wurde. Das gab denn die erwünschte Veranlassung zu einem hübschen Gedichte, welches am andern Morgen überreicht wurde. Die Kugel, heißt es darin, habe ein Dämon, neidisch ob so viel

Schönheit, aus ihrer natürlichen Bahn gelenkt, aber der Himmel wandte gnädig das Unheil ab. Zur Strafe ist der unglückliche Schütze bereit, Alles zu ertragen, was über ihn verhängt wird, selbst den Tod. Am liebsten würde er sich zu ewiger Sklaverei verurtheilen lassen, nur Eins fürchtet er, daß Verbannung über ihn verhängt werde.

Diese Feuerwaffen waren übrigens nicht das Einzige gefährliche, womit er sich zu umgeben liebte. Er hatte fast immer viele Hunde, und darunter sehr bissige in seiner Nähe, und Bären, Adler und Wölfe hat er vielfach, sogar in seinen Zimmern gehalten.

Schwimmen, Boxen, Reiten und Kahnfahren nahmen täglich manche Stunde in Anspruch, und auch die Sorgfalt, welche er auf seine äußere Erscheinung und seinen Anzug verwendete, kostete viel Zeit.

Nächst seiner großen Eitelkeit, war der Wunsch, den Damen zu gefallen, von Jugend auf von größtem Einfluß auf seine Haltung und sein ganzes Wesen, und schon damals beunruhigte ihn seine von der Mutter ererbte Anlage zur Corpulenz auf's Aeußerste, der er durch Diät und Leibesbewegung jeder Art entgegenzuarbeiten strebte, und zwar auf so gewaltsame Weise, daß die Mittel, die er anwandte, vielleicht in hohem Maße dazu beigetragen haben, seine Gesundheit zu untergraben.

Mit ebenso großem Eifer war er auf Alles bedacht, was geeignet war, sein schönes Gesicht und seine ganze Persönlichkeit auf's Vortheilhafteste in's Licht zu setzen. Die Locken seines Haares, nicht minder als der Knoten des Halstuches und der ganze Anzug mußten mit großer Kunst so geordnet werden, daß Alles den Eindruck einer genialen Natürlichkeit machte. Das bekannte, in unzähligen Abdrücken verbreitete Bild, wo der 19jährige Jüngling in einer sturmbewegten Landschaft, mit bloßem Kopfe und offener Brust, im Vordergrunde die rechte Hand auf einen Felsen stützt, während ein Freund sich an einem Segelboote beschäftigt, ist ganz geeignet, das eben Gesagte zu veranschaulichen.

Bei all diesen mannigfachen Zerstreuungen wurde das erste Werk redigirt, mit welchem der junge Lord als Dichter vor die Oeffentlichkeit trat. Er hatte Anfangs eine Sammlung seiner Jugendgedichte in hundert Exemplaren zur Vertheilung an Freunde durch den Drucker der kleinen Stadt Southwell vervielfältigen lassen. Es war aber unter den Schulkameraden in Harrow und unter den Collegiengenossen in Cambridge solche Nachfrage darnach, daß er neue Abzüge machen ließ*), nachdem er in der Auswahl der Gedichte und in der Fassung derselben

---

*) Hours of idleness.

zahlreiche Aenderungen vorgenommen hatte. Mit den zuerst abgezogenen Exemplaren war er dann so unzufrieden, daß er dieselben, soviel er davon erlangen konnte, zurückerbat, und gegen die neuen umtauschte, die älteren dagegen verbrannte.

Daß von den Empfängern der Gedichte die schmeichelhaftesten Danksagungen einliefen, kann man sich leicht vorstellen, und der junge Dichter erwiederte hierauf mit aller der stolzen Bescheidenheit, die man von dem Herausgeber einer ersten Gedichtsammlung erwarten kann. Eines dieser Antwortschreiben, an Mr. William Bankes gerichtet, möge hier auszugsweise eine Stelle finden:

„Ihre Kritik meiner Gedichte ist mir aus mehr als einer Ursache sehr schätzbar. Einmal, weil sie die einzige ist, die nicht so viel Schmeicheleien enthält, und dann, weil ich von Complimenten wirklich übersättigt bin. Was Ihre Bemerkungen betrifft, so bitte ich zu bedenken, wie wenig selbst der besten Gedichte eine strenge Kritik jedes einzelnen Wortes aushalten. Man kann deshalb um so weniger erwarten, daß diese knabenhaften Ergüsse nach Inhalt und Form sehr ausgezeichnet sind. Viele sind in trüben Augenblicken oder während einer Krankheit niedergeschrieben und tragen deshalb eine so düstere Farbe. Daß die Liebesgedichte nicht die besten

in der Sammlung sind, gebe ich gern zu. Da sie aber den Göttinnen, auf deren Altäre sie niedergelegt wurden, angenehm waren, so bin ich zufrieden. An demselben Tage, wo ich Ihren Brief erhielt, wurde mir die Ehre zu Theil, von dem berühmten Mackenzie, dem Verfasser des „Gefühlvollen", ein anerkennendes Schreiben zu empfangen. Ob sein Lob mich stolzer macht oder das Ihre, kann ich nicht entscheiden. Ich besitze noch einen dicken Band handschriftlicher Gedichte, die vielleicht später erscheinen werden. Jetzt aber habe ich weder Zeit noch Lust, dieselben für den Druck fertig zu machen. Im Frühjahr kehre ich nach Cambridge zurück, um meine Wohnung auszuräumen und von Ihnen förmlich Abschied zu nehmen. Der Fluß wird bei dieser Gelegenheit durch meine Thränen nicht angeschwellt werden. Ihre tadelnden Bemerkungen sollen übrigens an mir nicht verloren sein und soviel man auch von dem genus irritabile vatum gesprochen hat, wir wollen uns deshalb nicht veruneinigen. Auch ist Dichterruhm in keiner Art der höchste meiner Wünsche."

Diesem am 6. März 1807 geschriebenen Briefe folgte in wenigen Tagen ein zweiter an denselben Studiengenossen, worin folgende Stelle vorkommt:

„Gegen meine erste Absicht bin ich jetzt damit beschäftigt, einen Band für das große Publikum drucken

zu lassen. An die Stelle der Liebesgedichte kommen zum Theil andere. Das Ganze wird viel umfangreicher und soll Ende Mai erscheinen. Es ist ein gewagter Versuch, aber Mangel an besserer Beschäftigung, die Aufmunterung, die mir von allen Seiten zu Theil wird, und meine eigene Eitelkeit treiben mich zu dem Unternehmen. Ohne Herzklopfen geht es freilich nicht ab. Abnehmer werden sich, namentlich hier in der Gegend, genug finden, schon aus Neugierde" 2c.

Fünftes Kapitel.

Die Edinburgher Kritik. Großjährigkeit.

Die angekündigte Gedichtsammlung erschien demnächst unter dem Titel „Mußestunden" (hours of idleness), mit einer Widmung an seinen Vormund, den Grafen Carlisle, der aber nur in einem steifen, höflichen Briefe sich bedankte.

Die kleine Sammlung enthält allerlei Liebesgedichte, Schulerinnerungen, zum Theil satyrisch gehalten, Uebersetzungen alter classischer Gedichte, auch eine längere schottische Romanze und mancherlei Erinnerungen

an die Byron's alter und neuer Zeit. Im Ganzen etwa 150 Nummern, die aber durch Auslassungen und Hinzufügungen bei den verschiedenen Ausgaben gewechselt haben.

Wenn man diese Gedichte an und für sich betrachtet und sich bemüht, davon zu abstrahiren, daß es die ersten Versuche eines großen Dichters sind, so wird man ihnen auch dann ein poetisches Verdienst nicht absprechen können. Eine große Wärme der Empfindung und ein scharfer Verstand sind unverkennbare Eigenschaften des Verfassers. Beurtheilt man sie aber als Erstlingswerke Byron's, so enthalten sie unzweifelhaft im Keime schon die beiden Hauptzüge, welche durch seine späteren Werke gehen, eine Anlage zur tiefen Melancholie und zu witziger Satyre, beide noch gemildert durch eine eigenthümliche Färbung von frischem, jugendlichem, oft kindlichem Enthusiasmus. Auch wurden diese Gedichte nicht blos von Freunden und Bekannten, sondern auch in den kritischen Blättern recht günstig beurtheilt, und die „monatliche Revüe“ sowie „Gentleman's Magazin“, in England fast die verbreitetsten und geachtetsten Zeitschriften, sprachen es geradezu aus, daß man von dem Verfasser künftig Großes zu erwarten habe. Solche Urtheile, sowie mehrfache von angesehenen Schriftstellern ihm zukommende lobende Briefe schmeichelten dem jungen eitlen

Dichter gar sehr, und er spricht dies in Briefen an seine Bekannten mit unverhohlener Freude aus*).

Die Freude über solche Anerkennung sollte indessen nicht lange ungetrübt bleiben; denn bald kam ihm das Gerücht zu Ohren, es habe ein Mitarbeiter an der, unter Jeffrey's Leitung stehenden, berühmten und gefürchteten Edinburgher Revüe ein Exemplar der Mußestunden in die Hände bekommen und es werde demnächst eine vernichtende Kritik über dieselben ergehen.

Wirklich ließ das Verdammungsurtheil der schottischen Bücherinquisition nicht lange auf sich warten. Im Januarheft von 1808 der Edinburgher Revüe erschien eine Recension, welche für das ganze Leben und namentlich für die poetische Entwickelung Lord Byron's von solchem Einfluß und solcher Bedeutung geworden ist, daß wir die Hauptstellen derselben hiehersetzen müssen. Sie lauten:

„Die Dichtungen des jungen Lords gehören zu der

*) Dies geschah namentlich, als ein entfernter Verwandter des jungen Lords, Mr. Robert Charles Dallas, ihm eine ausführliche größtentheils belobende Kritik zugehen ließ. Dallas war selbst Verfasser von Gedichten und von einem damals viel gelesenen Roman: Percival. Ein vertrauter Umgang mit Byron war die Folge jener Kritik, und wir verdanken ihm sehr schätzenswerthe und zuverlässige Berichte über die Zeit von 1808—1814, während welcher der Verkehr zwischen beiden stattfand.

Sorte, von der man sagt, daß weder Götter noch Menschen dergleichen gestatten. In der That haben wir selten Verse gesehen, auf welche dies so durchaus und in jeder Beziehung paßte. Seine Ergießungen breiten sich über eine wüste Fläche aus, ohne sich jemals darüber zu erheben oder weiter in die Tiefe zu gehen, und machen auf diese Weise den Eindruck eines stehenden Sumpfes. Als Milderungsgrund für sein Vergehen legt der hochgeborne Verfasser besonderes Gewicht auf seine Minderjährigkeit. Diese Minderjährigkeit prangt auf dem Titelblatt, sogar auf dem Deckel. Sie paradirt hinter dem Namen des Dichters und bildet gleichsam einen Theil seines Styls. Auch die Vorrede legt großes Gewicht darauf und den einzelnen Gedichten ist das Datum der Abfassung beigefügt, damit man das Alter des Verfassers berechnen könne. Nun verordnen aber die Gesetze ganz klar, daß Minderjährigkeit nur ein Einwand ist, dessen der Verklagte sich bedienen kann, aber einen Anspruch des Klägers zu verstärken ist sie nicht geeignet. Wäre Lord Byron verurtheilt worden, eine gewisse Quantität Poesie abzuliefern, und hätte er statt derselben den Inhalt dieses Bändchens vorgelegt, so ist es sehr wahrscheinlich, daß der Gerichtshof die Entschuldigung der Minderjährigkeit gelten lassen würde. Allein jetzt, wo er von freien Stücken seine Waare zu

Markte bringt, kann er auf Grund der Minorennität von uns nicht den Preis in Lobeserhebungen ausbezahlt verlangen, wenn die Sachen nicht verkäuflich sind. Vielleicht aber redet er von seiner Jugend gar nicht, um unser Urtheil zu mildern, sondern um uns in Erstaunen zu setzen, daß ein so junger Mensch so schöne Gedichte gemacht habe. Vielleicht will er uns zurufen: Seht, so kann ein Minderjähriger schreiben! Dies Gedicht hat wahrhaftig ein Jüngling von achtzehn Jahren verfaßt, und dies einer von sechszehn Jahren! Aber weit entfernt davon, uns darüber zu wundern, daß ein junger Mensch sehr mittelmäßige Verse macht, glauben wir vielmehr, daß von zehn gut unterrichteten Jungen in England neun Verse machen und daß der zehnte bessere Gedichte macht, als Lord Byron. Aber nicht blos auf seine Jugend, auch auf seinen Rang beruft sich der junge Edelmann und erinnert uns daran, daß Dr. Johnson gesagt hat: Wenn ein Pair des Reiches als Schriftsteller auftritt, so hat er einen Anspruch darauf, daß seine Werke gehörig gewürdigt werden. Dies gerade veranlaßt uns, ihm den Rath zu ertheilen, daß er ungesäumt das Dichten aufgebe, und seine bedeutenden Anlagen und die großen Vortheile, die seine Stellung ihm bietet, besser benutze. Wir müssen ihm zu bedenken geben, daß der Umstand, daß die letzten Silben sich reimen und daß

man, was er nicht einmal immer gethan hat, die Versfüße an den Fingern richtig abzählt, noch nicht die Gesammtheit dessen ist, was von einem Dichter gefordert wird. Ein klein wenig Phantasie gehört auch dazu, und ein Gedicht, welches heutzutage Anspruch darauf macht, gelesen zu werden, muß zum Mindesten einen Gedanken enthalten, der einigermaßen von den Ideen älterer Dichter verschieden oder wenigstens anders ausgedrückt ist.“

Es werden sodann einige der schwächsten Stellen der Sammlung ausgezogen, und die Versicherung hinzugefügt, daß die Sammlung etwas besseres nicht enthalte. Die Uebersetzungen kommen nicht besser fort und zum Schluß heißt es dann:

„Welches Urtheil man aber auch über diese Gedichte des edlen Minderjährigen fällen mag, so müssen wir sie wohl nehmen, wie wir sie finden, und damit zufrieden sein; denn sie sind die letzten, die wir je von ihm zu sehen bekommen werden. Er ist, wie er sagt, nur ein Eindringling in den Hainen des Parnassus; er hat nie, wie die eigentlichen Dichter, in einer Dachkammer gewohnt und erwartet auch keinen Vortheil von der Veröffentlichung seiner Werke. Drum laßt uns nehmen, was er uns giebt, und seien wir dankbar. Welches Recht haben wir armen Teufel, wählerisch zu sein?

Wir sind noch gut fortgekommen, daß wir von einem so vornehmen jungen Herrn, der nicht in einer Dachkammer wohnt, sondern Beherrscher von Newstead Abbey ist, soviel erhalten haben. Nochmals, seien wir dankbar, und wie der brave Sancho Pansa sagt, Gott segne den Geber. Wir wollen dem geschenkten Gaul nicht in's Maul sehen." Wie es bei allen solchen Gelegenheiten geht, waren die Bessergesinnten allerdings unwillig über eine so absichtlich zugefügte giftige Kränkung eines jungen Mannes, von dem man nicht viel Böses wußte, und der ohne eine übergroße Anmaßung ein Bändchen Gedichte hatte drucken lassen. Jedoch die meisten Menschen empfanden eine Schadenfreude darüber, daß ein Lord so schlecht weggekommen sei, und gaben sich nicht die Mühe zu prüfen, wie gerecht oder ungerecht das gefällte Urtheil sei.

Der junge Dichter erfuhr von dem bevorstehenden Angriffe, schon ehe derselbe erfolgte. Am 26. Februar 1808 schreibt er an seinen Freund Becher: „Es freut mich, daß Du Deine Vorliebe für meine Gedichte noch beibehalten hast. Auch das Publikum läßt mir einiges Lob zukommen. Ich bin jetzt eine Person von solcher Wichtigkeit geworden, daß für die nächste Nummer der Edinburgher Revüe ein überaus heftiger Angriff gegen mich vorbereitet wird. Ich weiß dies von einem Freunde,

der den Probeabdruck der Kritik gesehen hat. Du weißt, daß es im System der Edinburgher Herren liegt, Alles anzugreifen. Sie loben keinen Menschen, und weder Publikum noch Verfasser erwarten Lob von ihnen zu hören. Da sie aber sagen, daß sie überhaupt nur mit solchen Werken sich befassen, welche die Aufmerksamkeit des Publikums verdienen, so ist es schon immer etwas werth, wenn sie Notiz von uns nehmen. Du wirst das Ding ja sehen, sobald es erscheint, es soll von der unbarmherzigsten Art sein. Doch ich bin darauf gefaßt. Sage nur meiner Mutter, sie soll nicht dadurch außer Fassung kommen, und sich auf den allerfeindseligsten Angriff vorbereiten. Schaden wird es hoffentlich nicht, und sie soll nur ihre Gemüthsruhe bewahren. Sie schwächen ihre eigene Macht, indem sie dieselbe aller Welt gegenüber mißbrauchen, und keinen Menschen loben, ausgenommen die Anhänger von Lord Hollard u. Comp. Mit Southey, Moore, Lauderdale, Strangford und Paine Knight in Gemeinschaft mißhandelt zu werden, kann man sich schon gefallen lassen u. s. w."

Und am 28. März schreibt er demselben Freunde: — — „Natürlich hast Du die Edinburgher Revüe gelesen. Es thut mir sehr leid, daß meine Mutter darüber so außerordentlich betrübt ist. Was mich betrifft, so haben „diese papiernen Kugeln des Gehirns" mich

nur gelehrt, im Feuer zu stehen, und da ich im Uebrigen noch Glück genug gehabt habe, so hat es weder meine Ruhe noch meinen Appetit gestört. An dem Tage, wo ich die Recension erhielt, trank ich nach Tische allein drei Flaschen Rothwein. Die Edinburgher haben übrigens ihre Sache nicht einmal gut gemacht, so sagen wenigstens die literati. Ich glaube, ich selbst hätte eine viel witzigere Kritik über mich selbst schreiben können, als noch irgendwo erschienen ist. — —"

Die philosophische Ruhe, welche er in diesem Briefe affectirt, entsprach übrigens keineswegs seinen wirklichen Gefühlen, und die Wirkung, welche der höhnische Tadel auf ihn machte, sagt Moore, kann nur der begreifen, welcher überhaupt weiß, was ein Dichter bei solchem Anlaß empfindet, und der eine Vorstellung von der Reizbarkeit hat, welche in Byrons ganzer Gemüthsbeschaffenheit lag, und die ihn für solche Angriffe noch zehn Mal empfindlicher machen mußte, als jeden anderen Menschen. Schon die übergroße Freude, mit welcher er jedes Lob, das ihm in einer der kleinen Zeitschriften oder in den Privatbriefen der Freunde gespendet wurde, seiner Mutter und den Bekannten mittheilte, läßt uns schließen, wie tief es ihn verletzen mußte, daß gerade das angesehenste aller kritischen Organe ihn so schlecht behandelte. Einer seiner Freunde, welcher in dem Augenblicke zu ihm kam,

als er gerade das Blatt zum ersten Male gelesen hatte, fand ihn in solcher Aufregung, und mit einem solchen Ausdruck von Trotz und Wuth in seinen Zügen, daß er fragte, ob Byron eine Ausforderung erhalten habe. Der Ausdruck seiner schönen Züge, in welchen sich der ganze Ingrimm aussprach, dessen nur Er fähig war, hätte für einen Maler oder Bildhauer eine treffliche Studie abgegeben. Sein Stolz war auf's Tiefste verletzt, und sein Ehrgeiz niedergeschmettert. Aber nur wenige Minuten lang dauerte das Gefühl der Demüthigung. Der Wunsch nach Rache trat sofort an die Stelle, und das Bewußtsein, sich auf's Glänzendste rächen zu können, gab ihm alsbald seine volle Zuversicht wieder. Mehr als zehn Jahre später schreibt er: „Ich erinnere mich noch sehr wohl des Eindrucks, den die Edinburgher Kritik auf mich machte; es war Wuth, und der Vorsatz dagegen anzukämpfen, und mich zu rächen, aber keineswegs Niedergeschlagenheit oder Verzweiflung. Eine unbarmherzige Kritik ist Gift für einen angehenden Autor, und der Angriff gegen mich (der die englischen Barden 2c. zur Folge hatte) warf mich nieder, aber ich richtete mich bald wieder auf. Diese Kritik war ein Meisterstück von gemeinem Witz und ein Gewebe von possenreißerischen Schmähungen. Ich erinnere mich, daß es eine Menge Gewäsch enthielt, daß man dankbar sein müsse, für das, was man bekäme, daß

man einem geschenkten Gaul nicht in's Maul sehen dürfe, und dergleichen Stallknechtsredensarten. Aber weit entfernt davon, mich dadurch vom Schreiben abhalten zu lassen, dachte ich auf nichts, als wie ich ihre Rabenprophezeiungen zu Schanden machen wollte, und trotz ihres Gekrächzes beschloß ich, daß es nicht das letzte Mal gewesen sein sollte, wo sie von mir hörten." Schon einige Zeit vorher hatte er den Plan zu einem satyrischen Gedichte entworfen, welches den Zweck haben sollte, dem Publikum zu beweisen, daß die Tagesliteratur und die Dichter, welche damals in Ansehen standen, mit wenigen Ausnahmen, die hohe Stellung nicht verdienten, welche man ihnen einräumte, und daß sie auf Abwegen von dem eigentlich klassischen Geschmack begriffen seien.

Der Zorn über die ungerechte Behandlung, welche er erfahren, wurde nun die Quelle eines feurigen Stromes von Rachebegeisterung, mit welchem er an die Vollendung der Satyre ging. Wie ein junger Herkules wollte er die Schlangen erdrücken, die einen Augenblick lang ihn zu ersticken gedroht hatten, und mit unausgesetzter Ausdauer, und mit grimmigem Fleiße machte er sich an diese Arbeit, auf die er wahrscheinlich mehr wirkliche Mühe verwendet hat, als auf irgend eine seiner folgenden Arbeiten. Der berühmte Amerikaner Ticknor, Verfasser der spanischen Literaturgeschichte, erzählt, daß

Lord Byron, mit dem er im Juni 1815 bekannt wurde, ihm mitgetheilt habe, daß er die Satyre während eines Monats niedergeschrieben, und daß er in dieser ganzen Zeit das Licht des Tages nicht gesehen habe, da er (es war im Winter von 1807 zu 1808) stets nach Sonnenuntergang erst aufgestanden, die Nächte hindurch bis zum Anbruch des Morgens gearbeitet, und dann erst sich niedergelegt habe. Diese Satyre, welche später unter dem Namen Englische Barden und Schottische Recensenten so berühmt geworden ist, und für sein ganzes Leben von größtem Einfluß werden sollte, werden wir noch Gelegenheit haben, ausführlicher zu besprechen. Er verfaßte dieselbe in Newstead Abbey, wohin er in der ersten Hälfte des Jahres 1808 übersiedelte. Lord Ruthyn, welcher die Abtei gemiethet hatte, verließ dieselbe im April, und man kann sich denken, daß der junge Lord vor Begierde brannte, das Schloß seiner Ahnen zu beziehen. Dasselbe befand sich jedoch in so gänzlichem Verfall, daß es einiger dringenden Reparaturen bedurfte, bevor er daran denken konnte, seine Mutter darin aufzunehmen. Er selbst aber bezog eins der wenigen bewohnbaren Zimmer, und richtete sich mit dem alten Kellermeister Murray und einer ebenso alten häßlichen Magd ein, so gut es gehen wollte. Reiten, Schwimmen, Boxen und Theaterspielen mit einigen Schul- und Universitätsge-

nossen, welche ausschließlich seinen Umgang bildeten, füllten die Stunden aus, wo er nicht an seiner Satyre arbeitete, oder sich in stummem Brüten dem Verdrusse über sein verflogenes Liebesglück oder seine vereinsamte Stellung, und die beschränkten Vermögensumstände überließ, welche ihm nicht gestatteten, seinem Rang gemäß als großer Herr zu leben. Das war eine treffliche Stimmung für einen jungen Satyriker, der die Kräfte seiner Seele mit aller Energie, die in ihm war, zusammennehmen wollte, um seine Feinde mit Einem großen Schlage niederzuschmettern. Zugleich trug er sich bereits mit dem Gedanken, nach Vollendung seiner Arbeit weite Reisen zu unternehmen und die Welt zu sehen, zu welchem Vorsatz auch wohl die stets fortgehenden Streitigkeiten und Versöhnungen mit der Mutter das Ihrige beigetragen haben mögen. Zwei Briefe an Mrs. Byron werden dies erläutern.

Den 7. Oct. 1808 schreibt er mit der für einen Sohn immerhin eigenthümlichen Anrede: „Verehrte Frau" beginnend: „Ich kann noch keine Gäste bei mir aufnehmen, weder Hanson, meinen Geschäftsführer, noch sonst Jemand. Wenn Du mich mit Jean Jacques Rousseau vergleichst, so wüßte ich doch nicht, daß ich ihm ähnlich wäre. Auch ist es mein Ehrgeiz gar nicht diesem berühmten Tollhäusler zu gleichen, nur soviel weiß ich,

daß ich meiner eignen Neigung leben will und so einsam wie möglich. Sobald meine Zimmer in Bereitschaft sind, soll es mich freuen, Dich hier zu sehen. Augenblicklich würde das aber nur große Unbequemlichkeit für uns beide zur Folge haben. Es kann Dir nur recht sein, wenn ich meine Zimmer in Stand setzen lasse, ungeachtet ich im März oder spätestens im Mai nach Persien abzureisen gedenke, da Du während meiner Abwesenheit Newstead bewohnen sollst. Stößt mir etwas zu, so habe ich bereits dafür gesorgt, daß am Tage meiner Mündigkeit mein Testament aufgenommen wird. Du erhältst den lebenslänglichen Besitz des Schlosses und seiner Dependenzen und ein hinlängliches Einkommen außerdem. So sind also die Einrichtungen, die ich treffe, nicht durchaus egoistischer Natur.“ — —

Am 2. November schreibt er dann ferner:

„Liebe Mutter. Wenn es Dir recht ist, wollen wir der Dinge, auf die Du anspielst, uns nicht weiter erinnern. Ich wenigstens habe gar keine Neigung, daran zu denken. Sobald meine Wohnung in Ordnung ist, wird es mich glücklich machen, Dich zu sehen. Du weißt, daß ich stets aufrichtig bin, und wirst mich also nicht im Verdachte haben, daß ich Ausflüchte mache. Ich treffe alle Einrichtungen mehr für Dich, als für mich selbst, und ich werde Dich in mein Haus einführen, ehe

ich nach Indien reise, was, wenn nicht besondere Hindernisse dazwischen kommen, im März geschehen soll. Jetzt bin ich mit dem grünen Salon beschäftigt, aus dem rothen und aus den obern Zimmern sollen Schlafgemächer hergestellt werden. Ich hoffe, daß das Alles bald in Ordnung kommt. Es wäre mir lieb, wenn Du Major Watson, der in Indien gewesen ist, wegen der nothwendigen Reiseausrüstung befragen wolltest. Auch habe ich wegen sonstiger Belehrung bereits durch einen Freund an den Professor der arabischen Sprache in Cambridge schreiben lassen. Empfehlungsbriefe an unsere Consuln und Gesandten, und auch an die Gouverneure von Madras und Calcutta kann ich durch das Ministerium erhalten. Für meine Vermögens- und Testaments-Angelegenheiten werde ich Curatoren bestellen, zu denen auch Du gehören sollst.

Du wirst einräumen müssen, daß meine Pläne nicht unvernünftig sind. Jeder Mensch sollte einmal auf Reisen gehen, und reise ich jetzt nicht, so geschieht es vielleicht niemals. Verbindungen, die mich an die Heimath fesselten, habe ich nicht, keine Frau, keine Schwester oder Bruder, die ich unversorgt zurückließe. Für Dich werde ich sorgen, und nach meiner Rückkehr wende ich mich vielleicht der staatsmännischen Laufbahn zu. Einige Jahre im Auslande zugebracht, werden dann nicht scha-

den. Wer nur sein eignes Vaterland gesehen hat, der kann die Menschen niemals aus einem höheren und allgemeineren Gesichtspunkte beurtheilen, denn das lernt man durch Erfahrung und nicht aus Büchern. Nichts ist so belehrend, wie die sinnliche Anschauung der Gegenstände selbst." — —

Den freundlosen jungen Dichter traf in dieser Zeit ein Verlust, den er wirklich schwer empfunden zu haben scheint. Wie alle einsam lebenden Menschen sich an Thiere gewöhnen, und der treue Hund gar oft die Liebkosungen empfangen muß, welche der Kinderlose keinem andern Gegenstande der Liebe zuwenden kann, so hatte Byron schon frühe diese Zärtlichkeit für Hausthiere, und namentlich war der Newfoundländer Boatswain sein Günstling. Das arme Thier wurde von Tollwuth befallen und der Dichter erkannte die Natur der Krankheit so wenig, daß er dem Hunde oft mit eigner Hand den Schaum vom Maule wischte. An seinen Freund Hodgson, den geistreichen Uebersetzer Juvenal's, schreibt er hierüber: „Boatswain ist todt. Er endete in einem Zustande der Tollheit am 18. November, nachdem er viel ausgestanden. Er blieb bis zuletzt das alte gutmüthige Thier, und hat Keinen verletzt, der ihm nahe kam. Mir bleibt nun Niemand mehr, als der alte Murray!"

Im Garten der Abtei errichtete er ihm ein Monu-

ment, auf welchem die Verse verzeichnet stehen, die sich unter den vermischten Gedichten finden, und die mit folgenden Worten enden:

Treu war von allen Freunden er allein,
Den man begrub hier unter diesem Stein.

Ueber dem Gedichte stehen folgende Zeilen:

An dieser Stätte
Ruhen die Ueberreste von Einem,
Der da schön war, ohne Eitelkeit,
Stark ohne Uebermuth,
Muthig ohne Wildheit,

Der alle Tugenden des Menschen besaß, ohne seine Laster.
Dies Lob wäre sinnlose Schmeichelei,
Gälte es menschlicher Asche.

Aber es ist nur ein gerechter Zoll der Anerkennung für
Boatswain.

Ein Hund, geboren in Newfoundland im Mai 1803,
Gestorben zu Newstead Abbey den 18. November 1808.

Noch heute ist dieses seltsam melancholische Denkmal ein von den Verehrern des Dichters vielfach besuchter Ort.

Der Verlust des treuen Thieres war übrigens nicht der einzige Umstand, welcher dazu beitrug, die Stimmung, in welcher er seine Satyre nun zu Ende führte, noch menschenfeindlicher und erbitterter zu machen.

Am 22. Januar 1809 wurde er einundzwanzig Jahre alt, und nach englischen Gesetzen großjährig. Ein solcher Tag pflegt in den Häusern der Grundbesitzer, und noch vielmehr der Lords als ein höchster Festtag begangen zu werden. Diener und Gutsangehörige werden auf's Herrlichste bewirthet, man schlägt Zelte auf, stellt Wettkämpfe und Spiele aller Art an, und beschenkt die Armen auf's Reichlichste. Tänze, Illuminationen, Böller und Freudenfeuer machen die Nacht zum Tage, und es fehlt keine der Anstalten, mit denen man bei uns zu Lande die Ankunft hoher, höchster und allerhöchster Herrschaften bewillkommt. Nun aber waren die Mittel des jungen Lords gerade damals so beschränkt, daß er sich nur gegen wucherliche Zinsen das Geld verschaffen konnte, um den landesüblichen ganzen Ochsen am Spieße zu braten und einen ländlichen Ball veranstalten zu können. Er war in seinem Hause allein, mit wenigen Schulfreunden. Keine Wagenreihe von Lords und Baronets hielt vor der Pforte des Schlosses, und vor Allem, keine freundliche Wirthin nahm des Hauses Ehre wahr. Mit schwerem Herzen beging er das Fest, und sah mit trotziger Ironie den spärlichen Veranstaltungen zu.

Noch im Jahre 1822 schreibt er einem Freunde: „Ich selbst ließ mir an dem Tage, wo ich mündig wurde,

mein Leibgericht auftischen, Schinken und Eier, und eine Flasche starkes Bier. So sehr ich das alles liebe, kann ich es doch nicht vertragen, und nur alle vier oder fünf Jahre einmal, bei hohen Festen, gestatte ich es mir."

Sechstes Kapitel.

Eintritt in's Parlament. Die Satyre.

Sobald er sich losmachen konnte, eilte er nun nach London, theils um durch Dallas Vermittlung die Herausgabe der Satyre zu besorgen, theils um seinen Sitz als Pair des Reichs im Oberhause einzunehmen, und beide anscheinend so weit auseinanderliegenden Geschäfte, sollten in eine seltsame Beziehung zu einander treten.

Byron war, wie wir sahen, mit dem Kreise seiner Standesgenossen fast außer aller Verbindung. Sein Vormund Lord Carlisle, selbst ein Poet, und Verfasser vieler Gedichte und Trauerspiele, hatte, wie wir wissen, mit seinem Mündel niemals in freundschaftlichen Verhältnissen gestanden, und denselben noch neuerdings durch die kühle Art beleidigt, mit der er die Widmung der Mußestunden entgegen genommen hatte. Dennoch

glaubte der junge Lord, daß es des Vormunds Sache sei, ihm bei seiner Einführung in's Parlament als älterer Beschützer zur Seite zu stehen, und ihn auf seinem Wege dahin zu begleiten. Er zeigte deshalb seinem Vormunde und Verwandten die Absicht an, den ihm gebührenden Sitz im Hause der Lords einzunehmen, und erwartete, daß derselbe sich anbieten würde, ihm bei dieser Gelegenheit zur Seite zu stehen. Lord Carlisle begnügte sich aber, in höflich ablehnender Weise seinen bisherigen Mündel lediglich mit den nöthigen Formalitäten für solche Gelegenheiten bekannt zu machen. Dies verletzte denselben auf's Tiefste, und in seiner Wuth strich er eine, den Vormund als Dichter belobende Zeile seiner Satyre, und verwandelte dieselbe in eine Schmähung, indem er seinen Gesang „ein schlagflüssiges Gepipe“ nennt*).

Nachdem alle nöthigen Förmlichkeiten beobachtet, und namentlich einige fehlende Legitimationspapiere beschafft worden waren, stand der Einführung Byron's in's Parlament weiter nichts entgegen. Dieselbe erfolgte am 13. März und berichtet Dallas, als Augenzeuge,

*) Als man ihm später bemerkte, daß hierin eine Anspielung auf das Nervenleiden des Lords gefunden worden sei, rief er äußerst bestürzt aus: „Gott sei Dank, daß ich davon nichts gewußt habe. Wahrlich, ich bin der letzte, der über körperliche Gebrechen spotten würde!“

darüber Folgendes: „Ich ging an diesem Tage gerade durch die St. Jamesstraße, und da ich Byron's Equipage vor seiner Thüre halten sah, sprach ich bei ihm vor. Er sah ungewöhnlich bleich und erregt aus, und sagte zu mir: „Ich freue mich, daß Sie gerade jetzt kommen. Ich bin im Begriff, meinen Sitz im Oberhause einzunehmen. Vielleicht begleiten Sie mich.“

„Ich erklärte mich dazu bereit, und mußte mich zusammennehmen, um ihn meine Empfindungen nicht errathen zu lassen. Wie schmerzlich war es, diesen Jüngling zu sehen, der durch Geburt, Glück und Talente so hoch im Leben stand, und doch so unbefreundet und vereinsamt, daß in dem hohen Rathe, dem er angehörte, auch nicht Einer sich fand, an den er sich wenden konnte, und der ihm auf eine seinem Stande angemessene Art das Geleite gebe. Ich sah, daß er das Bewußtsein seiner Lage hatte, und herzlich nahm ich Theil an seinem Unwillen. War diese Vernachlässigung eine Folge des ungeselligen und fehlerhaften Charakters, den er selbst sich zuschrieb, und den auch Andere bei ihm zu finden glaubten, so entsteht die Frage, wie kam er dazu, so zu werden, da doch seine natürlichen Anlagen ganz anderer Art waren. Hätte man ihn nicht zu frühe sich selbst und schlechter Gesellschaft überlassen, wie anders wäre er geworden, und wie hätte man seinen natürlichen

Fehlern entgegenwirken können! Hätte seine Minderjährigkeit nicht dazu benutzt werden sollen, ihn für die Stellung vorzubereiten, welche er einzunehmen berufen war? Hätte man ihn nicht vor Geschäftemachern und Wucherern bewahren können, und hätte man seinen empfänglichen Geist nicht vor den Eindrücken der Freigeisterei und Sophistik schützen sollen? Nicht daß er irrte, ist zu verwundern, sondern daß die Strahlen seines Genius es vermochten, alle diese Wolken zu durchbrechen.

„Wir sprachen an jenem Morgen dann natürlich von der Satyre, die ich für ihn drucken ließ, und von der die letzten Bogen bereits unter der Presse waren, und dann begleitete ich Lord Byron bis in's Parlamentsgebäude. Er wurde zunächst in ein Vorzimmer geleitet, wo er mit einigen diensthuenden Beamten den Gebührenpunkt zu berichtigen hatte. Einer derselben benachrichtigte den Lord-Kanzler von seiner Ankunft, und kehrte dann bald zurück, ihn abzuholen. Nur wenige Mitglieder waren im Hause anwesend.

„Lord Eldon besorgte einige gewöhnliche Geschäfte. Als Lord Byron eintrat, schien er mir noch bleicher als vorher zu werden, und seine Züge trugen den Ausdruck verbissener Kränkung und Unwillens. Er schritt am Wollsacke vorbei, ohne sich umzusehen, bis zu dem Tische, wo der Beamte stand, der ihm den Eid abnahm. Nach-

dem diese Förmlichkeit zu Ende war, verließ der Kanzler seinen Sitz, ging ihm lächelnd entgegen, und mit Herzlichkeit ihm die Hand entgegenstreckend, schien er ihm einige schmeichelhafte Worte zu sagen. Auf Byron machte dies aber keinen Eindruck. Mit einer steifen Verbeugung berührte er die dargebotene Hand kaum mit den Spitzen seiner Finger. Dies anzusehen war mir sehr schmerzlich, da der Kanzler ein braver, talentvoller Mann ist. Natürlich begab sich Lord Eldon, als er sein Entgegenkommen auf diese Weise verschmäht sah, ohne etwas Weiteres zu äußern, auf seinen Sitz zurück, während Lord Byron sich nachlässig auf eine der leeren Bänke links vom Throne niederließ, wo die Opposition ihre Plätze hat. Nach einigen Minuten stand er wieder auf, und kehrte zu mir zurück. Als ich ihm mein Erstaunen über sein Benehmen gegen Lord Eldon ausdrückte, erwiderte er: „Hätte ich ihm herzlich die Hand geschüttelt, so würde er mich zu seiner Partei gezählt haben, aber ich will mit keinem von ihnen etwas zu thun haben, und nun ich meinen Sitz eingenommen, will ich außer Landes gehen.“ Wir kehrten darauf in seine Wohnung zurück, aber noch lange blieb er ernst und trübe gestimmt.“

Der Druck der Satyre war nun beinahe vollendet. Aber ehe wir auf dieses Werk ausführlicher zurückkom-

men, wird es angemessen sein, von des Dichters äußeren Verhältnissen in dieser Zeit zu sprechen.

Wir haben gesehen, daß er für einen armen Lord galt, und daß er sich stets in Geldverlegenheiten befand und, wenn irgend eine außerordentliche Ausgabe zu machen war, seine Zuflucht zu Wucherern nehmen mußte.

Um diese Dinge richtig zu würdigen, darf man nicht vergessen, daß der Engländer von einem Pair des Reiches erwartet und voraussetzt, daß derselbe im Stande sei, sein Leben auf einen solchen Fuß einzurichten, daß wir nach unsern Begriffen nicht sowohl von einem Haushalte, als von einem kleinen Hofstaate reden würden. Zahlreiche Dienerschaft mit und ohne Livree, Haushofmeister, Kellermeister, Tafeldecker, Lakaien, Kutscher, Stallmeister und Pferdeknechte verrichten die Arbeiten in Haus und Hof und in den Ställen. Gärtner mit zahlreichen Gehilfen besorgen den Park und die Gewächshäuser und Blumengärten. Bibliotheken und Sammlungen aller Art, wie sie bei den großen Familien oft seit Jahrhunderten sich vererbt haben und angewachsen sind, werden von eignen Beamten besorgt, und der ganze Zuschnitt ist etwa der, wie bei unseren mediatisirten Fürsten.

Ein solcher Hausstand kann nun mit mehr oder

weniger Pracht und Aufwand geführt werden; aber nach englischen Geldverhältnissen dürfte die geringste Summe, mit der eine Familie von hohem Stande in solcher Art leben kann, etwa 5—6000 Ls. sein, wobei noch vorausgesetzt wird, daß sie hauptsächlich auf den Gütern verweilt, und nur während weniger Wochen, und auch nicht einmal in jedem Jahre sich in der Hauptstadt aufhält. Nun waren die ererbten Güter Lord Byron's an und für sich groß und einträglich genug, um solchen Anforderungen zu entsprechen. Newstead hat er selbst später für 140,000 Ls., also fast für eine Million Thaler, verkauft, und die Rochdale'schen Besitzungen mögen etwa halb soviel werth gewesen sein. Allein diese Liegenschaften waren zur Zeit der beiden Besitzvorgänger so sehr verschuldet worden, daß Newstead kaum 1500 Ls., d. h. etwas über zehntausend Thaler Reinertrag abwarf, ein Einkommen, welches auch in England für einen einzelnen Mann genügt, um bei einfachen Gewohnheiten sehr behaglich zu leben, sich Pferde und Wagen zu halten, und seine Freunde nach Gefallen ohne Luxus zu bewirthen. Allein ein Lord mit solchen Revenüen mußte eine Stellung einnehmen, wie etwa bei uns ein Fürst mit einem Einkommen von dreitausend Thalern, was natürlich den Ansprüchen, welche von allen Seiten an einen solchen Herrn gemacht werden, nicht entspricht. Die Rochdale'schen

Güter befanden sich überdies in fremden Händen, allerdings zu ungerechtfertigtem Besitz, so daß sie von der Vormundschaft vindicirt werden konnten, und auch wirklich vindicirt wurden, allein vorläufig mit Kosten und Hypotheken so sehr belastet, daß erst eine mehrjährige ordentliche Wirthschaft sie wieder ertragsfähig machen mußte. Hätte Byron übrigens, was er gar wohl im Stande war, sich innerhalb seines Einkommens gehalten, so hätte er nicht nöthig gehabt, sich durch neue Schulden, die er machte, den Wucherern in die Hände zu geben. Aber ungewohnt, wie er war, seine augenblicklichen Launen zu beherrschen, gab er jedem Einfalle nach, und verthat auch große Summen für seine oft wechselnden jeweiligen Geliebten, die er damals meist aus den niederen Ständen wählte, und denen gegenüber die Unmöglichkeit, ein festes Nein zu sagen, besonders verderblich wurde. Bei alledem fühlte er sich als großer Herr, und erst spät entschloß er sich dazu, für seine Gedichte ein Honorar sich zahlen zu lassen, weil er dies mit seiner Geburt und Stellung unverträglich fand. Auch das unbehagliche Gefühl, einen Andern in Noth und Verlegenheit zu wissen, wirkte so mächtig auf sein ursprünglich weiches Gemüth, daß er in solchen Fällen mit Geben und Versprechungen oft über sein Vermögen hinausging und sich immer tiefer in Schulden stürzte. Ver-

sönlich ließ er sich dabei aber nichts abgehen, und auch die Reisepläne, mit denen er sich damals beschäftigte, waren keineswegs in einem sehr bescheidenen Maßstabe angelegt. Daß später seine Geldverhältnisse sich ordneten, und daß er namentlich seit dem Tode seiner Schwiegermutter in vollkommen standesgemäßen Umständen in Italien und in der Schweiz zu leben vermochte, werden wir sehen. Ja, es waren nach continentalem Maßstabe seine Mittel alsdann nicht nur reichlich, sondern fast fürstlich.

Wir kehren jetzt zur Betrachtung des Gedichtes zurück, welches am 15. März 1809 unter dem Titel „englische Barden und schottische Recensenten“ dem Publikum übergeben wurde.

Während des Abdruckes dieses Werkes zeigte sich eine Eigenthümlichkeit des Dichters, die er bis an's Ende bei allen seinen Gedichten beibehalten hat. Das Bewußtsein, daß der Augenblick herannahe, wo die Schöpfungen seiner Phantasie durch den Druck gleichsam für alle Zeiten befestigt und unabänderlich werden sollten, erfüllte ihn mit einer hastigen Aufregung. Er änderte und besserte mit überraschender Schnelligkeit, schob Verse ein und ließ andere fort, tauschte ein lobendes Beiwort gegen ein tadelndes aus und umgekehrt. An dem Beispiel des Lord Carlisle haben wir bereits etwas derglei-

chen gesehen. Aehnlich erging es aber auch einer Reihe von andern Personen. So war der würdige Sir William Gell, in späteren Jahren vertrauter Freund und Reisegefährte Walter Scott's, und ein um die Ortsbestimmung der alten griechischen Geographie nicht unverdienter Gelehrter, in der Handschrift sehr despectirlich behandelt worden. „Topographie," heißt es daselbst, „überlassen wir dem Narren Gell." Als er aber während des Druckes diesen Gelehrten zufällig von Person kennen lernte und von seiner Liebenswürdigkeit eingenommen ward, so verfuhr er wie Rubens, der durch einen einzigen Pinselstrich einen weinenden Engel in einen lachenden verwandelte, und der Vers lautete nunmehr: „Topographie überlassen wir dem musterhaften Gelehrten Gell", bis in der fünften Ausgabe statt „musterhaft" wieder der „schnellschreibende" gesetzt wurde.

Lesen wir nun die Satyre, wie sie uns vorliegt, so erhalten wir zuerst den Eindruck, daß hier ein junger Mensch seinem ungezügelten Uebermuthe völlig freien Lauf läßt; daß er um sich schlägt und Freunde und Feinde gleich unbarmherzig trifft. Was mit der Edinburgh Review nur im entferntesten Zusammenhange steht, wird mit vernichtendem Spotte übergossen; aber auch die gesammte Tagesliteratur, welche damals Mode war, kommt nicht besser fort.

In jener Zeit stand Walter Scott auf der Höhe seines Dichterruhms. Das Lied des letzten Minstrel und Marmion waren erschienen und galten für die schönsten Gedichte in englischer Sprache. Seit hundert Jahren hatte kein Autor das Publikum so ganz und schnell für sich zu gewinnen vermocht. Und nun tritt ein zwanzigjähriger Jüngling auf, von dem man bisher nur wußte, daß er ein Bändchen Schulgedichte veröffentlicht, und sich durch lockeres Leben keinen sonderlichen Leumund erworben hatte, und greift diese Werke mit solcher Kühnheit, solchem Scharfsinn und so witziger Laune an, daß selbst der eifrigste Verehrer Walter Scott's sich eines Lächelns nicht erwehren kann. Und die satyrischen Verse waren noch sehr glimpflich im Vergleich mit den Noten, die der junge Dichter darunter setzte. Vom letzten Minstrel z. B. heißt es: „Nie war ein Plan so unzusammenhängend und abgeschmackt, wie der, welcher dieser Production zu Grunde gelegt ist. Gleich der Eingang, wo Ebbe und Fluth mit einander sprechen, ist eine Nachahmung des Dialogs zwischen Donner und Bliz von Baye. Dann kommt der liebenswürdige William Deloraine, ein „kühner Gränzreiter", d. h. eine glückliche Mischung von Wilddieb, Räuber und gemeinem Spitzbuben, der nicht lesen kann, und wär' es seine eigene Galgenrede, wie er sehr zart sich ausdrückt.

„Der Lebenslauf Gilpin Horner's und der wunderbare Schnellläufer von einem Pagen, der ohne Siebenmeilenstiefel zweimal so schnell rannte, als seines Herrn Pferd, sind Meisterstücke zur Erhöhung des guten Geschmacks. Als Episode wird eine unsichtbare, aber desto fühlbarere Ohrfeige behandelt, und Roß und Mann reiten in das Thor unter der sehr passenden Verkleidung als Heuwagen. Marmion, der Held des zweiten Gedichts, ist wieder Deloraine, mit dem einzigen Unterschiede, daß er lesen kann. Das Gedicht wurde gegen Vorausbezahlung für die sehr ehrsamen Buchhändler Herren Longman u. Co. verfertigt. Will Herr Scott für Lohn schreiben, so möge er sich immerhin für seinen Brotherrn anstrengen, aber er soll das bedeutende Talent, welches er unstreitig besitzt, nicht dazu vergeuden, um Nachahmungen alter Bänkelsänger-Lieder zu machen."

Man kann sich leicht denken, daß, wenn der damals als Dichterfürst allgemein anerkannte Scott auf diese Weise behandelt wird, die andern noch viel schlechter fortkommen. Southey, Wordsworth, Coleridge und wie sie alle heißen, selbst Thomas Moore, keiner kommt ungehechelt oder ungegeißelt davon, nur Rogers, Campbell und Gifford finden Gnade. „Ich gedachte," sagt er, „nur der Lehre meines Fechtmeisters: Wer nicht mit

dir ist, der ist wider dich! Hau' um dich rechts und links! — und so that ich denn auch."

Die Schaale des bittersten Zornes wird natürlich auf die Häupter der Edinburgher ausgegossen, besonders über Jeffrey, den er für den Verfasser der Kritik hielt. Diesen vergleicht er mit dem berüchtigten, und in England bis auf den heutigen Tag fast wie Judas Ischariot verabscheuten Blutrichter Jeffrey, und neckt ihn und Moore mit der Erinnerung an ein ziemlich komisch abgelaufenes Duell zwischen Beiden. Nicht vergessen wird auch Lord Holland, der große Patron und Mäcenas der Poeten, die sich an seinem Wein begeistern. Die Schatten der verstorbenen großen Dichter werden heraufbeschworen, sie sollen den schlechten Nachwuchs von der Erde vertilgen, und so kommt eine große Zahl von Namen nach einander an die Reihe, um mit wunderbarer Abwechselung zwischen directer Verdammung, ironischem Lobe, und allen Strafmitteln des Spottes, der Verhöhnung und der Mißachtung behandelt zu werden. Drama, Oper und Ballet werden ebensowenig geschont, die Unsittlichkeit auf der Bühne und hinter den Coulissen wird in Juvenal's Manier gebrandmarkt, und sogar die in Deutschland noch im besten Andenken stehende Catalani und ihre Pantalons müssen herhalten. Hiebei mochte ihm denn wohl der Spruch der heiligen Schrift beifallen, daß man

die Splitter in des andern Auge nicht eher bekritteln soll, bis man den Balken aus dem eignen gezogen hat. Ein solches Bewußtsein überkam denn auch den jungen Dichter in ergreifender Weise, und er bekennt, wie wenig er selbst, vom moralischen Gesichtspunkte aus, sich zum Richter über fremde Thorheiten berufen fühle. Wir haben den Anfang der betreffenden Stelle bereits im vierten Kapitel mitgetheilt. Der Schluß derselben lautet alsdann wie folgt:

> Hier ruft nun wohl ein strenger Freund mir zu:
> „Du straffst die andern, bist denn besser Du?"
> Und die Genossen meiner Thorheit stehen
> Erstaunt, als Sittenrichter mich zu sehen.
> Was thut's! Stimmt einst ein tugendhafter Mann,
> Gifford vielleicht, den Ruf zur Bess'rung an,
> Dann schweig' ich gern und grüße seinen Sang
> Voll Freuden aus des Herzens tiefstem Drang:
> Sollt' ich auch selbst das Strafurtheil empfangen,
> Das derer harrt, die sich, gleich mir, vergangen.

War nun schon der Umstand, daß ein junger Poet von zwanzig Jahren sich erkühnte, fast alle seine Zeitgenossen, die sich des höchsten Dichterruhmes bei der Mitwelt erfreuten, für albern und geschmacklos, und ihren Ruhm für eine Laune der Mode zu erklären, eine in ihrer Art einzige Erscheinung, die auf den ersten Anblick den Eindruck höchster Kühnheit, ja höchster Frechheit bei dem Leser hervorbringen muß, so wird eine solche Verwegenheit noch

viel wunderbarer und unbegreiflicher, wenn man einen vorausschauenden Blick auf das wirft, was nachher geschah! —

Der Jüngling schleudert seine Satyre in die Welt, geht zwei Jahre lang in die Fremde, und heimgekehrt veröffentlicht er seine Reiseeindrücke, die er zu einem Gedichte geformt, in einem Hefte von kaum hundert Seiten; und sofort und ohne Widerspruch erkennen alle Diejenigen, welche er auf's Erbarmungsloseste angegriffen hatte, in ihm ihren Meister. Walter Scott entsagt, seit dem Erscheinen der beiden ersten Gesänge von Childe Harold, der gebundenen Schreibart, und wendet sich dem Romane zu, und schon 1829 spricht die Kritik es offen aus, daß Southey's dicke Bände fast Makulatur geworden, daß Wordsworth und Crabbe dem Gesichtskreis der Leser entschwinden, und daß von Moore fast nur die in Musik gesetzten Verse noch im Publikum gekannt sind*).

Die erste Ausgabe der Satyre war ohne Byron's Namen erschienen. Das Incognito wurde aber sehr schlecht gewahrt. Schon am 17. April schreibt ihm Dallas:

„Die Satyre hat reißenden Absatz, und der Verleger glaubt, daß die Auflage nächstens erschöpft sein wird.

*) Edinburgh Review 1829. Artikel Mrs. Hemans.

Was ich darüber mitzutheilen habe, wird Ihnen hoffentlich Freude machen. Erstens sind Sie, unserer Vorsicht ungeachtet, schon ziemlich allgemein als Verfasser bekannt. Ich hatte davon gestern einen Beweis, als ich mich in der königlichen Hofbuchhandlung befand. Der Inhaber derselben nannte Sie, als ich nach dem Verfasser fragte, und als ich wissen wollte, woher er dies glaube, erwiederte er, daß gestern eine vornehme Dame ohne weiteres Lord Byron's Satyre von ihm gefordert habe. Zugleich erzählte er, daß Gifford das Gedicht gelesen und höchlich gerühmt habe; das sei auch die allgemeine Stimme, nicht nur unter seinen Kunden, sondern ebenso bei denen der andern Buchhändler. In Philipp's Lesezimmer wurde es laut vorgetragen, zu einstimmigem Beifall aller Anwesenden. Auch viele Zeitschriften, unter andern der Antijakobiner und Gentlemans Magazin, haben bereits für den Verfasser in die Ruhmestrompete gestoßen. Die übrigen werden es im nächsten Monat besprechen, und je nach den Beziehungen, in denen sie zu den angegriffenen Personen stehen, natürlich mitunter hart genug behandeln."

Unter diesen Umständen wäre es zwecklos gewesen, auch bei der zweiten nunmehr nöthig gewordenen Ausgabe, den Namen des Verfassers nicht zu nennen. Die Arbeiten, welche für den neuen, mannigfach geänderten,

und um fast hundert Zeilen vermehrten Abdruck nöthig wurden, führten Lord Byron bald wieder von Newstead, wohin er sich zurückgezogen hatte, nach London zurück, und um die Mitte des Mai konnte die Handschrift dem Drucker übergeben werden. Mancherlei Aenderungen hatte das Gedicht erfahren, und die Zahl der Schriftsteller, welche Lob und Tadel empfingen, war nicht unerheblich vermehrt worden. Eine Nachschrift, welche Byron hinzugefügt, in den späteren Ausgaben aber weislich wieder fortgelassen hat, kann als Verbesserung nicht betrachtet werden, sie enthält eine ziemlich großsprecherische Herausforderung an Alle, die sich verletzt glauben sollten, und er spricht seine Verwunderung darüber aus, daß das Zeitalter so zahm geworden sei, indem er noch nicht einmal Gelegenheit gehabt habe, mit einem der angegriffenen Dichter sich zu schlagen.

Dallas suchte ihn auf's Dringendste, aber vergebens zu bewegen, dies Nachwort zu unterdrücken. Der junge Dichter hatte alle seine Gedanken bereits auf die Reise gerichtet, und trieb zur größten Eile an, weil er die Abdrücke noch zu sehen wünschte, bevor er England verließ. Die Angriffe, an denen es nicht fehlte, und welche namentlich in den kleinen Journalen mit großer Heftigkeit geführt wurden, machten den Wunsch, ihnen aus dem Wege zu gehen, immer dringender, zumal die

Angreifer, nach englischer Manier, sich nicht damit begnügten, den Schriftsteller zu tadeln, sondern dem Menschen und seinen menschlichen Schwächen in der gröbsten Weise zu Leibe gingen.

Es konnte nämlich nicht fehlen, daß Lord Byron's Satyre seinen Namen in weiten Kreisen bekannt machte, und natürlich war man geneigt, von einem jungen Manne, welcher auf so schonungslose Art Freund und Feind verletzte, das Schlimmste zu denken. Man forschte seinem Privatleben nach, und da fand sich denn nur zu viel Anlaß zu den bittersten Schmähungen.

Seine einsiedlerische, von den Standesgenossen geschiedene, und nur von wenigen, ziemlich leichtfertigen Altersgenossen getheilte Lebensweise, die seltsame Eintheilung seiner Tage und Nächte, seine athletischen und gymnastischen Uebungen, seine Launenhaftigkeit, sein Stolz und seine Eitelkeit gaben nur zu vielen Anlaß, um unter gehässiger Verdrehung und Vergrößerung der Wahrheit, ein Zerrbild des Dichters aufzustellen, und die geschmähten kleinen Poeten ließen es daran nicht fehlen. Der Newstead'sche Haushalt bot dazu reichlichen Stoff.

Leider fehlt es uns an authentischen Berichten über diese häuslichen Verhältnisse fast ganz, und die einzige ausführliche Nachricht verdanken wir dem früh verstorbenen geistreichen Skinner Matthews. Da dieselbe aber

in einem, an eine Dame gerichteten Briefe enthalten ist, so muß man annehmen, daß die Farben so mild wie möglich aufgetragen sind. Dieser am 22. Mai 1809 geschriebene Brief lautet: „Ich muß Ihnen zuerst einige Nachrichten von dem seltsamen Orte geben, den ich unlängst verließ. Newstead Abbey liegt 136 (englische) Meilen von London, 4 Meilen diesseits Mansfield. Es ist ein so schönes Stück Alterthum, daß sich Abbildungen davon sicherlich in Kupferwerken befinden. Die Vorfahren des jetzigen Besitzers erhielten das Lehen zur Zeit der Auflösung der Klöster, das Gebäude selbst ist aber älter. Obgleich arg in Verfall, ist die Abtei doch noch vollständig wie zur Zeit ihrer Gründung vorhanden. Zwei Klosterflügel mit einer Menge von Zellen und andern Räumlichkeiten, sind zwar nicht bewohnbar, könnten aber leicht bewohnbar gemacht werden, und viele der ursprünglichen Gemächer, z. B. die große steinerne Halle sind noch im Gebrauche. Von der Kirche der Abtei ist nur die eine Seite stehen geblieben. Die Küchengebäude mit einer großen Menge von Wirthschaftsgelassen, sind Ruinen. Die Abtei ist mit dem der neueren Zeit angehörigen Wohnhause, durch einen im edlen Styl erbauten, 70 Fuß langen und 20 Fuß breiten Saal verbunden. Aber mit Ausnahme der wenigen Zimmer, welche der jetzige Lord hat einrichten lassen, zeigt Alles

Spuren der Vernachlässigung und des Verfalles. Haus und Garten sind ringsum durch eine Mauer mit Zinnen eingefaßt. An der Vorderseite befindet sich ein großer See, an den Ufern mit Thürmen umgeben, deren höchster auf einem Hügel erbaut ist. Stellen Sie sich alles dies in Mitten eines öden kahlen Hügellandes vor, wo man meilenweit außer ein Paar Gebüschen, keinen Baum erblickt, so haben Sie ein Bild von Newstead. Der vorige Lord lebte mit seinem Sohne, dem er die Herrschaft nicht entziehen durfte, in Todfeindschaft, und that deshalb Alles um seinem Erben die Güter in möglichst schlechtem und verwüstetem Zustande zu hinterlassen. Er ließ die Gebäude verfallen, und schlug meilenweite Waldstrecken vollständig nieder. Der Sohn starb aber vor dem Vater, und so hatte dieser alle seine Wuth vergebens verschwendet.

Wenn Ihnen nun der Ort nach dieser Beschreibung seltsam genug vorkommen wird, so sind die Bewohner desselben nicht minder seltsam. Steigen wir denn die Haupttreppe hinan, damit ich Sie dem Lord und seinen Gästen vorstelle. Aber haben Sie ja acht auf Ihre Schritte, und betreten Sie diesen Weg nur bei hellem Tage, und auch alsdann mit der äußersten Vorsicht, denn das geringste Versehen ist lebensgefährlich. Gerathen Sie rechts von den Treppenstufen, so fällt ein Bär über Sie her, gehen Sie aber links, so ist das fast

noch schlimmer, Sie rennen einem Wolf in den Rachen. Auch wenn Sie die Pforte endlich erreicht haben, ist die Gefahr keineswegs vorüber. Die Thür ist schlecht und der Ausbesserung bedürftig, und die Gesellschaft ist wahrscheinlich damit beschäftigt, dieselbe als Scheibe für ihr Pistolenschießen zu benützen, und wenn Sie Ihre Ankunft nicht durch lautes Rufen vernehmlich kund geben, so sind Sie dem Bären und dem Wolfe nur entronnen, um von den Kugeln der lustigen Mönche von Newstead niedergestreckt zu werden.

Unsere Gesellschaft bestand aus Lord Byron und vier anderen jungen Leuten, und zuweilen kam ein Geistlicher aus der Nachbarschaft. Was unsere Lebensweise betrifft, so war die Tagesordnung gewöhnlich folgende: Für das Frühstück war keine Stunde festgesetzt, sondern jeder folgte darin seinem Belieben. Es blieb alles auf dem Tische stehen, bis die ganze Gesellschaft dejeunirt hatte. Hätte aber Jemand den Einfall gehabt, zu einer so frühen Stunde, wie um zehn, zu frühstücken, so würde er noch keinen dienstbaren Geist außer dem Bette gefunden haben. Im Durchschnitt wurde um Ein Uhr aufgestanden. Ich, der ich mich gewöhnlich zwischen 11—12 erhob, war immer der Erste, und galt für ein Wunder im Frühaufstehen. Es wurde oft zwei Uhr, bevor die Frühstücksgesellschaft auseinander ging. Die

Morgenunterhaltung bestand alsdann in Lesen, Fechten, Boxen oder Federballspielen in der großen Halle, und Pistolenschießen im Hausflur. Dann ward spazieren gegangen, geritten, Ball geschlagen, auf dem See gefahren, mit dem Bären gespielt, oder mit dem Wolfe herumgezerrt. Die Hauptmahlzeit wurde zwischen sieben bis acht eingenommen, und der Abend dann bis zwei, auch drei Uhr Morgens ausgedehnt. Worin die Abendunterhaltungen bestanden, mögen Sie sich selbst vorstellen. Ich darf die Sitte nicht vergessen, nach Tische, sobald das Tafeltuch abgehoben war, einen Menschenschädel *) mit Burgunder gefüllt, die Runde machen zu lassen. Hatten wir nun an herrlicher Kost und den feinsten Weinen uns gelabt, so gingen wir in ein anderes Zimmer zum Thee, wo jeder nach seinem Belieben las oder sich unterhielt. Zuletzt wurde Butterbrod und kalte Küche gereicht, und

*) Dieser Schädel ist später in Besitz des Käufers von Newstead, Obrist Wildman übergegangen. Lord Byron erzählt von dem seltsamen Trinkgeräth Folgendes: „Der Gärtner grub einst diesen Schädel aus, der wahrscheinlich einem der Mönche gehört hatte. Da er von riesigem Maße, und vollkommen wohlerhalten war, so ließ ich ihn in einem Anfall von Laune in Silber fassen, und zu einem Trinkgeschirr verarbeiten. Er wurde spiegelblank, und hatte die Farbe des Schildpatts." Die Inschrift, welche Byron auf den Schädel setzen ließ, ist ohne besonderes poetisches Verdienst, und findet sich im letzten Bande der vermischten Gedichte.

man ging zu Bette. Eine Sammlung von Mönchsanzügen, die der Lord hat machen lassen, mit Kreuzen, Rosenkränzen, Tonsuren, und Allem, was dazu gehört, diente dazu, uns zu verkleiden, wo die Gesellschaft sich dann seltsam genug ausnahm.

Zu meinem größten Bedauern befand ich mich während eines großen Theils meines dortigen Aufenthaltes sehr unwohl, und der gedankenlose Lärm der Gesunden um mich her quälte mich dabei fast noch mehr als meine Krankheit.

Hiermit schließe ich meinen Bericht. Lord Byron reist bald mit einem gemeinschaftlichen Freunde von uns nach Constantinopel. Sie haben mich aufgefordert, sie zu begleiten, aber das muß noch überlegt werden."

Wenn nun schon dieser Bericht eines Freundes, der Erzählung von dem Besuche eines Narrenhauses nicht ganz unähnlich ist, so kann man sich vorstellen, daß die Gerüchte, welche über Byron's Lebensweise im Publikum umliefen, von der allerausschweifendsten Art waren. Er selbst hat später hiezu beigetragen, indem er das Schloß des Ritter Harold, welches allgemein für Newstead gehalten ward, wie einen wahren Sündenpfuhl darstellte:

Der Ritter flieht aus seiner Väter Schloß,
Es war ein großer, altehrwürd'ger Bau,
So alt, daß kaum die Mauern fest noch stehn.
Und doch spricht Kraft aus jedem Säulengang.
Ein Kloster einst, doch jetzo tief entweiht.
Wo blinder Aberglauben sonst geherrscht,
Tanzt heut der lockern Dirnen bunte Schaar.
Und wenn die Mönche trieben, was man sich erzählt,
Sie könnten glauben, ihre Zeit sei wieder da.

Es war ein Unglück für ihn, daß in einem Alter, wo sonst junge Leute ihre dummen Streiche machen, ohne daß Jemand anders als der Vater oder der Vormund Notiz davon nehmen, die Augen der Welt bereits anfingen, sich auf Lord Byron zu richten, und die Zeitungen mit seinem Privatleben sich beschäftigten, und Dinge in die Oeffentlichkeit brachten, und noch dazu entstellt und vergrößert, die sonst im Verborgenen bleiben. Denn wenn auch die Jugendthorheiten des Dichters eine romantischere und ausschweifendere Form annahmen, als wohl sonst gewöhnlich ist, so war er doch nicht schuldiger und verderbter, als tausend Jünglinge seines Standes, die nachher sehr brauchbare und gesetzte Mitglieder der menschlichen Gesellschaft werden. Die Ausschweifungen im Umgange mit den Frauen hat er mit einem großen Theile aller wirklich genialen Menschen gemein, wenn auch ihre Schwächen nicht von Jugend auf in den Zeitungen ausposaunt wurden. Freilich aber hat auch keiner

von ihnen sich schon so frühe eine solche Anzahl von erbitterten Feinden unter den Schriftstellern gemacht, wie Byron durch seine Satyre es gethan.

Die zweite Ausgabe dieses Gedichts wurde Ende Mai dem Publikum übergeben, und machte den Verfasser in immer weiteren Kreisen bekannt, dieser konnte jedoch einen solchen Zuwachs seines Ruhmes nicht wahrnehmen, da er seine Abreise von England so viel wie möglich beschleunigte. Alles Widerwärtige, was in seinen Verhältnissen lag, lastete gerade damals recht schwer auf seinem Herzen, und der junge, hochbegabte Mann fühlte sich wirklich unglücklich. Das Bewußtsein der Vereinsamung, welches ihn quälte, zeigte sich auch in dem romantischen Plane, den er faßte, noch vor seiner Abreise sich die Bildnisse seiner liebsten Schulfreunde zu verschaffen. Dies war vor fünfzig Jahren etwas umständlicher, als heutzutage, und er schreibt über diese Angelegenheit an Harneß, der zur Zahl dieser Freunde gehörte:

„Meine Abreise steht nahe bevor, und ich sammle mir jetzt die Portraits meiner besten Schulfreunde. Einige habe ich bereits, aber ohne Dein Bild wäre die Sammlung unvollständig. Ich habe einen der ersten Miniaturmaler zu diesem Zwecke engagirt, natürlich auf meine Kosten, indem ich durchaus nicht wünsche, daß andere Leute meine Launen bezahlen sollen. Es ist zwar

unzart, dies zu erwähnen, aber da einer meiner Freunde sich zu sitzen weigerte, weil er glaubte, daß er die Kosten zu tragen habe, so bin ich genöthigt, diesen Punkt zu erwähnen. Ich komme nächstens zu Dir, und führe Dich zu dem Künstler. Er wird Dich eine Woche lang quälen, aber Du mußt das mir zu Liebe entschuldigen, weil das Bild künftig vielleicht die einzige Spur unserer Freundschaft und Bekanntschaft bildet, die mir übrig bleibt. Erscheint dies auch jetzt thöricht, so sind doch wahrscheinlich in wenigen Jahren gar Manche von uns schon todt, oder durch unabänderliche Ereignisse von einander getrennt, und dann ist es eine Art von Genugthuung, bei Betrachtung der Bildnisse der Lebenden uns daran zu erinnern, wie wir selbst in jener Zeit waren; und wenn wir die Ebenbilder der Todten betrachten, so haben wir Alles vor uns, was von soviel Verstand, Gefühl und von dem ganzen Schwarm der Leidenschaften übrig geblieben ist. Doch das ist alles langweilig genug, drum gute Nacht, so endet das Kapitel, oder vielmehr meine Predigt. — —"

Noch einen andern Drang des Herzens mußte er erfüllen, bevor er sich, ohne zu wissen, wie bald er zurückkehren würde, in die Fremde begab.

Dr. Butler, der Lehrer, den er in Harrow so oft gekränkt, und den er unter dem Namen Pomposus in einem

seiner Jugendgedichte lächerlich gemacht hatte, sollte nicht mit Uebelwollen des Abwesenden gedenken. Der junge Lord begab sich deshalb eigens nach Harrow, bat den Lehrer um Verzeihung, und erhielt von demselben als Versöhnungszeichen eine goldene Schreibfeder zum Geschenk.

Siebentes Kapitel.

Reise nach dem Orient.

Die Vorbereitungen zur Reise wurden nun mit Eifer betrieben. Der Kammerdiener Fletcher, zwei andere Diener, und der Page Robert Rushton, eines Pächters Sohn aus Newstead, bildeten das Gefolge.

Der Gefährte seiner Wanderungen war John Cam Hobhouse, ältester Sohn aus einer alten Baronetsfamilie. Er kam später in's Parlament, und ist im Jahre 1851 als Lord Broughton zur Pairswürde erhoben worden. Er hat während der Reise genaue Tagebücher geführt, und dieselben 1812 veröffentlicht, von denen bereits mehrere Ausgaben erschienen sind.

Hobhouse war ein unterrichteter junger Mann von einer seltenen Gabe der Unterhaltung, und wegen seiner witzigen Einfälle bekannt und beliebt. Er hatte zu dem engeren Umgangskreise Byron's gehört, und liebte denselben, soweit es überhaupt in seiner Natur lag Jemanden zu lieben. Von der Mutter und den übrigen Freunden nahm der junge Dichter schriftlich Abschied. Zwei dieser Briefe sollen hier folgen.

Seiner Mutter schreibt er von Falmouth am 22. Juni 1809:

„Liebe Mutter, bevor dies in Deine Hände gelangt, bin ich wahrscheinlich schon unterweges. Fletcher hat so sehr gebeten, daß ich ihn noch in Dienst behalten habe. Thut er unterweges nicht gut, so schicke ich ihn mittelst eines Transportschiffes zurück. Ich habe einen deutschen Bedienten angenommen, den mir Dr. Butler dringend empfohlen hat, und der bereits in Persien gewesen ist. Dieser, und Robert und William bilden mein ganzes Gefolge. Empfehlungsbriefe habe ich genug. Von den verschiedenen Hafenplätzen aus, wo wir anlegen, werde ich Dir schreiben, doch darfst Du Dich nicht ängstigen, wenn die Briefe nicht regelmäßig ankommen. Der Continent befindet sich jetzt in einer recht hübschen Lage. In Paris sind Unruhen ausgebrochen, die

Oesterreicher schlagen Buonaparte und die Tyroler erheben sich.

Ein Oelbild von mir wird nächstens in Newstead eintreffen. Ich wünschte, die Miß Pigot's hätten was Besseres zu thun, als mein Miniaturporträt in Nottingham copiren zu lassen. Da es aber einmal geschehen ist, mögen sie nun auch die Bilder meiner Freunde copiren, an denen mir mehr liegt, als an meinem eignen. Was meine Geldangelegenheiten betrifft, so bin ich, mit einem Worte, ruinirt, wenigstens so lange, bis Rochdale verkauft ist. Geht das nicht glücklich ab, so trete ich in östreichische oder russische Dienste, vielleicht in türkische, wenn es mir dort gefällt. Die Welt steht mir offen. Ich verlasse England ohne Bedauern, und wünsche nichts daselbst wiederzusehen, ausgenommen Dich und Newstead.

P. S. Bitte, sage Herrn Rushton, daß sein Sohn sich gut beträgt. Auch dem alten Murray geht es gut. Er befindet sich munterer als jemals. In einem Monat ist er wieder in Newstead. Daß ich ihn zurücklassen muß, gehört zu den wenigen Dingen, die ich bedaure; denn bei seinem hohen Alter ist es leicht möglich, daß ich ihn nicht wiedersehe. Robert geht mit mir. Ich liebe ihn, weil er gleich mir selbst ein freundloses Geschöpf ist."

Der folgende Brief an Hodgson ist vom 25. Juni aus Falmouth datirt. An diesen Freund schreibt er:

„Lieber Hodgson!

Bevor dies in Deine Hände kommt, segeln wir im Lissaboner Paketboote ab. Zwei Officiersdamen, drei Kinder, zwei Kammerjungfern, einige Subalternsoldaten, drei portugiesische Herren mit Bedienung, neunzehn Seelen in Allem, geführt von dem edlen Capitain Kitt, ein tapfrer Führer, wie je einer ein Fäßchen echten Cognak geschmuggelt hat. Wir gehen zuerst nach Lissabon, dann nach Gibraltar, Malta, Constantinopel „und so weiter“, wie Herr Urian sagte, als er auf Reisen ging. Die Hafenstadt Falmouth liegt, wie Du Dir vielleicht selbst vorstellen kannst, nicht sehr weit von der See. Befestigt ist sie auf der Wasserseite durch zwei Werke, St. Maws und Pendennis, die so vortrefflich angelegt sind, daß sie jedermann im Wege stehen, außer dem Feinde. Commandant von St. Maws ist ein rüstiger Herr von achtzig Jahren, ein Wittwer. Er hat die ausschließliche Verfügung über sechs höchst unfügsame Kanonen, die vortrefflich dazu geeignet sind, die übrigen Festungswerke in den Grund zu schießen. Ein Thurm von gleicher Stärke steht auf der andern Seite des Canals. St. Maws haben wir besichtigt, Pendennis ließ man uns aber nicht sehen, außer von Weitem, weil Hobhouse und ich bereits im Verdacht stehen, St. Maws durch einen Handstreich genommen zu haben.

Die Stadt enthält viel Quäker und gesalzene Fische. Die Austern schmecken nach Kupfer, wie es der Bergwerkscharakter dieser Gegend mit sich bringt. Die Weiber läßt der wohledle Magistrat, wenn sie gestohlen haben, auf öffentlicher Straße durchpeitschen, eine Unannehmlichkeit, welche gestern früh ein Mitglied des schönen Geschlechts zu erdulden hatte. Sie war höchst widerspänstig in ihrem Benehmen, und fluchte auf den Bürgermeister. — Wann ich das nächste Mal schreiben kann, das hängt von unserem seekundigen Capitain Kitt und von den „ungestümen Winden ab, die (diesmal nicht) in solcher Jahrszeit blasen." Ich verlasse England ohne Bedauern und werde ohne Freude wiederkehren. Ich bin wie Adam, der erste Verbrecher, der zur Transportation verurtheilt wurde; aber ich habe keine Eva, und der Apfel, den ich gegessen, war so sauer wie eine Schlehe, und so endet das erste Kapitel.

Lebe wohl!"

Diesem Briefe ist das unvergleichliche kleine Gedicht an das Paketboot beigefügt. Unübersetzlich wie fast alle Byron'schen Gedichte, giebt dasselbe in noch höherem Grade, als viele andere, Zeugniß von seiner Gabe, die alltäglichsten Anschauungen und Begebenheiten poetisch aufzufassen und darzustellen. Man wird fühlbar mit hineingerissen in den Trouble, der von der

Abfahrt eines größeren Schiffes untrennbar ist. Das Gedränge der Passagiere, die Menge des herbeigeschleppten Gepäcks, die Unbehaglichkeit der Reisenden in ihren engen Kajüten, die Angst und das Uebelbefinden der Damen, das Flattern der Segel, das Wehen des Windes, die Verwirrung auf dem Verdecke, — alles macht man unmittelbar mit durch, gehoben von der sprudelnden Laune des Darstellers, der sich an der fremden Unbehaglichkeit und seiner eigenen ergötzt.

Ohne besondere Abenteuer gelangten die Reisenden nach Lissabon. Eine dreifache Schilderung dieser Stadt und ihrer Umgegend, und der Eindrücke, die der Dichter dort empfing, ist uns aufbewahrt in den Briefen an seine Mutter, an Hodgson, und in den unsterblichen Stanzen im ersten Gesange von Childe Harold. Wie der Wanderer den Rheinfall durch farbige Gläser erblickt, und die blaue Scheibe ihm den Eindruck des winterlichen Mondscheins, die gelbe den der heißen Mittagssonne, und die rothe die Abendbeleuchtung vergegenwärtigt, so war des Dichters Geist von selbst ein so bunt wechselnder Farbenspiegel, daß derselbe Gegenstand sich ihm bald in erhabenem, bald in lächerlichem Lichte zeigte, bald wieder in der klaren Beleuchtung des reflektirenden Verstandes. — Die herrlichen Verse zeigen uns den prachtvollen Königssitz, sich spiegelnd auf der schwankenden Welle, im

Gegensatz zu dem betrübenden Anblick einer dummstolzen und schmutzigen Bevölkerung, und der Dichter fragt, warum Natur ihre Reize für solche Menschen vergeudet? Schöner kann eine Landschaft nicht gemalt werden, als in der neunzehnten Strophe dieses Gesanges.

An Hodgson schreibt er unter dem 16. Juli 1809:

„Ich fühle mich hier sehr wohl, weil ich Orangen liebe und schlechtes Latein mit den Mönchen rede, die mich verstehen, weil sie ebenso schlecht sprechen. Ich gehe in Gesellschaft mit meinen Taschenpistolen, schwimme quer durch den Tajo ohne auszuruhen, reite auf Eseln und Maulthieren, fluche auf Portugiesisch, und habe an den Folgen des Klima's und an den Stechfliegen zu leiden. Aber was schadet das? Comfort ist nicht für Vergnügungsreisende! Sind die Portugiesen hartnäckig, so sage ich: „Corracho!“ das ist hier der vornehme Fluch und ersetzt unser „Goddam!“ Aergert mich mein Nachbar, so nenne ich ihn „Ambra di merdo“. Mit diesen beiden Redensarten und einer dritten, „Arra bouro“, d. h. schafft mir einen Esel, mache ich mich allgemein verständlich und gelte für einen großen Herrn und Sprachkenner. Wie lustig lebt der Reisende, dem es nicht an Speise und Kleidern fehlt! Aber in vollem Ernst, jedes Ding ist besser als England, und ich bin bis jetzt von meiner Pilgerschaft unendlich

befriedigt. — — Schicke mir Nachrichten, schreibe mir von Todesfällen, von Banquerouten und Capitalverbrechen, und von Unglücksfällen unserer lieben Freunde. Laß mich auch von Schriftstellerangelegenheiten hören und von Streitigkeiten und Kritiken, all' das wird willkommen sein ꝛc."

Ganz besonders entzückt war Byron von dem Dorfe Cintra, nicht weit von Lissabon gelegen. Hierüber schreibt er an seine Mutter:

„Cintra ist in jeder Beziehung vielleicht der entzückendste Ort in Europa. Es enthält Schönheiten von jeder Art, wie Kunst oder Natur sie hervorbringen kann. Paläste und Gärten erheben sich zwischen Felsen, Wasserfällen und Abgründen. Klöster auf schwindelnden Höhen, ein ferner Blick über das Meer und den Tajo. Es findet sich auf diesem einen Punkte die ganze Wildheit der westlichen Hochlande mit dem lieblichen Grün des südlichen Frankreich zusammen. Nicht gar weit davon liegt der Palast von Mafra, der Stolz Portugals, wie er in Hinsicht auf Pracht und Zierlichkeit der Stolz jedes anderen Landes sein würde. Mit dem Palast ist ein Kloster zusammengebaut. Die Mönche, welche große Einkünfte besitzen, sind recht höflich und verstehen Latein, so daß wir eine lange Unterhaltung hatten. Sie

besitzen eine große Bibliothek und fragten mich, ob die Engländer in ihrem Lande auch Bücher hätten."

Nach kurzem Aufenthalte ging die Reise von Lissabon aus zu Pferde nach Sevilla und Cadir weiter. Das Gepäck hatte man mit einem Theil der Dienerschaft zur See nach Gibraltar vorangeschickt. Sevilla gefiel dem Dichter sehr wohl und fiel ihm hier das freie Benehmen der spanischen Damen auf, worüber er seiner Mutter folgendermaßen berichtet:

„Wir wohnten in dem Hause zweier unverheiratheten spanischen Damen, welche sechs Häuser in Sevilla besitzen, und mir eine seltsame Probe von spanischen Sitten gaben. Sie sind gescheute Frauenzimmer. Die ältere eine stattliche Figur und die jüngere hübsch, aber nicht so schön gewachsen, wie Donna Josepha. Die Freiheit ihres Benehmens setzte mich nicht wenig in Erstaunen und, soviel ich beobachtet habe, ist Zurückhaltung gerade kein Charakterzug der spanischen Damen, die im Allgemeinen sehr hübsch sind, mit großen schwarzen Augen und schönen Formen. Die ältere beehrte mich mit ihrer ganz besonderen Aufmerksamkeit und beim Abschiede (ich war drei Tage dort gewesen) umarmte sie mich auf's Zärtlichste, schnitt mir eine Locke ab und beschenkte mich dafür mit einer von ihrem eigenen Haare, etwa drei Fuß lang, die ich hier beilege und bis zu mei-

ner Rückkehr aufzubewahren bitte. Ihre letzten Worte waren: „Lebe wohl, Du hübscher Bursche, Du gefällst mir sehr.“ Noch weitere mir zugedachte Artigkeiten lehnte ich ab, worüber sie lachte und sagte, ich hätte gewiß eine englische Geliebte. Sie selbst, sagte sie, sei mit einem Offizier der spanischen Armee verlobt.“

Die freien Manieren der spanischen Damen hatten übrigens für unsern Dichter keineswegs etwas Abschreckendes, vielmehr sind seine Briefe und seine Gedichte ihres Lobes voll, und er zieht sie an mehr als einer Stelle allen Schönheiten der übrigen Länder vor. In Cadix scheinen ihre Reize ihn ganz besonders entzückt zu haben, was wohl nicht wenig dazu beitrug, ihm diese Stadt in verklärtem Lichte erscheinen zu lassen. „Cadix, süßes Cadix,“ schreibt er, „es ist der erste Ort der Schöpfung. Die Schönheit der Straßen und Gebäude wird nur durch die Liebenswürdigkeit der Einwohner übertroffen! Denn bei allen meinen vaterländischen Vorurtheilen muß ich doch gestehen, daß die Damen von Cadix den englischen an Schönheit eben so weit überlegen sind, als die Spanier sonst in jeder Eigenschaft, die dem Menschen Ehre macht, den Engländern nachstehen. Cadix ist ein vollständiges Cythera. Viele der Großen, die Madrid während der Unruhen verlassen haben, wohnen jetzt hier, und ich glaube, es ist die hüb-

scheste und reinlichste Stadt in Europa. London ist schmutzig im Vergleiche damit. Die spanischen Frauen sind einander alle gleich. Die Erziehung bei allen die nämliche. Die Frau eines Herzogs steht, was Bildung betrifft, mit der Frau des Bauern auf gleicher Stufe, — und die Bauersfrau gleicht in ihrem Benehmen einer Herzogin. Bezaubernd sind sie Alle, aber sie haben nur Einen Gedanken im Kopfe, und ihr Lebensgeschäft ist die Liebesintrigue. — — Am Abend vor meiner Abreise, saß ich in der Loge im Theater mit der Familie eines Admirals. Eine ältere Dame mit ihrer schönen Tochter. Die letztere ist sehr hübsch, nach spanischem Styl, der meinem Geschmack nach an Reiz dem englischen nicht nachsteht, und durch einen eigenthümlichen Zauber ihm weit überlegen ist. Langes schwarzes Haar, dunkle schmachtende Augen, ein klarer dunkler Teint, und dabei eine Grazie in den Bewegungen, von der ein Engländer keine Vorstellung hat, wenn er nur das schläfrige apathische Wesen seiner Landsmännin kennt. Rechnet man dazu noch die kleidsamste und dabei züchtigste Tracht des spanischen Costüms, so vollendet dies die Unwiderstehlichkeit ihrer Schönheiten."

Mit der jungen Admiralstochter, welche zu diesen Betrachtungen die nächste Veranlassung gegeben, in ein näheres Verhältniß zu treten, hinderte den Dichter nur

seine schnelle Abreise nach Gibraltar, keineswegs aber Mangel an Geneigtheit auf Seiten der Schönen.

Von Gibraltar aus sollte ein Abstecher nach Afrika gemacht werden, doch zerschlug sich dieser Plan wieder. — Da sich hier zeigte, daß die Gesundheit seines Pagen Robert Rushton in dem südlichen Klima zu leiden schien, so schickte er denselben unter Murray's Begleitung zurück, und zeigte dabei die zarte Sorgfalt, mit der er sein ganzes Leben lang für das Wohl derer bedacht war, die ihm treue Dienste geleistet hatten. Dieser echt aristokratische Zug seines Wesens spricht sich ebenso schön wie einfach in dem Briefe aus, den er bei dieser Gelegenheit an den Vater des Knaben, seinen Pächter Rushton richtete: „Ich habe Robert zurückgeschickt," schreibt er, „weil es für einen Knaben in so jungen Jahren nicht heilsam ist, in den Gegenden zu reisen, die ich durchwandern will. Ziehen Sie für seine Erziehung auf drei Jahre jährlich 25 Ls. von Ihrer Rente ab, wofern ich vor dieser Zeit nicht heimkehre, denn ich will, daß er immer noch als in meinen Diensten stehend betrachtet werden soll. Es soll ihm jede Sorgfalt gewidmet, und er in eine Schule geschickt werden. Sterbe ich, so habe ich in meinem Testamente hinreichend für seine Unabhängigkeit Sorge getragen. Er hat sich sehr gut betragen, und für die kurze Zeit seiner Abwesenheit weite Reisen gemacht." — Auch

seiner Mutter schrieb er noch besonders: „Bitte, bezeige dem Knaben alle Freundlichkeit, da er mein großer Liebling ist.“

Von Gibraltar aus segelte der Dichter mit seinem Gefolge auf einer Kriegsbrigg, welche einige Kauffahrer nach Patras und Prevesa zu geleiten hatte, und nachdem man am ersten Orte einige Tage verweilt, wurde am 29. September in Prevesa gelandet. Eines Abends war ihnen bei Sonnenuntergang Missolounghi in Sicht gekommen.

Eine ausführliche Beschreibung der weiteren Reisen des Dichters zu geben, ist hier nicht die Absicht, und verweisen wir die Leser in dieser Beziehung auf das von Hobhouse veröffentlichte, in mehrfachen Ausgaben erschienene Reisetagebuch. Für uns genügt es, aus des Dichters eigenen brieflichen Mittheilungen auszugsweise dasjenige wiederzugeben, was entweder zum bessern Verständniß seines Wesens und Charakters beiträgt, oder besonders interessante Vorfälle erzählt. Zu den letztern gehört unstreitig der Besuch bei Ali Pascha, über welchen er an seine Mutter Folgendes schreibt:

„Prevesa, 12. November 1809.

Meine liebe Mutter!

Ich bin nun seit einiger Zeit in der Türkei. Diese Stadt hier liegt an der Küste, aber in Veranlassung eines

Besuches, den ich bei Ali Pascha machte, habe ich das Innere der Provinz Albanien durchschweift. Bis Tepaleen, der Sommer-Residenz seiner Hoheit, hatte ich etwa 30 (geogr.) Meilen weit zu reisen, und ich bin drei Tage lang dort geblieben. Der Pascha gilt für einen Mann von außerordentlichen Geistesgaben. Er regiert das ganze Albanien (das alte Illyrien), Epirus und einen Theil von Macedonien. Sein Sohn, Vely Pascha, an den er mir Empfehlungen mitgegeben, herrscht in Morea und hat großen Einfluß in Aegypten, kurz er ist einer der mächtigsten Männer im ottomanischen Reiche. Als ich nach einer dreitägigen, sehr interessanten Gebirgsreise bis zur Hauptstadt Janina gelangt war, erfuhr ich, daß sich Ali Pascha bei seinen Truppen in Illyrien befinde, welche Ibrahim Pascha in dessen festem Schlosse Berat belagerten. Er hatte gehört, daß ein Engländer von Rang sich in seinem Gebiete befinde, und hatte deshalb den Commandanten von Janina beauftragt, ein Haus für mich in Bereitschaft zu setzen, und mich unentgeltlich mit allen Lebensbedürfnissen zu versorgen, und obgleich mir gestattet wurde, den Sclaven u. s. w. Geschenke zu machen, so konnte ich doch nicht erlangen, daß man mich für irgend etwas bezahlen ließ, was mein Haushalt verbrauchte. Ich ritt auf dem Pferde des Veziers, und besah seine und seiner Enkel Paläste, die zwar prachtvoll, aber mit Gold

und Seide zu sehr überladen sind. Die Reise über die Berge führte mich durch Zitza, ein Dorf mit einem griechischen Kloster, in der schönsten Gegend, welche ich je gesehen, Cintra in Portugal ausgenommen. In neun Tagen kam ich nach Tepaleen; durch Regengüsse, welche die Straßen unwegsam gemacht, wurde unsere Reise sehr verzögert. — Niemals werde ich das wundersame Schauspiel vergessen, welches ich erblickte, als wir gegen Sonnenuntergang um fünf Uhr Nachmittags in Tepaleen einzogen. Das Costüm abgerechnet, erinnerte die Scene mich lebhaft an Walter Scott's Beschreibung von Brankſome Castel in dem Liede des letzten Minstrel. Da waren Albanier in ihrer herrlichen Tracht. Sie ist das prachtvollste Costüm der Welt, und besteht außer den bekannten weißen weiten Beinumhüllungen, aus einem golddurchwirkten Mantel, rother Sammetjacke und Weste mit Goldtressen besetzt, und silberbeschlagenen Dolch und Pistolen. Tartaren erschienen mit ihren hohen Kappen, Türken mit den weiten Pelzmänteln und ihren Turbanen, die Soldaten, die schwarzen Sclaven, welche Pferde umherführten. Die erstgenannten lagerten und standen in Gruppen in einer gewaltigen offenen Gallerie vor dem Eingange des Palastes, die letztern in einer Art von Kloster, weiter abwärts. Zweihundert voll aufgezäumte Rosse waren zum Ausrücken bereit.

Couriere kamen und gingen. Pauken wurden geschlagen, und Knaben riefen die Stunden herab vom Thurme der Moschee. All dies, sowie der seltsame Anblick der Gebäude, bildete für den Fremden ein ganz neues und entzückendes Schauspiel. Nachdem der Vezier, der türkischen Sitte gemäß, sich nach meinem Befinden erkundigt hatte, führte man mich in meine sehr schön eingerichtete Wohnung.

Am nächsten Tage wurde ich dem Pascha vorgestellt. Ich hatte mich in volle Uniform gekleidet, mit einem prachtvollen Säbel u. s. w. Der Vezier erwartete mich in einem Saale mit Marmorfußboden, in dessen Mitte eine Fontaine sprang. Die Wände waren ringsum mit rothen Divans besetzt. Er empfing mich stehend, was bei den Muselmännern für eine besonders hohe Ehre gilt, und ließ mich dann zu seiner Rechten niedersitzen. Für gewöhnlich habe ich meinen eignen griechischen Dolmetscher. Bei dieser Gelegenheit aber vertrat ein der lateinischen Sprache kundiger Arzt des Pascha's die Stelle desselben. Seine erste Frage war, weshalb ich in so jungen Jahren mein Vaterland verlassen habe; denn die Türken haben keinen Begriff davon, daß man zu seinem Vergnügen reisen könne. Dann sagte er mir, der englische Gesandte habe ihm erzählt, daß ich aus einer vornehmen Familie stamme, und habe ihm

Empfehlungen an meine Mutter aufgetragen, die ich hiemit abstatte. Er sagte, er sei vollkommen überzeugt, daß ich von hoher Geburt sei, weil ich kleine Ohren, lockiges Haar und weiße Hände habe, und er drückte dann seine Freude über meine Erscheinung und Kleidung aus. Ich sollte, fügte er hinzu, ihn während meines Aufenthaltes in der Türkei wie meinen Vater betrachten, und auch er wollte mich wie einen Sohn behandeln. Wirklich auch behandelte er mich wie ein Kind, und zwanzig Mal täglich schickte er mir Mandeln, Confect und süße Früchte. Ich sollte ihn oft des Abends besuchen, wo er am besten Zeit hätte. Nachdem alsdann Kaffee und Pfeifen herumgereicht worden waren, endete diese erste Audienz. Ich sah ihn nachher noch drei Mal. Es ist seltsam, daß die Türken, welche keine erblichen Würden kennen, und bei denen es außer dem regierenden Hause nur sehr wenige vornehme Familien giebt, so großen Werth auf Abstammung legen; denn ich fand, daß mein Stammbaum ihnen mehr imponirte, als meine Pairswürde.

Heute sah ich die Ruinen von Aktium. Der kleine Meerbusen, in welchem Antonius in dem Kampfe um die Weltherrschaft unterlag, würde kaum für die Manöver von zwei Fregatten Platz haben. Von der Stadt ist nichts übrig geblieben, als ein Stück von einer Mauer.

Morgen reise ich mit fünfzig Mann, als Leibwache, nach Patras in Morea, und von da nach Athen, wo ich überwintern will.

Vor einigen Tagen hätte ich auf einem türkischen Schiffe fast das Leben verloren, Dank der Unwissenheit des Capitains und der Mannschaft, denn der Sturm war gar nicht so heftig. Fletcher jammerte nach seiner Frau, die Türken riefen Allah an, und die Griechen ihre Heiligen. Der Capitain weinte und lief in die Cajüte, indem er uns sagte, er wolle zu Gott beten. Die Segel zerrissen, der Hauptmast zerbrach, der Wind legte sich nicht, die Nacht brach ein, und wir mußten entweder Corfu erreichen, oder, wie Fletcher pathetisch ausrief, „in's feuchte Grab.“ Ich lachte ihn aus, und da ich meines Fußes wegen nichts helfen konnte, hüllte ich mich in meine große albanesische Capuze, und legte mich in Erwartung unseres Untergangs auf's Verdeck. Ich schlief ein, und man weckte mich, als die Gefahr vorüber war, und wir an's Land stiegen. Türkischen Matrosen vertraue ich mich künftig nicht an, obgleich der Pascha eines seiner eignen Fahrzeuge beordert hatte, mich nach Patras zu bringen. Ich begab mich deshalb zu Lande nach Missolounghi, und habe unterweges nur eine kleine Bucht zu durchsegeln.

Von noch andern Unfällen, die uns begegneten, wird Fletcher Wunderdinge erzählen.

Ich hätte noch Vieles zu berichten, was Dich unterhalten würde, aber das Alles liegt in meinem Kopfe so verwirrt durcheinander, daß mein Bericht sehr confuse ausfallen würde. Die Albanesen gefallen mir sehr. Sie sind nicht alle Türken, sondern es giebt viele christliche Stämme unter ihnen. Die Religion macht aber in ihren Sitten und ihrer äußern Erscheinung wenig Unterschied. Sie gelten für die besten Truppen im türkischen Reiche. Ich habe mit ihnen zu verschiedenen Malen tagelang in ihren Baracken gelebt, und habe niemals Soldaten so angenehm gefunden, obgleich ich die Garnisonen von Gibraltar und Malta, und auch sonst Truppen der verschiedensten Nationen kennen gelernt habe. Nicht das Geringste ward mir entwendet, und stets war ich als Theilnehmer bei ihren Mahlzeiten willkommen. Einer der Häuptlinge, der mich und mein Gefolge, so wie Hobhouse mit Wohnung und Nahrung versehen hatte, wollte durchaus kein Geld dafür nehmen, und bat nur um die schriftliche Anerkennung, daß er uns wohl aufgenommen habe, und als ich ihm dennoch einige Zechinen aufdrängen wollte, sagte er: „Nein, ich wünsche von Dir geliebt, aber nicht bezahlt zu werden.“

Es ist erstaunlich, wie wenig Geld man in diesem Lande braucht. In der Hauptstadt selbst wurde ich von dem Vezier frei gehalten. Aber auch seitdem, wo ich mit sechszehn Pferden und sechs bis sieben Mann gereist bin, habe ich nicht halb so viel gebraucht als in Malta, wo ich einen einzigen Diener hatte. Das kommt daher, weil das Land überaus fruchtbar, und das bare Geld sehr selten ist.

Ich gehe nach Athen, um das Neugriechische zu lernen, welches von dem alten Griechischen doch sehr verschieden ist. Nach England komme ich nicht zurück, solange nicht absoluter Geldmangel mich dazu nöthigt. In Griechenland ist soviel zu sehen, daß leicht ein, auch zwei Jahre dazu nöthig sein werden. Dann will ich vielleicht nach Afrika, wenigstens nach Aegypten hinüber. In England ist Niemand, den ich besonders grüßen lassen möchte, auch wünsche ich von dort nichts zu hören, außer daß Du Dich wohl befindest. Mein Geschäftsführer soll mir schreiben. Von mir erhältst Du Nachricht, sobald ich wieder schreiben kann. Ich bitte Dich, mir zu glauben, daß ich stets bin Dein Dich herzlich liebender Sohn Byron."

Es ist von höchstem Interesse, diese flüchtigen brieflichen Skizzen mit den entsprechenden Stellen im Childe Harold zu vergleichen, und es ist daher sehr zu loben,

daß in den Murray'schen Ausgaben unter die betreffenden Verse diese Briefstellen auszugsweise mitgetheilt sind. Man kann sich von der Art, wie die Reisebegebenheiten in der Seele des Dichters eine poetische Form annahmen, keine bessere Vorstellung machen, als wenn man z. B. Hobhouse's Bericht über die nächtliche Scene in Utraikay mit der 69. bis 72. Strophe im 2. Gesange von Childe Harold vergleicht. „Am Abend", so heißt es in der Reisebeschreibung, „wurden die Thore geschlossen, und die Mahlzeit für unsere Albanier hergerichtet. Eine Ziege wurde getödtet und im Ganzen gebraten. Im Hofe zündete man vier verschiedene Feuer an, um welche die Soldaten sich in Gruppen lagerten. Nach dem Essen nahmen wir mit den Aeltesten auf dem Fußboden Platz, und die übrigen tanzten mit der größten Lebhaftigkeit um das hellste der Feuer, indem ihr eigner Gesang ihre Musik war. Die Worte der Lieder bezogen sich alle auf ihre Räubereien. Eines derselben fing mit den Worten an: „Als wir nach Parga auszogen, waren wir sechzig," und dann fielen die Andern im Chore ein und sangen: „Alle Räuber nach Parga!" — Während sie diese Worte brüllten, umkreisten sie das Feuer, ließen sich dann auf die Kniee fallen, sprangen wieder auf, und umwirbelten auf's Neue das Feuer. Das Plätschern der Wogen an dem steinigen Ufer, wo wir saßen, füllte mit sanfterem,

aber nicht minder eintönigem Geräusche die Pausen aus.

Die Nacht war dunkel, aber bei dem Aufflackern der Feuer gewahrte man Felder, Wälder und das Meer, und ein Künstler hätte hier ein schönes Nachtstück entwerfen können.“

Am 21. November erreichte man Missolounghi, wo der Dichter fünfzehn Jahre später seinen Tod finden sollte. Welche Gedanken drängen sich uns hier auf. Die Zukunft, die dem einundzwanzigjährigen Jüngling bevorstand, ist uns jetzt eben so anschaulich und durchsichtig, wie sie vor ihm verborgen dalag, und es wird uns zu Muthe, als sollten wir ihm eine Warnung zurufen, nicht weiter zu schreiten auf einem Wege, der ihn zwar zu hohem Ruhme, aber auch zu tiefem Wehe führen sollte, und in der Blüthe seiner Jahre, gerade in dem Augenblicke abzubrechen, wo er durch ein edles Unternehmen über sein eignes Selbst erhoben und geläutert, als ein neuer Mensch hätte aus dem Feuer der Schlachten hervorgehen können!

Da fortan die Landstraße nicht mehr so unsicher war, um eines militärischen Gefolges zu bedürfen, so wurden die Albanier in Missolounghi entlassen, und nur Einer, Namens Derwisch, so wie der von Ali Pascha selbst zum Begleiter mitgegebene Basilius machten die fernere Reise mit.

Nachdem man in Patras vierzehn Tage verweilt hatte, bekamen die Reisenden bei der Stadt Vostizza den schneebedeckten Gipfel des Parnassus zu Gesichte, und in Castri, dem alten Delphi, am Fuße dieses Berges wurden die herrlichen drei Stanzen*) des ersten Gesanges von Childe Harold verfaßt, in welchen der Dichter seine Begeisterung beim Anblicke des Musenberges so ergreifend ausspricht. In einer später niedergeschriebenen Notiz sagt er: „Als ich 1809 zur Quelle in Delphi ging, sah ich einen Flug von zwölf Adlern (Hobhouse behauptet zwar, es seien Geier gewesen), und ich ergriff die günstige Vorbedeutung. Es war am Tage, bevor ich die Verse auf den Parnaß in Childe Harold verfaßte, und als ich die Vögel erblickte, erfaßte mich die Hoffnung, daß Apollo meine Huldigung annehme. Ich habe nun den Namen und den Ruhm des Dichters, wenigstens während des poetischen Theils des Lebens, von zwanzig bis dreißig, genossen, — ob es dauern wird, ist eine andere Frage.

Der letzte Vogel, auf den ich jemals geschossen habe, war ein junger Adler in der Nähe von Vostizza. Er wurde nur verwundet, und ich suchte ihn am Leben zu erhalten — sein Auge war so klar. Aber er kränkelte

*) Childe Harold I. 60—62.

und starb nach ein Paar Tagen. Nie habe ich seitdem wieder, und nie werde ich in Zukunft wieder einem Vogel nach dem Leben trachten."

Am Weihnachtstage 1809 kam Lord Byron nach Athen.

Vielleicht hat es unter allen Reisenden, welche zu ihrem Vergnügen Griechenland besuchten, niemals einen gegeben, der sich um die alten Kunstwerke weniger bekümmert hätte, als er. Die bildende Kunst hatte überhaupt wenig Reiz für ihn, und er hielt die Sammler für Narren, von denen die meisten nur aus Eitelkeit sich ihren Bestrebungen hingäben. Auch an Gemälden hatte er wenig, und dann nur ein stoffartiges Interesse, insofern etwa ein besonders reizender weiblicher Kopf dargestellt war. Aber das Landschaftliche zog ihn desto mächtiger an, und die Sitten der Völker, so wie die historischen Erinnerungen, welche an die verschiedenen Gegenden sich knüpfen, nahmen seinen Geist in Anspruch, und Childe Harold beweist, daß er kein gedanken- oder gefühlloser Reisender war, wenn auch das Interesse, welches die meisten anderen Menschen empfinden, oder zur Schau tragen, ihm fern lag. Es ist von Jugend auf ihm eigenthümlich gewesen, alles Das zu verabscheuen, was er unter der weiten Bezeichnung „Heuchelei" zusammenfaßte, und vielleicht verbarg er sein Wohlge-

fallen an manchen Dingen absichtlich deshalb, um nicht für einen Nachbeter zu gelten, oder, was ebenfalls seinem Charakter nicht fern liegt, um sich, wie in so vielen Dingen, so auch in diesem Punkte von den meisten andern Menschen zu unterscheiden.

So wenig nun aber die Ueberbleibsel klassischer Kunstwerke ihm als solche eine künstlerische oder wissenschaftliche Theilnahme abgewinnen konnten, so sehr wurde er durch die Zerstörungen und Plünderungen in Zorn gesetzt, welche die alten Tempel und Denkmäler in solchen ruinenhaften Zustand versetzt hatten, und ganz besonders heftig eifert er in Briefen und Gedichten gegen diejenigen seiner Landsleute, welche in ihrer Sammlerwuth dazu beigetragen hatten, das unglückliche Hellas seiner historischen Erinnerungen zu berauben. Lord Elgin, der die kostbaren Arbeiten des Phidias nach London schaffen ließ, um sie dann an das britische Museum zu verkaufen, wird vor allen Anderen mit besonderem Hasse verfolgt, und als ein zweiter Hunnen- und Vandalenkönig gebrandmarkt.

In Athen verweilten die Reisenden diesmal fast ein Vierteljahr, und machten sich durch tägliche Ausflüge mit dem Lande und seinen Merkwürdigkeiten bekannt, wobei es denn allerlei Abenteuer, unter anderen auch einen Räuberanfall, zu bestehen gab, der aber noch ganz

glimpflich ablief. Einst hatte nasses Wetter sie genöthigt, in dem kleinen Städtchen Keratea einige Tage zu verweilen, und sie benutzten diese Zeit zum Besuch der merkwürdigen, in der Nähe belegenen, unterirdischen Höhlen. Mit Kienfackeln versehen, wurden sie in die Oeffnung hinabgelassen, welche den Eingang bildet. Kriechend gelangten sie in eine Reihe von Hallen und Gewölben, wo zuweilen das Licht, von oben einfallend, sehr malerisches Helldunkel erzeugte. Oft in Gefahr, jählings in unergründliche Tiefen zu stürzen, kam man an eine krystallhelle Quelle. Hier wurde gelagert und da der Vorrath der Fackeln zu schwinden begann, dachte man an den Rückzug. Man machte sich auf, allein zum Schrecken der Reisenden befanden sie sich nach einiger Zeit wieder bei derselben Quelle, und der Führer gestand, daß er den Weg an's Tageslicht nicht zu finden wisse. Byron hat die Angst, die man ausstand, oft nachher humoristisch beschrieben. Der ernstere Hobhouse war von der schlimmsten Furcht, hier wie in einem Grabe umkommen zu müssen, erfüllt. Byron selbst aber beschreibt sein eigenes Gefühl als eine Art von aufregendem Kitzel, der ihn zum Lachen genöthigt habe. Eben war die letzte Fackel im Verlöschen, als ein ferner Lichtstrahl ihnen die Befreiung aus dieser gefährlichen Lage ankündigte. Unbeschädigt erreichten sie den Ausgang.

In seinen Gedichten hat er zwar eine unmittelbare Anwendung von dieser Scene nirgends gemacht, allein die Lebendigkeit, mit welcher im Don Juan Menschen in ähnlicher Lage geschildert werden, ihr Benehmen bei herannahendem Hungertode, der Gedanke, einander gegenseitig auf kannibalische Art zu zerfleischen, beweist, daß der Dichter eine eigene Anschauung von solchen Zuständen gewonnen haben mußte.

Waren nun, wie gesagt, die Ueberreste alter Kunst als solche kein Gegenstand von besonderer Anziehungskraft für den Dichter, so erfreuten sich die lebenden Schönheiten desto mehr seiner Aufmerksamkeit, und die hübschen, an das Mädchen von Athen gerichteten Verse haben nachher manchen englischen Touristen mit der ihnen eigenthümlichen realistischen Neugierde zu Nachforschungen veranlaßt. Da fand es sich denn zum Aerger dieser Herren, daß die älteste Tochter des englischen Viceconsuls, Theodora Macri, die Heldin des Gedichts, zwar ein ganz nettes, aber keineswegs außergewöhnliches Mädchen war, und daß die verschönernde Kraft der Poesie dabei das Beste gethan hatte. Solche Leute scheinen nicht zu begreifen, daß der Dichter kein Photograph, sondern — eben ein Dichter ist.

Da sich ganz unerwartet Gelegenheit bot, mit einem englischen, nach Kleinasien segelnden Kriegs-

schiffe, dem Pylades, Smyrna zu besuchen, so machten die Reisenden davon Gebrauch und verließen, obgleich die Trennung ihnen schwer wurde, und sie oft genug nach dem Pantheon und dem Theseum zurückblickten, Athen am 5. März 1810. In Smyrna, wohin man ohne weitere Abenteuer gelangte, blieb Byron bis zum 11. April. Er wohnte im Hotel des englischen Generalconsuls, und machte von da aus verschiedene Excursionen, namentlich nach den Ruinen von Ephesus und nach der trojanischen Ebene.

Folgende Unterschrift wurde in diesen Tagen unter das Originalmanuscript der beiden ersten Gesänge des Childe Harold gesetzt:

Byron. Joanina in Albanien,
begonnen den 31. Oktober 1809,
beendet den zweiten Gesang in Smyrna,
28. März 1810.

Diesen Faden der dichterischen Empfindung hatte er also auf seinen Fahrten mit solchem Eifer weitergesponnen, daß das jetzt aus 191 neunzeiligen und 29 kürzeren Strophen bestehende, und ursprünglich noch umfangreichere Gedicht in der Zeit von 158 Reisetagen vollendet wurde.

Am 14. Mai kamen die Reisenden nach Konstan-

tinopel. Unterweges hatte er am 3. desselben Monats den Hellespont von Sestos nach Abydos durchschwommen, eine That, auf die er sich fast mehr einbildete, als auf alle seine sonstigen körperlichen und geistigen Leistungen. Er wird nicht müde, davon in den Briefen an seine Mutter und an die Freunde zu erzählen, und noch in seinen letzten Lebensjahren konnte man ihn nicht schwerer beleidigen, als wenn man an der Wirklichkeit dieser gymnastischen Großthat zu zweifeln schien.

In einem Briefe an Henry Drury heißt es:

„Diesen Morgen schwamm ich von Sestos nach Abydos. Die gerade Entfernung beträgt zwar nicht mehr als eine (englische) Meile, aber die Strömung macht es gefährlich, und zwar in so hohem Grade, daß ich fürchte, Leander's Liebesgluth ist auf diesem Wege zu seinem Glücke ein wenig abgekühlt worden. Ich hatte das Wagstück schon acht Tage vorher versucht, allein es mißglückte wegen des Nordwindes, und wegen der großen Gewalt der hereinbrechenden Fluth, und doch bin ich von Jugend auf ein tüchtiger Schwimmer gewesen. Heute aber gelang es mir, da das Wetter ruhig war, und so überwand ich den „weiten Hellespontus“ in einer Stunde und zehn Minuten. Nun wohl, liebster Freund, die Heimath liegt hinter mir und ich habe einen Theil von Asien und ein gutes Stück von Europa gesehen.

Ich habe mit Feldherren und Fürsten, Admiralen und Pascha's, mit Lenkern der Völker und mit unlenksamen Menschen verkehrt, aber alles zu erzählen habe ich weder Zeit noch Papier genug. Sei versichert, daß ich Deiner stets freundlich gedacht habe, und mich herzlich freue, Dich wiederzusehen. — — Die Gegend von Troja ist ein hübsches Feld für gelehrte Vermuthungen und Schnepfenschießen, und ein guter Jäger und ein gelehrter Alterthumsforscher können ihre Füße und ihr Gehirn hier trefflich in Bewegung setzen, oder wenn sie reiten wollen, so können sie sich, wie mir das passirte, in den verdammten Sümpfen des Scamander verirren, der immer noch dahin rieselt, als hätten die Danaiden ihre Wasserspenden bis heute fortgesetzt. Die einzige Spur von Troja und von denen, die es zerstört haben, sind gewisse Erhöhungen, unter denen die Gebeine von Achill, Ajax und Antilochus ruhen sollen. Der Berg Ida dagegen ist noch im besten Wohlsein, obgleich die Schäfer daselbst nicht ganz wie Ganymedes aussehen. Aber wozu von solchen Dingen reden? Stehen sie nicht alle geschrieben in Gell's Buch? Und führt Hobhouse nicht sein Reisejournal? Ich führe keins. Ich habe das Schreiben aufgegeben. Zwischen den Türken und uns finde ich keine große Verschiedenheit, außer daß sie große Bärte tragen und wir nicht, daß ihre Röcke lang sind, die

unsrigen kurz, und daß wir viel sprechen und sie wenig. Sie sind ein kluges Volk. Ali Pascha sagte mir, ich sei ein vornehmer Mann; denn ich habe kleine Ohren und Hände und lockiges Haar. Apropos, das Neugriechische spreche ich schon ziemlich gut. Der Unterschied von den alten Dialecten ist nicht so groß, wie man denkt; die Aussprache ist aber eine durchaus andere. Von Versen ohne Reim haben sie keinen Begriff mehr. Die Griechen gefallen mir. Es sind ganz angenehme Spitzbuben mit allen Lastern der Türken, ohne deren Tapferkeit. Einige haben allerdings Courage, und alle sind so schön, daß sie an die Büsten des Alcibiades erinnern; die Frauen sind weniger hübsch. Ich kann auf Türkisch fluchen, aber außer einem entsetzlichen Fluch, und Brod und Wasser, enthält mein Wörterbuch nicht viel. — — Also Hobhouse's vermischte Gedichte sind erschienen mit einigen, die ich dazu geliefert habe, um es voll zu machen. Geht es gut? Und wo zum Teufel bleibt die zweite Ausgabe meiner Satyre mit den neuen Zusätzen? Steht mein Name auf dem Titel, und hat man auch alle die neuen Verse abgedruckt, die ich frisch vom Ambos, wo sie geschmiedet wurden, im Augenblick meiner Abreise noch lieferte? Das Mittelmeer und das atlantische Meer rollen ihre Wogen zwischen mir und den Recensenten, und die Donner der

schottischen Revüe verhallen im Gebrause des Hellespontus. Du fragst nach meinen Plänen? Ich weiß sie selbst noch nicht. Es kann sein, daß ich in einigen Monaten zurückkehre, doch habe ich noch andere Absichten, die vielleicht verwirklicht werden. Hobhouse jedoch wird wahrscheinlich im September wieder in England sein. Am 2. Juli ist es nun ein Jahr, seit ich fort bin, „oblitus meorum, obliviscendus et illis.“ Ich war der alten Heimath überdrüssig, ohne eine bestimmte neue im Sinne zu haben; aber ich schleppe meine Kette weiter, ohne daß sie deshalb länger würde. Ich bin wie der lustige Müller im Liede und „kümmere um Niemand mich in der Welt, da Niemand sich kümmert um mich.“ In meinen Augen sind alle Länder so ziemlich gleich. Ich rauche, sehe mir die Berge an und drehe meinen Schnurrbart in größter Freiheit. Bequemlichkeiten vermisse ich nicht, und die Stechfliegen, die den armen Hobhouse so sehr plagen, lassen mich in Ruhe, vielleicht weil ich mäßiger lebe. Von Ephesus habe ich zu sprechen vergessen, welches ich während meines Smyrnaer Aufenthaltes besuchte. Von dem Tempel ist fast nichts mehr übrig, und Paulus braucht deshalb keine Episteln mehr an die jetzige Brut der Ephesier zu schreiben. Sie haben eine große, prachtvolle Marmorkirche in eine Moschee verwandelt, und ich wüßte nicht, daß das Gebäude des-

halb schlechter aussähe. Mein Papier ist voll, und Ebbe in dem Strom der Dinte. Beinahe hätte ich vergessen, zu erzählen, daß ich in drei griechische Schwestern in Athen sterbensverliebt bin. Die älteste ist noch nicht fünfzehn Jahr alt. Theresa, Mariana und Katinka sind die Namen dieser Göttinnen."

Noch sind folgende Stellen aus seinen Reisebriefen zu charakteristisch, als daß wir sie übergehen dürften:

„Ich hoffe, man wird mich sehr verändert finden, wenn ich heimkehre. Ich meine nicht körperlich, sondern in meinem Wesen; denn soviel sehe ich nun wohl, daß Tugend allein in dieser verdammten Welt etwas gilt. Auch habe ich nun das Laster ziemlich satt, nachdem ich es in seinen angenehmen Abwechselungen gekostet habe, und wenn ich nach Hause komme, will ich mich von allen meinen lockeren Bekanntschaften losmachen, und Anstand und Politik treiben. Ich bin sehr ernst und philosophisch geworden und moralisire gern. Du kannst Dir Glück wünschen, daß mein Papier zu Ende geht; denn ich wollte eben eine lange Predigt beginnen. — Du brauchst Niemanden von mir zu grüßen, aber Dir bleibe ich mit aller Treue ergeben — —"

„— — mir fällt eben ein, daß Mamut Pascha, ein Enkel von Ali Pascha, ein kleiner zehnjähriger Bursche mit so schönen schwarzen Augen, daß unsere Damen

alles Geld dafür bezahlen würden, und mit den schönen regelmäßigen türkischen Gesichtszügen, mich fragte, wie es käme, daß ich in so jungen Jahren ohne alle Aufsicht reiste. Er geberdete sich dabei wie ein alter Mann von sechzig Jahren. Von Constantinopel brauche ich nichts zu sagen. Es steht alles in den Reisebeschreibungen; aber Lady Montague irrt, wenn sie sagt, die St. Pauls-kirche in London würde neben der Sophienkirche sehr abfallen. Ich kenne beide genau von innen und außen. St. Sophia ist ohne Zweifel interessanter wegen ihres hohen Alters, und wegen der historischen Erinnerungen, die sich an diesen Bau knüpfen, aber an Schönheit und Umfang steht sie nicht nur andern Moscheen nach, sondern kann auch mit St. Paul nicht an Einem Tage genannt werden. So rede ich als echtes Londoner Kind. Uebrigens steht meinem Geschmacke nach die Domkirche von Sevilla hoch über St. Paul, St. Sophia und jeder andern Kirche, die ich gesehen habe. Von Naturschönheiten anderseits habe ich nichts gesehen, was dem Anblick der Umgegend von Constantinopel längs der Meeresküste gleich käme.

Die Liebesgeschichten anlangend, so ist meine Ansicht, daß Herr B. die Miß R. heirathen muß. Unsere erste Pflicht ist, nichts Uebles zu thun, da das aber leider unmöglich ist, so ist die zweite Pflicht, es wieder

gut zu machen. Das Mädchen ist seines Gleichen. Wäre sie unter seinem Stande, so würde eine anständige Versorgung für sie und das Kind eine, wenn auch geringe Entschädigung abgeben können. Aber wie die Sachen stehen, muß er sie heirathen. Ich will auf meinen Gütern keine galanten Verführer haben, und ich werde keinem meiner Pächter etwas nachsehen, was ich mir selbst nicht gestatten würde; das ist durchaus nicht zu dulden, daß sie einander ihre Töchter verführen. Gott weiß, daß ich mir selbst manche Ausschweifung habe zu Schulden kommen lassen. Aber ich habe den Vorsatz gefaßt, mich zu bessern, und habe ihn in der letzten Zeit auch gehalten, und so hoffe ich denn, daß dieser Seladon meinem Beispiel folgen, und als Beweis davon, dem Mädchen ihre Ehre wiedergeben wird, oder, beim Barte meines Vaters, er soll von mir hören.

Bitte, nimm Dich Robert's an, der arme Junge wird seinen Herrn vermissen, er ging so ungern zurück." — —

In Konstantinopel wurde Byron durch den englischen Gesandten dem Sultan vorgestellt. Hier gab es wieder große Rangstreitigkeiten. Der junge Lord beanspruchte bei der Audienz einen Ehrenplatz, und es bedurfte der Dazwischenkunft des österreichischen Internuntius, bis er sich bedeuten ließ, daß die türkische Etikette

seine Ansprüche nicht berücksichtigen könne. Von der Vorstellung selbst, und von dem Eindruck, den der Hof des Sultans auf ihn gemacht hat, findet sich in den Briefen und Notizen leider keine Erwähnung.

Am 18. Juli 1810 kehrten die Reisenden von Konstantinopel aus nach Athen zurück. — Wir können hier eine Stelle aus einem Briefe an Mrs. Byron nicht übergehen, weil dieselbe für das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn charakteristisch ist, und leider nur zu deutlich zeigt, wie die leidenschaftliche Frau es dahin gebracht hatte, daß der Sohn sich einer Sprache gegen sie bedienen durfte, die, wenn auch halb im Scherze gebraucht, doch zwischen Mutter und Sohn sonst wohl selten vorkommen dürfte.

„Ich hoffe," schreibt er, „daß Du Dir in Newstead gefällst, und daß Du mit den Nachbarn Frieden hältst, denn Du weißt, daß Du eine böse Sieben bist — ist das nicht eine recht kindliche Redensart? Sei so gut, für meine Bücher und für einige Kisten mit Papieren Sorge zu tragen, die ich bei Joseph in Verwahrung gegeben habe; und, bitte, laß mir ein Paar Flaschen Champagner übrig, denn ich bin sehr durstig; auf diese letzte Bitte will ich jedoch nicht bestehen, für den Fall, daß es Dir nicht angenehm wäre. Ich kann mir denken, daß Du das Haus voll alberner Weiber hast, die sich mit

Verlästerung ihres Nächsten unterhalten. Hast Du das Bild erhalten, welches Saunders in London von mir in Oel gemalt hat? Bezahlt ist es seit sechszehn Monaten, warum schickt er es nicht? Mein Gefolge, bestehend aus zwei Türken, zwei Griechen, einem Lutheraner und Fletcher, der gar keine Religion hat, macht einen solchen Lärm, daß ich froh bin, schließen zu können, als Dein u. s. w. Byron."

Während seines fernern Aufenthalts in Griechenland durchstreifte Lord Byron die Halbinsel nach allen Richtungen hin, und er hatte dabei das Vergnügen, mit einem alten Schulfreunde, dem Marquis von Sligo zusammenzutreffen und durch dessen Vermittlung mit der abenteuerlichen Lady Esther Stanhope bekannt zu werden. Lord Sligo wurde Zeuge eines Erlebnisses, welches später zu dem Gedichte „der Giaour" Veranlassung gab, und dessen wir an der Stelle gedenken werden, wo von dieser poetischen Schöpfung die Rede sein wird. Auch entspann sich in dieser Zeit wieder eine jener Freundschaften, welche der Dichter von Jugend auf für einzelne Personen aus niederem Stande zu fassen liebte. Diesmal war ein junger Mann Namens Nicolo Giraud, der Sohn einer Wittwe in Athen, Gegenstand solcher Zuneigung. Wie ernst dieselbe war, ergiebt sich daraus, daß Byron nach seiner Rückkehr alsbald letztwillig verord-

nete, daß nach seinem Tode von seinen Rochdale'schen Besitzungen gewisse Theile im Werthe von etwa 50,000 Thlr. verkauft werden, und diese Summe dem jungen Giraud übergeben werden sollte, sobald er das 21. Jahr erreicht haben würde. —

Im Anfang des Jahres 1811 überzeugte Byron sich, daß seine Geldverhältnisse ihn nöthigen würden, früher, als es Anfangs seine Absicht gewesen war, nach England zurückzukehren. Diesen Entschluß zeigt er seiner Mutter am 14. Januar in einem Briefe an, aus welchem wir folgende Stelle entnehmen: „Von den Einzelheiten unserer ferneren Ausflüge wird Fletcher Dich in Kenntniß setzen, den ich mit Papieren und andern Gegenständen nach Hause geschickt habe. Ich vermisse seine Dienste durchaus nicht, ja er war mir sogar, wie alle englischen Dienstboten, vielfach zur Last. Sein beständiges Jammern nach Bier und Beefsteak, seine dumme, ganz abergläubische Verachtung für alles Nichtenglische, seine vollständige Unfähigkeit auch nur zwei Worte von einer fremden Sprache sich anzueignen, machten ihn zu einem ganz untauglichen Reisebegleiter. Ich versichere Dich, die Qual, ihm beständig in seinen eigenen Angelegenheiten und für seine leiblichen Bedürfnisse als Dolmetscher zu dienen, die türkischen Gerichte, die er nicht essen, der Wein, den er nicht trinken mochte, alle

die vielen Bequemlichkeiten, die er beanspruchte, und die lange Liste von Leiden, die er beständig auszustehen hatte, wie schlechte Betten, stolpernde Pferde, Mangel an Thee u. s. w., würden einen unbetheiligten Zuschauer höchlichst ergötzt haben, für einen Herrn aber war es sehr unbequem. Und doch ist er im Ganzen ehrlich und in christlichen Landen brauchbar genug. Aber in der Türkei, Gott stehe uns bei! Meine albanischen Soldaten, meine Tartaren und Janitscharen mußten immer für ihn mitarbeiten, wie mein Freund Hobhouse bekunden kann.

Wahrscheinlich richte ich zum Frühjahr meinen Lauf heimwärts, aber dazu bedarf ich vor allen Dingen Geld. Meine eigenen Mittel würden sehr wohl ausgereicht haben, allein ich war genöthigt, einem Freunde aus der Verlegenheit zu helfen, der mich übrigens ganz gewiß bezahlen wird. In der Zwischenzeit bin ich nun selbst geldbedürftig. Gegenwärtig bin ich nicht sehr geneigt, eine Winterreise zu machen, auch wenn ich sonst das Reisen satt hätte. Aber ich bin überzeugt, daß es viel vortheilhafter ist, Menschen zu sehen, als Bücher zu lesen, und daß das beständige zu Hause sitzen unter alle den beschränkten Vorurtheilen unserer Insulaner höchst verderblich ist. Man sollte es zum Gesetz machen, daß junge Leute eine Zeit lang reisen, und die wenigen Verbündeten besuchen, die der Krieg uns auf dem Fest-

lande übrig gelassen hat. Hier sehe und spreche ich Franzosen, Italiener, Deutsche, Dänen, Griechen, Türken, Amerikaner u. s. w. und, ohne mein eigenes Vaterland aus dem Gesicht zu verlieren, bilde ich mir ein Urtheil über fremde Länder und Völker. Sehe ich, daß in manchen Punkten die Engländer den Vorzug verdienen (und hierin täuschen wir uns übrigens häufig genug), nun so ist es mir lieb. Finde ich aber, daß Andere es besser machen, so lerne ich dabei etwas. Ich könnte mich zu Hause hundert Jahr lang herumgetrieben haben, ohne hierüber aufgeklärt zu werden. — Ein Tagebuch führe ich nicht, beabsichtige auch nicht eine Reisebeschreibung herauszugeben. Die Schriftstellerei habe ich aufgegeben, und wenn meine Satyre die Welt überzeugt hat, daß ich doch etwas mehr kann, als man mir zugetraut hatte, so bin ich zufrieden, und ich will das Renommee, welches ich mir erworben, durch keine künftigen Veröffentlichungen auf's Spiel setzen. Ich habe allerdings noch verschiedene Manuscripte, allein diese sollen für die Nachkommen bleiben, und findet man sie der Mühe werth, so mögen sie dazu dienen, einst an mich zu erinnern, wenn ich selbst mich nicht mehr an etwas erinnern kann. Ich habe einen berühmten baierischen Maler engagirt, der die schönsten Punkte meiner Reise zeichnen soll, das wird besser sein, als immer fort zu schreiben, eine

Krankheit, von der ich hoffentlich geheilt bin. Ich hoffe nach meiner Rückkunft ein ruhiges zurückgezogenes Leben zu führen. Aber der liebe Gott, der am besten weiß, was für uns gut ist, wird das schon machen, wie er will, so sagt man wenigstens, und im Ganzen habe ich auch nichts dagegen, ich bin mit meinem Schicksal zufrieden. Jedenfalls bin ich überzeugt, daß die Menschen sich selbst mehr Uebles zufügen, als der Teufel ihnen jemals zufügen könnte. Hoffentlich finde ich Dich gesund, und so gut es angeht, vergnügt. Daß es mir so geht, wird Dir lieb sein zu hören, so wie, daß ich bin u. s. w."

Mit solchen, aus einer eigenthümlich friedlichen Stimmung, und auch wohl aus der Sättigung am Reisen hervorgegangenen Plänen und Vorsätzen, trat Byron im Frühjahr 1811 seine Rückreise über Malta an, wo er sich am 3. Juni auf der Fregatte „Volage" nach England einschiffte. Vom Bord dieses Fahrzeuges schreibt er seiner Mutter am 25. Juni: „Diesen Brief habe ich dreiundzwanzig Tage nach unserer Abreise von Malta begonnen, und sobald wir in Portsmouth landen, soll er an Dich abgehen. Am 2. Juli werden es gerade zwei Jahre, daß ich von England abwesend bin. Ich kehre mit denselben Gefühlen zurück, mit denen ich abreiste, d. h. gleichgiltig gegen Alles, außer gegen Dich selbst, was ich Dir auf jede Art und Weise durch mein

Benehmen zu bethätigen bemüht sein werde. Sei so gut, meine Zimmer in Newstead in Bereitschaft setzen zu lassen, aber gieb um meinetwillen ja nichts von Deiner Bequemlichkeit auf, und betrachte mich in jeder Beziehung als Deinen Gast. Ich muß Dir nur sagen, daß ich mich seit langer Zeit an eine reine Pflanzenkost gewöhnt habe. Fisch und Fleisch kommen nicht auf meinen Tisch. Versorge Dich also mit einem guten Vorrath von Gemüse und Kartoffeln. Wein trinke ich nicht. Ich habe zwei griechische Diener, Leute von mittleren Jahren. Ich denke zuerst nach London zu gehen, um mit meinem Geschäftsführer zu sprechen, von da nach Newstead, und dann nach Rochdale. Den Punkt wegen der Diät vergiß ja nicht. Ich befinde mich im Ganzen sehr wohl, und bis auf zwei rasch vorübergehende Krankheitsanfälle, war ich auch unterwegs stets gesund. Von meinen Plänen will ich jetzt noch nicht reden, da das Alles zu sehr von den Umständen abhängen wird. Allerdings sind meine Aussichten in die Zukunft nicht viel versprechend, doch hoffe ich, daß wir uns eben so gut durchschlagen werden, wie unsere Nächsten. Nach den Berichten, die ich von meinem Verwalter Hanson erhalten, fürchte ich fast, daß die Herren Tapezierer Brothers Newstead während meiner Abwesenheit, wegen ihrer Forderungen haben ausplündern lassen, und ich

weiß, daß sie mich zwingen wollen, es zu verkaufen, aber sie werden sich irren. — Von Besuchern werde ich hoffentlich nicht sehr belästigt werden, geschieht es aber dennoch, so mußt Du sie annehmen, da ich entschlossen bin, mich in meiner Zurückgezogenheit nicht stören zu lassen. Du weißt, daß ich niemals Gesellschaften liebte, und jetzt liebe ich sie weniger als jemals. Ich bringe Dir Rosenöl und einen türkischen Shawl mit, den ich einzuschmuggeln hoffe. Meine Bibliothek werde ich hoffentlich in ziemlicher Ordnung finden.

Fletcher ist ohne Zweifel angekommen. Ich werde ihm die Mühle geben, die ich von B's. Pachtung abtrennen will. Er hat mir treu gedient, und seine Frau ist ein gutes Weib. Herrn B.'s Sohn ist ein zu arger Verführer, und wenn er die ganze Pachtung des Vaters bekommt, wird er noch übermüthiger werden, und ich fürchte, er bevölkert meine ganze Herrschaft mit den Sprößlingen seiner Liebe. Er muß durchaus das junge Mädchen heirathen, doch werde ich keine andere Zwangsmittel anwenden, als daß ich nach Bonaparte's Beispiel sein Königreich zerstückele, und aus einem Theil desselben ein Fürstenthum für meinen Feldmarschall Fletcher bilde! Ich hoffe, daß Du mein Reich und seine Staatsschulden mit kluger Hand regierst."

In viel weniger guter Laune schreibt er von dem-

selben Schiffe aus an seine Freunde, so daß dieselben ihn krank an Leib und Seele wiederzusehen fürchten mußten. So an Hodgson den 29. Juni:

„Bei günstigem Winde sind wir in einer Woche in Portsmouth, und am 2. Juli habe ich mich, genau auf den Tag, zwei Jahre lang auf der Wanderschaft befunden, von der ich mit eben so wenig Aufregung heimkehre, wie ich abgereist bin. Ich habe im Ganzen Griechenland mit größerem Bedauern verlassen, als England, welches ich nur aus Reiseüberdruß wiederzusehen mich freue. Meine Aussichten sind wahrhaftig nicht erfreulich. Bedrängt in meinen Privatangelegenheiten, dem Publikum gleichgiltig geworden, vereinsamt ohne den Wunsch nach Geselligkeit, mit einem durch mehrere Fieberkrankheiten ziemlich geschwächten Körper, doch, wie ich hoffe, mit ungebeugtem Geiste, komme ich heim ohne Hoffnung, fast ohne Wunsch. Zu meinem Empfange finde ich bereit: erstens einen Advokaten, demnächst einen Gläubiger, dann Kohlengräber, Pächter, Landvermesser, und alle die Annehmlichkeiten, die aus einem verfallenen Grundbesitz und bestrittenen Kohlengruben folgen. Mit einem Wort, ich bin elend und trostlos, und sobald ich meine unverbesserlichen Angelegenheiten einigermaßen verbessert haben werde, fort geht es wieder, entweder in den Krieg nach Spanien, oder

zurück in den Osten, wo wenigstens ein unbewölkter Himmel über mir ist, und man mich nicht impertinent behandelt — —"

„Wie steht es mit Deinen Arbeiten? Wo bleiben die Nachahmungen und Uebersetzungen? Ich denke, Du wirst das Publikum nicht so davon kommen lassen, sondern ihm bald einen Quartband aufpacken. Was mich betrifft, so habe ich die Narrheit und die Dichter und die Schwätzer satt, Du aber bist eine gefühlvolle Personage, und wirst Reime schmieden, bis das Kapitel aus ist. Nichts desto weniger habe auch ich unterweges an 4000 Zeilen geschrieben, Eins und das Andere. Ich brauche nicht zu sagen, daß ich mich freue, Dich zu sehen u. s. w."

Am 2. Juli landete die Fregatte Volage in Portsmouth, und der junge Lord kehrte in seine Heimath zurück, nachdem er genau zwei Jahre lang auf seiner Reise zugebracht hatte.

Achtes Kapitel.

Childe Harold. Tod der Mutter.

Nach den Briefen und Berichten, welche die Freunde in England von dem Abwesenden empfangen hatten,

mußten sie befürchten, daß der Aufenthalt auf dem Continente ihm mehr geschadet als genützt hätte. Aber die Lebhaftigkeit, mit welcher er von seinen Reiseabenteuern erzählte, und der ungezwungene Humor, den er entwickelte, ließen bald erkennen, daß jene trüben Briefe nur Erzeugnisse vorübergehender Stimmungen gewesen waren.

Eine Reisebeschreibung auszuarbeiten, sagte er, falle ihm gar nicht ein, denn er sei nun einmal überzeugt, daß sein Talent durchaus satyrischer Natur sei, und Satyre stets seine Stärke bleiben werde. Er habe deshalb auch unterweges eine Umschreibung der ars poëtica des Horaz verfaßt, welche seinen „Englischen Barden und Schottischen Recensenten" sich würdig anschließen werde.

Seinem Freunde Robert Charles Dallas, welcher ihn am 15. Juli in London besuchte, trug er die Durchsicht und Veröffentlichung dieser poetischen Arbeit auf, von der er sich großen Ruhm versprach, und auf welche er sich nicht wenig einzubilden schien.

Dallas nahm das Manuscript mit nach Hause, fand sich aber in seinen Erwartungen schmerzlich getäuscht durch diese Frucht einer zweijährigen Wanderschaft des Dichters, in Ländern, welche so sehr geeignet sind, zu poetischer Thätigkeit anzuregen. Bei seinem nächsten Zusammentreffen mit Byron ging er allerdings

mit der Sprache nicht frei heraus, doch ließ er merken, daß es ihn wundern sollte, wenn der Lord während der ganzen Zeit seiner Abwesenheit nichts producirt hätte, als dies Gedicht. Byron erwiderte hierauf, daß er allerdings noch mancherlei Gelegenheitsgedichte verfaßt, und außerdem eine große Menge Stanzen in Spencer's Versmaß geschrieben habe, die sich auf die durchpilgerten Länder bezögen. „Sie sind nicht werth, daß Du Dich damit befassest," fuhr er fort, „aber Du sollst sie alle haben, wenn es Dir Vergnügen macht," und damit übergab er ihm die beiden Gesänge des Childe Harold. Er nahm das Manuscript, nebst einer Menge sonstiger Gedichte aus einem kleinen Reisekoffer, und sagte, es habe bisher erst ein einziger Mensch die Sachen gesehen, und dieser habe daran mehr zu tadeln als zu loben gefunden, was auch ganz in der Ordnung sei, denn er selbst urtheile nicht günstiger darüber. Dallas möge sie mit Muße durchsehen, aber jedenfalls keine Zeit verlieren, die Paraphrase der Horazischen Epistel unter dem Titel: „Horazische Fingerzeige" zu veröffentlichen.

Dallas erkannte sofort den Werth des ihm übergebenen Schatzes. Noch an demselben Abend schrieb er dem Freunde: „Du hast eines der entzückendsten Gedichte gemacht, die ich jemals gelesen. Schriebe ich dies aus Schmeichelei, so verdiente ich Deine Verachtung,

statt Deiner Freundschaft. Ich war von Childe Harold so gefesselt, daß ich es bis zum Schluß nicht aus der Hand legen konnte. Mein Leben will ich verpfänden, daß es Deinen Dichterruhm vermehren, und Dir Ehre und Ansehen bringen wird, wofern Du Vertrauen genug in mich setzest, einige Ausstellungen zu berücksichtigen, die ich daran zu machen habe."

Byron war jedoch so leicht nicht zu überzeugen. Die Verse seien nicht poetisch, sagte er, und ein sehr tüchtiger Kritiker habe das Gedicht bereits verworfen, es seien ja die tadelnden Bemerkungen noch auf dem Rande der Handschrift zu lesen.

Thomas Moore sagt an der Stelle, wo er dieser Verhandlungen in seinen Memoiren erwähnt, daß in der gesammten Literaturgeschichte wohl kaum ein schlagenderes Beispiel für die Unzuverlässigkeit des Urtheils gefunden werden könne, welches Schriftsteller über ihre eigenen Werke fällen. Wenn Swift bemerke, daß es sich mit den Menschengeistern oft ähnlich verhalte, wie mit Grundstücken, daß beide nämlich Goldadern enthalten, ohne daß der Eigenthümer eine Ahnung davon hat, so treffe das bei Byron nicht zu, weil derselbe diese Adern ja bereits entdeckt hatte. Es erkläre sich die auffallende Erscheinung vielmehr so, daß des Dichters Geist während der Abfassung des Childe Harold einen

so mächtigen Aufschwung genommen habe, daß sein urtheilender Verstand, sich langsamer entwickelnd, dem voraus eilenden Fortschreiten der poetischen Anlagen nachzufolgen nicht im Stande gewesen sei. Die Kunst der Selbstbeurtheilung sei noch unreif gewesen, während die Kunst des Schaffens sich bereits zu voller Blüthe entfaltet habe.

Diese Erklärungsweise ist denn doch einigermaßen künstlich, und kann uns nicht vollständig befriedigen. Weit näher der Wahrheit scheint uns dasjenige zu kommen, was Macaulay in seiner berühmten Kritik der Moore'schen Memoiren über denselben Gegenstand sagt, und was sich der Hauptsache nach in Folgendem zusammenfassen läßt: Byron war ein Reformator auf dem Gebiete der Dichtkunst geworden, indem er den bisherigen Geschmack des Publikums vollständig umgewandelt hatte, ohne es selbst zu wissen und zu wollen. Englands Literatur hatte bekanntlich im achtzehnten Jahrhundert eine sogenannte classische Zeit der Dichtkunst, welche an die Namen Addison, Pope und den dahin gehörigen Kreis anknüpft, und welche der classischen französischen Literatur nicht unähnlich ist, nur mit dem Unterschiede, daß die Franzosen weder vorher noch nachher viel Besseres gehabt haben, während die Engländer damals bereits Shakespeare und Milton besaßen, und seitdem

Walter Scott, Byron, Rogers, Clarke, Tennison und noch viele andere ebenso große Dichter die ihrigen nennen.

Das englische classische Wesen war also nur eine vorübergehende Verirrung, in welcher aber Byron theoretisch noch so befangen war, daß er bis an sein Ende die Pope'schen, allerdings geistreichen und witzigen, und in der Form correcten Musterverse, gar zu gern über Milton und Shakespeare gestellt hätte. In der eigenen Ausübung der Dichtkunst dagegen riß sein Genius ihn unwillkürlich auf neue, bisher unentdeckte Bahnen fort. Wohin ihn diese führen würden, wußte er selbst noch nicht, und seine Werke standen eigentlich mit seinem poetischen Gewissen in Widerspruch. Dies mußte denn natürlich eine Unsicherheit in der Selbstbeurtheilung erzeugen, welche gar wohl dahin führen konnte, daß er die Horazischen Fingerzeige, die er nach der alten classischen Art ausgearbeitet hatte, dem Childe Harold vorzog, für den erst das Urtheil des Publikums ihm einen Maßstab geben sollte.

Dieser geistreichen Erklärungsweise einer so auffallenden und merkwürdigen Erscheinung möchten wir noch eine Bemerkung hinzufügen. Die Gaben, welche den Dichter machen, sind unter die Einzelnen in so mannigfaltigen Mischungen und Abstufungen vertheilt, daß

jeder von ihnen gewisse Eigenthümlichkeiten besitzt, welche ihn von allen andern unterscheiden.

Wohllaut der Sprache, Correctheit des Ausdrucks, Genauigkeit der Gedanken, Schwung der Phantasie sind in tausend und tausendfach verschiedenem Maße den einzelnen Dichtern zu Theil geworden, und ebenso verhält es sich mit der Leichtigkeit des Schaffens. Während der Eine nur mit Mühe allmälig seine Gedanken in Worte zu fassen vermag, wirft ein Anderer mit fliegender Eile die Verse auf's Papier.

Von allen Dichtern nun, die uns bekannt geworden, ist Byron derjenige, der am leichtesten und schnellsten producirte. Denken und Dichten war bei ihm fast Eins, und man möchte seine poetische Thätigkeit mit der Wirkung desjenigen electrischen Telegraphen vergleichen, welcher an einem entfernten Orte die Meldung sofort schriftlich wiedergiebt, die ihm an einem andern Orte zugeflüstert worden. Das allein macht es begreiflich, wie er während seines kurzen Lebens und ungeachtet seiner vielfachen, Zeit und Kräfte raubenden Zerstreuungen eine so große Zahl von Meisterwerken liefern konnte, die alle in der Form vollendet, und oft in den schwierigsten Metren durchgeführt sind. Der dreifache und vierfache Reim ist seine Lieblingsform, während Goethe erklärt, daß das Sonett ihm, der vielfachen Reime wegen,

unbequem sei, und daß er dabei leimen müsse, während er doch lieber aus ganzem Holze schneide. Byron's unvergleichliche Gabe, die Ideen und Gefühle des Augenblicks sofort in Gedichte zu verwandeln, hatte bei ihm die Folge, daß er ohne Unterschied Alles, was ihm durch den Kopf ging, als Material für poetische Schöpfungen verbrauchte, und daher kommt es, daß er in dem Buche seines Lebens ein jedes Blatt, ohne eines zu überschlagen, durch irgend eine Dichtung bezeichnet hat, und auf diese Weise in beständigem Strome des Schaffens blieb.

Indem so sein ganzes Leben zu Gedichten ward, sonderte er nicht etwa die großen, erhabenen und ergreifenden Momente aus, sondern er verwandelte ebenso das Alltägliche in Poesie, ja es verwandelte sich unter seiner Hand von selbst, fast ohne sein Zuthun, in Poesie.

Dies ist denn wohl hauptsächlich der Grund, weshalb die Selbstkritik ihm schwerer werden mußte, als vielleicht sonst einem Dichter, und weshalb er bis an's Ende des Urtheils seiner Freunde und der Welt bedurfte, um sich ein eigenes Urtheil über den Werth seiner Schriften bilden zu können. Denn bei seinem glühenden Temperamente wechselten seine Stimmungen von der Höhe der reinsten Begeisterung bis zu den Tiefen der unlautersten Sinnlichkeit, von der ruhigen Reflexion bis zur Ueberstürzung der Leidenschaft, und alle diese Stimmun-

gen verwandelten sich in dem Schmelzofen seiner Feuerseele in Gedichte. Wie sollte er nun in der neuen, entgegengesetzten Stimmung unparteiisch über die vergangene urtheilen? Konnte er in Augenblicken der Erschöpfung und Abspannung, die für ihn oft wiederum eine neue poetische Form annahmen, dasjenige richtig würdigen, was er kurz zuvor im Drange überwältigender Gefühle niedergeschrieben hatte, und mußte nicht andererseits bei jener gehobenen Stimmung ihm das andere alltäglich und nüchtern erscheinen?

Eine solche Unsicherheit des Urtheils mußte nun bei Childe Harold im allerhöchsten Maße eintreten.

Lesen wir die vier Gesänge, zu welchen dieses Gedicht allmälig angewachsen ist, ganz unparteiisch durch, so fällt zuerst der Umstand auf, daß der Anfang etwas ganz anderes erwarten läßt, als was nachher erfüllt wird. Ein Ritter mit seinem Knappen und seinem Pagen besteigt das Schiff, um der Heimath den Rücken zu kehren, in welcher er durch ein ausschweifendes, lasterhaftes Leben sich die Stellung verscherzt hat, welche er seinem Range und seinen Talenten gemäß hätte einnehmen sollen. Die Begleiter schieden voll Wehmuth von ihrem Geburtsort, wo der eine Weib und Kind zurückgelassen hat, die sich nach ihm sehnen, und der andere sich von zärtlich geliebten Aeltern losreißen mußte.

Die Treue zu ihrem Grund- und Lehnsherrn, der, was er auch verbrochen hat, gegen seine Unterthanen gütig und wohlwollend ist, kann allein ihnen Muth und Trost geben. So fahren die drei in die Welt hinein. Natürlich erwartet man zu hören, wie es ihnen erging, welche Abenteuer sie bestanden, in welche Beziehungen sie zu anderen Personen treten und wie sie zuletzt entweder heimkehren oder untergehen, oder in der Fremde eine neue Heimath finden. Mit einem Worte, es wird der Leser auf ein episch-dramatisches Interesse hingewiesen. Das Gedicht erfüllt dies in keiner Weise. Durch viele Länder wird der Leser geführt. Portugal, Spanien, Griechenland, Italien, die Schweiz, der Rhein, Belgien ziehen an uns vorüber vielmehr, als daß wir diese Länder durchzogen.

Naturbeschreibungen und die Eindrücke, welche Land und Leute auf ein verdüstertes Gemüth hervorbringen, bilden den alleinigen Inhalt des Werkes. Die einzelnen Schilderungen sind durch keinen anderen äußeren Faden verbunden, als durch die Land- und Seestraßen, und innerlich haben sie nur den fast durchweg melancholisch-ironischen Gesichtspunkt mit einander gemein, von dem aus sie betrachtet werden. Das ist kein Kunstwerk, kein nach einem gegliederten Plane angelegtes Ganzes; es sind eben Reisebilder, und das

Werk hat, um es mit einem starken Worte zu bezeichnen, den Charakter von Feuilletonartikeln.

Diesem zersplitterten und kaum locker an einander gereihten Stoffe ist nun aber äußerlich die allerstrengste Form gegeben. In neunzeiligen Stanzen, bei welchen der eine Reim ein doppelter, der andere ein dreifacher, und der dritte ein vierfacher ist, bewegt sich die Erzählung. Diese schwierige Form ist mit einer Meisterschaft und mit einer spielenden Leichtigkeit behandelt, welche erkennen läßt, daß der Dichter dieses verwickelten Metrums bedurfte, um das Uebermaß seiner Gefühle, Gedanken und Einfälle nur einigermaßen im Zaume zu halten.

Die einzelnen Beschreibungen sind fast alle von solcher Wahrheit und mit so glänzenden Farben ausgestattet, daß vielleicht keine Literatur etwas aufzuweisen hat, was mit den Schilderungen von Cintra, von Venedig, von dem Ball in Brüssel am Vorabend der Schlacht bei Waterloo, dem Gewitter auf dem Genfer See, und noch vielen anderen verglichen werden kann*).

*) Wir theilen hier den Versuch mit, eine dieser Stellen zu übersetzen, mit Verzichtleistung auf den Reim, an welchem bis jetzt alle Uebertragungen des Childe Harold gescheitert sind:

Der Himmel ändert sich. Ha, welch' ein Wechsel!
Und doch so sanft in seiner Kraft, wie nur
Das Licht des dunklen Mädchenauges strahlt.

Nicht minder hinreißend und erhaben sind die Zornausbrüche über den Vandalismus, mit welchem die Kunst-

---

Von Felsengipfel rollt zu Felsengipfel
Der Donner, nicht aus Einer Wolk' allein,
Nein, jeder Gipfel ruft mit eigner Stimme.
Der Jura giebt aus dunkler Wolkenschicht
Den Jubelruf der Alpen hallend wieder.
Nun ist es Nacht umher. Glorreiche Nacht,
Nicht für den Schlummer senktest du dich nieder.
Laß Theil mich haben an der wilden Lust,
Die du verbreitest; laß von diesem Sturm,
Laß von dir selbst mich einen Theil nur werden.
Wie glänzt der See im Feuerschein! Ein Meer
Von Blitzesgluthen, und die dicken Tropfen
Des Regens fallen tanzend auf die Erde.
Von Bergesgipfeln schallt der Donnerjubel,
Als grüßt' er eines jungen Gottes Ankunft.
Und wo die Rhone durch den Felsenspalt
Sich ihren Weg bahnt, steht das mächtigste
Von den Gewittern still. Nicht eins, nein viele
Unwetter schleudern sich die Donner zu
Von Hand zu Hand. Der ganzen Windesbraut
Gewaltigster wirft zuckend seinen Strahl
Durch jenen Spalt, als wüßt' er, daß Verzweiflung
Allein hier wohnt, dem Untergang geweiht.

Nun rollt der Donner ferner. Die Gewitter
Ziehn grollend ab. Ein Wiederhall der Stimmen,
Die in mir wach sind auch im Schlummer noch.
O, sprecht, ihr Stürme, welches ist eu'r Ziel?
Gleicht ihr den Stürmen in der Menschenbrust,
Die nimmer rasten, oder findet ihr
Gleich Adlern hoch in Wolken euer Nest?

liebhaber griechische Tempel geplündert haben, und eben so unübertroffen bleiben die Bilder der weiblichen Schönheiten und ihrer nationalen Eigenthümlichkeiten.

Alle diese in den melodischsten und dabei mit größter Präcision verfaßten Stanzen uns vorgeführten Bilder sind so hinreißend, daß man sich förmlich zwingen muß, nun auch nach dem Wesen und dem Werthe des Ganzen zu fragen, welches man über den prachtvollen einzelnen Theilen fast vergißt. Und da muß man denn bekennen, daß Childe Harold als Ganzes durchaus nicht befriedigt und nicht etwa blos deshalb, weil das Gedicht unvollendet geblieben ist. Man gewinnt aus diesen Versen kein Resultat, weder für den Verstand, noch für das Gemüth, und die Schwermuth, welche darin eine so große Rolle spielt, ist nicht von der Art, daß wir ihr unsere Theilnahme schenken können. Der Held ist (wie Niebuhr zwar schroff, aber ganz wahr in einem an die Prinzessin Louise von Preußen gerichteten Briefe ausspricht) ein Egoist, der sich bewußt ist, daß er zum wandernden Skelett geworden und nun darauf trotzt, daß die ganze Welt todt sei, wie er, welches nicht wahr ist. Ein solcher Egoist, der, wie Childe Harold, keine Thräne und keine Liebe mehr hat, erregt weder Mitgefühl noch Interesse, sondern Grauen.

Aus solchen inneren und äußeren Gegensätzen ist

das Gedicht nach Form und Inhalt zusammengesetzt, ein verwerfliches Ganzes, welches aus lauter prachtvollen einzelnen Theilen besteht. Da konnte der Dichter denn allerdings in Ungewißheit darüber sein, wie ein solches Produkt von dem Publikum aufgenommen werden würde, dem man dergleichen bisher noch niemals vorgelegt hatte. Für Lord Byron mußte sich überdies der innere Zwiespalt, welcher aus diesen Zweifeln entstand, noch unendlich dadurch vergrößern, daß seine ästhetischen Grundsätze eigentlich das eigene Werk verdammten; denn von den klassischen Mustern, die er so hoch stellte und die anzupreisen er nicht müde ward, wich es vollständig ab, ja es stand mit denselben schnurstracks im Widerspruch.

Das andere Gedicht, welches er als Frucht seiner Reise heimbrachte (die horazischen Fingerzeige), ist an sich ziemlich unbedeutend. Neben einer Umschreibung, fast einer Uebersetzung des Briefes an die Pisonen, enthält es allerlei Abschweifungen über lebende Dichter, über Tagesbegebenheiten und dergleichen. Vieles, wie nicht anders zu erwarten, höchst geistreich, das Ganze aber bleibt immerhin mittelmäßig.

Der Irrthum über den Erfolg, den er sich von diesen Versen versprach, in Verbindung mit seinen Zweifeln über den Werth des Childe Harold hätte, wie Moore

treffend anmerkt, gar leicht die gesammte poetische Zukunft Byron's in Frage stellen können. Die Veröffentlichung des horazischen Briefes vor dem Childe Harold hätte seinen alten Feinden die kräftigsten Waffen gegen ihn in die Hand gegeben. Das Gedicht wäre als untergeordnet im Vergleich mit der früheren Satyre von allen Kritikern verdammt worden, und es ist nicht undenkbar, daß Byron im Aerger über dieses Mißlingen den Harold entweder in's Feuer geworfen hätte, oder wenigstens, daß der Erfolg desselben unvergleichlich geringer gewesen wäre, wenn das Publikum durch das Erscheinen des anderen, kaum mittelmäßigen Werkes sich daran gewöhnt hätte, den Beruf des Lords für die Dichtkunst ernstlich in Zweifel zu ziehen.

Das Verdienst, eine so verhängnißvolle Möglichkeit von dem Dichter abgewendet zu haben, gebührt vor allem seinem Freunde Robert Dallas, welcher nicht müde wurde, die Vorzüge des Harold seinem Verfasser zum Bewußtsein zu bringen. „Ich that, was in meiner Macht stand," sagt er, „um ihm den Werth seines Gedichts klar zu machen, und zuletzt drang ich durch. Aber er schwankte in seinem Urtheile fortwährend hin und her und zu einer festen Ueberzeugung ist er auch nicht früher gekommen, als bis die Welt sich zu seinen Gunsten entschieden hatte. Immer von Neuem

sagte er mir, daß ich ihn in schlimme Händel mit seinen alten Feinden verwickeln werde, und daß die Edinburgher Recensenten sich freuen würden, eine neue Gelegenheit gefunden zu haben, ihn zu demüthigen. Er wollte sodann das Gedicht anonym veröffentlichen, besonders auch deshalb, weil er voraussah, daß man seine Person mit dem Helden desselben identificiren würde, was auch, und zum Theil mit vollem Rechte, in der That geschah. Ich beschwor ihn aber, das mir zu überlassen, da ich mich dafür verbürgen wolle, daß dies Gedicht alle seine Feinde zum Schweigen bringen solle.“

Nachdem Byron nun endlich seine Einwilligung gegeben hatte, entstanden neue Schwierigkeiten wegen des Verlegers. Die horazischen Verse hatte er dem Buchhändler Cawthorn zur Veröffentlichung übergeben, ohne auf dessen Firma besonderes Gewicht zu legen. Er glaubte den Erfolg dieses Gedichts so gesichert, daß ihm auf den Namen des Buchhändlers nicht viel ankam. Für Childe Harold dagegen glaubte er eines Verlegers von Ruf zu bedürfen. Der erste, an den man sich wandte, Herr Miller, lehnte das Anerbieten ab. Sein Gönner, Lord Elgin, war in dem Gedichte arg mitgenommen wegen der Plünderung der alten Tempel, welche ihre Statuen und Reliefs hatten nach England liefern müssen. Diese Weigerung erweckte in dem Dichter von

Neuem das kaum überwundene Mißtrauen gegen den Werth des Gedichtes, und er hätte dasselbe vielleicht noch jetzt unterdrückt, wenn solche unangenehme Erfahrungen ihm wiederholt entgegengetreten wären.

Glücklicherweise wandte man sich aber alsbald an Murray, welcher damals sein Geschäftslokal in Fleet-street hatte und der schon früher den Wunsch geäußert, etwas von Byron drucken zu lassen. Ihm übergab Dallas das Manuscript, und von diesem Augenblicke an schreibt sich die Verbindung her, welche zwischen Byron und Murray bis zu des Dichters Tode bestanden hat, und der wir eine so große Anzahl von interessanten Briefen des Lords an seinen Verleger verdanken. Für Murray ward diese Verbindung eine unerschöpfliche Quelle von Ehre und Reichthum; doch war Byron nicht minder glücklich, indem er an seinem Buchhändler einen treuen, dankbar ergebenen Freund sich erwarb, welcher es sich angelegen sein ließ, mit unermüdlicher Willfährigkeit den Wünschen des Dichters nachzukommen, und die literarischen Angelegenheiten nicht minder, als dessen sonstige Geschäfte zu besorgen, wo er eines aufrichtigen und verständigen Freundes bedurfte; und wenn auch in späteren Jahren zuweilen Reibungen unter ihnen vorkamen, und Byron sich dann nach seiner leidenschaftlichen Art hin und wieder sehr unliebsam gegen seine Freunde über

Murray äußerte, so ließ er sich doch jedesmal bald wieder versöhnen.

Murray erhielt also die Handschrift von Childe Harold und es wurde ihm gestattet, dieselbe einigen verständigen Freunden noch vor dem Abdrucke zu zeigen. So kam der erste Gesang in die Hände Gifford's, welcher, seit er an der Spitze der Redaction der Quarterly Review stand, für den ersten Kritiker Englands galt, und in dieser Beziehung denselben Rang in der Meinung des Publikums behauptete, wie Jeffrey in Schottland. Zwar hatte Byron ausdrücklich gewünscht, daß Gifford die Verse nicht vor der Veröffentlichung sehe, damit es nicht den Anschein gewinne, als liege die Absicht vor, das Urtheil des berühmten Kritikers zu bestechen. Als aber Murray dennoch die Meinung desselben eingeholt hatte, war der Dichter im Grunde nicht sehr erzürnt darüber, obgleich er wegen der Nichtbefolgung seiner ausdrücklichen Willensmeinung den Buchhändler nachher schriftlich zur Rede stellte. Gifford erklärte nun alsbald, daß dies Gedicht nicht nur das beste sei, was Lord Byron bis jetzt geschrieben, sondern daß keiner der Zeitgenossen irgend etwas verfaßt habe, was besser sei. Es sei nur zu bedauern, daß die Fortsetzung noch nicht vorliege.

Durch diesen Ausspruch, welcher dem Dichter so-

gleich hinterbracht wurde, schwanden die Besorgnisse, die er noch immer im Stillen gehegt hatte, fast ganz, und Byron hätte sich nun den Vorarbeiten hingeben können, welche noch nöthig waren, um den Druck zu beginnen, wenn nicht gerade in diesen Tagen ganz unerwartet ihm die Nachricht von der plötzlichen Erkrankung seiner in Newstead Abbey wohnenden Mutter zugekommen wäre. Noch am 23. Juni 1811 hatte er ihr, ohne zu ahnen, daß sie sich übel befinde, seinen Besuch für die nächsten Tage angekündigt, da die Verwicklungen seiner Vermögensangelegenheiten ihn zu einer Reise nach Rochdale nöthigten. In einem Postscript bittet er sie, Newstead als ihr eigenes Haus und ihn selbst lediglich als Gast zu betrachten. Als er zum letzten Male von der Mutter Abschied genommen hatte, war diese von trüben Ahnungen erfüllt gewesen, als sollte sie den Sohn nicht wiedersehen. Als sie nun die Anzeige von seiner bevorstehenden Ankunft erhielt, sagte sie zu ihrer Dienerin: „Wenn ich sterben sollte, bevor Byron ankommt, wie seltsam wäre das!“

Und es geschah so! Sie erkrankte scheinbar leicht, jedoch verschlimmerte sich der Zustand in den letzten Tagen des Juli, und am 1. August starb sie unerwartet schnell in Folge einer gewaltigen Zornaufregung über die eingelaufene Rechnung eines Handwerkers. Wie

ihr ganzes Leben eine Kette von gewaltsamen Aufregungen und Ausbrüchen eines ungezügelten Temperaments gewesen war, so sollte auch das Ende der unglücklichen Frau durch einen Anfall ihrer Heftigkeit herbeigeführt werden.

Daß das Verhältniß zwischen Mutter und Sohn von Anbeginn ein unnatürliches war, ist uns bereits zur Genüge bekannt. Indessen muß man dem Dichter das Zeugniß geben, daß, abgerechnet die Momente, wo sein eigener aufbrausender Charakter oder sein Eigensinn mit der noch gewaltigeren Leidenschaftlichkeit in Collision kam, er sich durchaus pflichtgemäß benahm und namentlich für die Bequemlichkeit und das Wohlbefinden der alten Dame sich besorgt zeigte.

Was er bei der Nachricht von ihrem plötzlichen Tode empfand, ist schwer zu sagen, weil er, seiner Natur gemäß, jedes Zeichen von Gefühl aus falschem Stolze und aus Widerspruchsgeist zu unterdrücken liebte, wie wir das ja damals sahen, als er die Nachricht von der Verheirathung von Marie Anne Chaworth erhielt. So hält sich denn auch sein am Tage nach dem Tode der Mutter an seinen Freund Pigot geschriebener Brief durchaus in den Formen eines kühlen Anstandes. Er mag hier folgen, und ist nur zu bemerken, daß die zweite Hälfte sich darauf bezieht, daß in einer kleinen saty-

rischen Schrift: „die Geißel" er selbst in Gemeinschaft mit seiner Mutter nicht längst vorher öffentlich und zwar auf die abgeschmackteste Weise beschimpft worden war. Der Verfasser hatte nämlich mit Bezug auf die unglücklichen Scheidungs- und Zweikampfsprozesse des fünften Lord Byron und des Capitain Byron behauptet, der Dichter sei eigentlich der illegitime Sohn eines Mörders. Der Brief lautet:

„Newport Pagnell, 2. Aug. 1811.

Lieber Doktor!

Meine arme Mutter ist gestern gestorben! und ich komme von London, um sie in die Familiengruft zu geleiten. Erst gestern erfuhr ich, daß sie krank sei, und heut schon erhielt ich die Todesbotschaft. Ihre letzten Augenblicke waren, Gott sei Dank! ruhig. Man berichtet mir, daß sie wenig gelitten hat und die Gefährlichkeit ihres Zustandes nicht kannte. Ich fühle jetzt, wie wahr der Dichter spricht, wenn er sagt, daß wir nur Eine Mutter haben können. Friede sei mit ihr! — Für Ihre Theilnahme danke ich bestens. Eine Geschäftsreise, die ich in etwa sechs Wochen zu machen habe, führt mich möglicher Weise zu Ihnen. Vielleicht ist es Ihnen nicht unlieb, zu hören, daß im November der Herausgeber der Geißel wegen der Verunglimpfungen vor Gericht stehen wird, die er Mrs. Byron und mir selbst zugefügt hat.

Der Tod meiner Mutter hält das Verfahren nicht auf, und da er schuldig ist, und in meiner Person zugleich das Parlament beleidigt hat, so wird er für seine thörichten und ganz unbegründeten Aeußerungen mit der größten Strenge verfolgt werden. Ich werde den größten Theil dieses Monats in Newstead bleiben, und soll es mich freuen, von Ihnen etwas zu hören" 2c.

Ist nun schon die Ruhe, mit welcher ein Sohn auf der Reise zur Leiche seiner Mutter von Prozessen und Geschäftsangelegenheiten spricht, nicht wohlthuend, so ist die Art und Weise, wie er bei dem Begräbniß selbst jede Aeußerung eines tieferen Gefühles zu unterdrücken oder zu verbergen sich bemühte, fast empörend. Er lehnte es ab, dem Leichenzuge zu folgen, sondern blieb mit dem jungen Rushton allein am Thore der Abtei zurück und sah das Trauergefolge abziehen. Dann befahl er, die Fecht-handschuhe zu bringen, und nahm seine tägliche Morgenübung im Faustkampfe vor und zwar, wie Rushton sagt, mit mehr als gewöhnlicher Heftigkeit. Plötzlich warf er indessen nach einiger Zeit die Hand-schuhe von sich und zog sich in sein Zimmer zurück.

Daß übrigens nicht eine Stumpfheit und Mangel des gewöhnlichsten Menschengefühls, sondern die Sucht, sich absonderlich zu zeigen, die Ursache eines so wider-wärtigen Betragens war, geht überzeugend aus dem

Berichte der Dienerin hervor, welche Mrs. Byron bis zu deren letzten Augenblicken gepflegt hatte. In der Nacht nach der Ankunft des Lords ging dieselbe an der Thür des Zimmers vorüber, wo die Todte lag. Sie glaubte schwere Seufzer in dem Gemache zu vernehmen und, mit einem Lichte eintretend, sah sie zu ihrem Erstaunen, daß Byron allein im Finstern am Bette der Leiche gesessen hatte. Als sie ihm hierüber Vorstellungen machte, brach er in einen Strom von Thränen aus und rief: „Ach, ich hatte nur diese Eine Freundin in der Welt, und sie ist von mir gegangen!“ Und wahrlich, er hatte Ursache, so zu reden, wie er das immer mehr erfahren sollte, je länger er in der Welt lebte. Denn im Grunde ihres Herzens war die Mutter doch von Stolz und Zärtlichkeit für den Sohn erfüllt gewesen, und namentlich seine schriftstellerische Thätigkeit war für sie ein Gegenstand der größten Theilnahme. Wir haben gesehen, wie er bei dem Fehlschlagen seines ersten Versuches, und bei der Kränkung, die er durch Jeffrey's Kritik erfuhr, es vor allen Dingen für nöthig hielt, seine Mutter zu beruhigen, und als nachher sein Ruhm sich zu verbreiten anfing, war sie im Voraus von seiner einstigen Größe überzeugt, und jedes Zeitungsblatt, welches seinen Namen nannte, war und blieb für sie ein Gegenstand des höchsten Interesses. Sie sammelte sorg-

fältig alle solche Blätter und alle Recensionen über die „Mußestunden“ und über die „Englischen Barden“, hatte diese Papiere in Einen Band zusammenbinden lassen, und vielfache Bemerkungen an den Rand geschrieben.

Daß die Anfälle unmäßiger Zärtlichkeit nicht minder häufig eintraten, als die Anfälle von Wuth und Zorn, haben wir gehört, und die Zärtlichkeit einer Mutter vergißt man nicht. Auch Byron hat sie nicht vergessen, sondern nur mit Gewalt sich den Anschein einer Gefühllosigkeit gegeben, welche damals unter der vornehmen englischen Jugend für etwas besonders Männliches und Modisches galt.

Der Tod seiner Mutter sollte aber nicht der einzige Verlust sein, welcher in dieser Zeit ihn betraf. In einer Anmerkung zu Childe Harold sagt er: „In dem kurzen Zeitraume eines Monats sollte ich nicht allein Die verlieren, welche mir das Leben gab, sondern auch die meisten von Denen, welche es mir erträglich gemacht hatten.“

Der junge Wingfield, fast der geliebteste der Mitschüler in Harrow, starb am Fieber in Coimbra, und Matthews, zu dem er stets mit Bewunderung und Verehrung aufgeblickt hatte, ertrank beim Baden in Cambridge. Dieser Verlust wurde von den Genossen auf's Tiefste empfunden. An den durch seine Gabe der Rede und der Unterhaltung den Freunden so werthen Scrope

Davies schreibt Byron: „Ein Fluch hängt über mir und Allen, die mir angehören. Meiner Mutter Leiche liegt in meinem Hause, und einer meiner besten Freunde ist ertrunken. Was kann ich sagen, oder thun oder denken? Noch vorgestern erhielt ich einen Brief von ihm. Liebster Scrope, wenn Du einen Augenblick übrig hast, komm zu mir, ich bedarf eines Freundes. Matthews letzter Brief war am Freitag geschrieben, und Sonnabend lebte er nicht mehr. Wer war ihm gleich an Begabung! Wie verschwanden wir Alle gegen ihn! Du hast wohl recht, wenn Du mir es zutrau'st, daß ich gern mein armseliges Leben hingegeben hätte, um ihn zu retten. Gerade jetzt wollte ich ihn zu mir einladen, wie ich Dich einlade, mein theuerster Freund, mich zu besuchen. Was wird der arme Hobhouse empfinden, dessen Briefe von nichts sprachen als von Matthews! Komm zu mir, ich bin fast in Verzweiflung. — Allein gelassen in der Welt, hatte ich nur Dich und Hobhouse und Matthews. Laß mich der Lebenden wenigstens genießen, so lange ich es noch kann. — —"

Alle diese talentvollen Genossen bildeten damals eine abgeschlossene Gemeinschaft unter einander und waren der Gesellschaft entfremdet, nicht nur durch ihre excentrische Lebensweise, sondern besonders auch, weil sie in religiösen Dingen sich nicht nach den Regeln derjenigen

Frömmigkeit hielten, welche in England zum guten Ton gehört. Alle waren sie mit der Bibel genau bekannt, und Alle strebten nach Wahrheit, wie denn namentlich Byron sein ganzes Leben hindurch, über den Kampf zwischen seinem Verstande und den von Kindheit auf ihm anerzogenen Vorstellungen nicht hinwegkommen konnte. Die christlichen Dogmen und die Forderungen der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ließen ihm keinen Augenblick Ruhe, und bald spöttisch und raisonnirend lehnte er sich gegen dieselben auf, bald suchte er sich zu bereden, daß er ein guter Christ sei. Wir werden dem Ausdruck eines solchen inneren Widerstreites in seinen Werken vielfach begegnen. Es war die Zeit, wo in Deutschland der Rationalismus Geltung hatte. In die englischen Köpfe war er nur in geringem Maße eingedrungen, doch Byron war von ihm erfüllt, und die Trockenheit der Verstandesreligion stand mit seinem ganzen poetischen Wesen in einem Gegensatze, der jene inneren Kämpfe nur noch heftiger machen mußte. — Daß diese Gesellschaft von aufgeweckten jungen Leuten unter solchen Umständen in England in den Ruf der Religionsspötterei und des Atheismus kommen mußte, ist leicht begreiflich, denn jede äußere Abweichung von der hergebrachten Form genügt dort, um verketzert zu werden. Je mehr hiernach die Freunde auf ihren gegensei-

tigen Umgang angewiesen und beschränkt waren, um so leichter ist der tiefe Schmerz begreiflich, den Byron bei dem Verluste derselben empfand, und so war seine Lage während dieses Aufenthalts in Newstead wirklich bedauernswerth.

Wie immer, so liebte er auch damals ganz besonders, sich in Klagen zu ergießen. „Mein ganzes Leben ist verfehlt,“ schreibt er an Dallas, „mein Betragen hat mich mit den Geboten des Anstandes, selbst der Sittlichkeit in Widerspruch gebracht. Meine Vermögensumstände sind verwickelt, meine Freunde todt oder mir entfremdet, und mein ganzes Dasein leer und öde. Aus meinen langen Briefen kannst Du schon schließen, wie einsam ich bin.“ —

Die Veröffentlichung von Childe Harold erfuhr inzwischen eine Verzögerung. Der Verleger Murray war genöthigt einen Ausflug in Geschäften zu machen, und so, sagte Byron, muß Harold's Reise warten, bis Murray's Reise beendet ist. Inzwischen sandte er stets neue Aenderungen einzelner Verse des Gedichtes an den Drucker, und fast alle sind in überraschender Weise wirkliche Verbesserungen. Schwierigkeiten machte hiebei besonders der Widerwille des Dichters, einige freigeistische Stellen zu opfern, gegen welche Dallas sowohl als der Verleger auf's Aeußerste protestirten, weil sie bei dem

orthodoxen Sinne der Engländer fürchteten, der Erfolg des Gedichtes könnte an diesen Versen scheitern.

Namentlich erregte die Fassung der neunten Strophe des zweiten Gesanges, in welcher der Dichter in der Handschrift seine Zweifel gegen die Unsterblichkeit der Seele ausgesprochen hatte, großen Anstoß bei den Freunden. Dieselben drangen auch zuletzt mit ihren Bitten und Vorstellungen in so weit durch, daß Byron die jetzt in das Gedicht aufgenommenen Verse verfaßte, in welchen jene Zweifel in die Form einer wehmüthigen Sehnsucht nach dem Wiedersehen mit den abgeschiedenen Freunden umgewandelt sind. Während auf diese Weise das Werk, welches ihn berühmt machen sollte, seiner Vollendung immer näher rückte, traten zwei andere für ihn erfreuliche Ereignisse ein, welche ihn seiner trübseligen Einsamkeit entreißen, und der Welt näher bringen sollten. Seine Bekanntschaft mit Thomas Moore nämlich, welcher sein treuester Freund durch's Leben blieb, und seine erste Parlamentsrede, welche die Kluft, die ihn bisher von seinen Standesgenossen getrennt hatte, um vieles verringerte. Von beiden müssen wir etwas näher reden.

Thomas Moore war in der Satyre Byron's nicht nur als Dichter heftig angegriffen worden, sondern eine Anmerkung erwähnte einer Duellgeschichte, in welcher

derselbe eine lächerliche Rolle gespielt haben sollte. Dies war aber Verleumdung, Moore hatte öffentlich den wahren Hergang der Sache erzählt, und mußte voraussetzen, daß Byron von dieser Erklärung Kenntniß gehabt, und ihn also einer Lüge habe zeihen wollen. Da die erste Ausgabe der Satyre anonym erschienen war, glaubte Moore die Sache auf sich beruhen lassen zu dürfen, als aber die zweite mit Lord Byron's Namen gedruckte Ausgabe dieselbe boshafte Anmerkung enthielt, schrieb Moore am 1. Januar 1810 an den jungen Dichter einen Brief, welcher die Aufforderung zum Widerruf der Beleidigung enthielt, und ziemlich deutlich ein Duell in Aussicht stellte. Dieser an Hodgson zur Bestellung übergebene Brief konnte aber nicht an seine Adresse gelangen, weil Byron unmittelbar nach Veröffentlichung jener zweiten Ausgabe die Reise in die Levante angetreten hatte. Bis zu seiner Rückkehr waren nun anderthalb Jahre verflossen, und die erste Hitze der Empfindlichkeit hatte Zeit gehabt zu verrauchen. Auch war Thomas Moore inzwischen Gatte und Vater geworden, und sah natürlich einen Zweikampf auf Leben und Tod jetzt mit ganz anderen Augen an. Da aber die Sache doch auf irgend eine Art erledigt werden mußte, so schrieb er noch einmal an Byron, wiederholte den sachlichen Inhalt des ersten Briefes, von dem er voraus-

setzen mußte, daß der Dichter ihn nicht empfangen habe, und fügte dann hinzu, daß, wenn auch die Umstände ihm jetzt nicht mehr gestatteten, auf dem gewöhnlichen Wege die Sache weiter zu verfolgen, die Kränkung dessenungeachtet fortbestehe, und er ihm überlasse, eine geeignete Ausgleichung zu finden.

Byron wußte von einem an ihn vor seiner Abreise gerichteten Briefe Thomas Moore's nicht das geringste, und bei näherer Nachforschung ergab sich, daß sich das Schreiben noch uneröffnet in Hodgson's Händen befand. Die Unterhandlungen wurden beiderseits mit großer Vorsicht geführt, Moore erklärte sich zufriedengestellt, und deutete darauf hin, daß ein näherer Verkehr mit dem jungen Lord ihm erwünscht sein würde. Diesen letzteren Punkt überging Byron in seinem Antwortschreiben, der irische Dichter war dadurch auf's Neue gekränkt und bat mit einigen kalten Worten um Entschuldigung, daß er von der Hauptsache des Streites abgewichen sei, und seinen persönlichen Gefühlen zu lebhaften Ausdruck gegeben habe. Hierauf antwortete denn Byron mit folgenden herzlichen Zeilen: „Sir, Sie müssen entschuldigen, wenn ich Sie in dieser fatalen Angelegenheit noch einmal belästige. Es würde mir, und wie ich glaube auch Ihnen, zur Genugthuung gereichen, wenn der in Hodgson's Händen befindliche, noch uneröffnete Brief

in statu quo dem Aussteller zurückgegeben würde, besonders da die Art, wie ich über den Nichtempfang desselben mich äußerte, Ihnen nicht vollständig zu genügen schien.

Noch ein Paar Worte, und ich will Sie dann ferner nicht behelligen. Der Theil Ihres Schreibens, welcher einen näheren Verkehr zwischen uns in Aussicht stellte, gereichte mir, und gereicht mir noch jetzt zu großer Freude. Wenn ich zuerst nicht so darauf einzugehen schien, wie ich vielleicht gesollt hätte, so möge die eigenthümliche Lage, in der ich mich befand, meine Entschuldigung sein. Jetzt nun erklären Sie sich zufriedengestellt, und wir sind so weit einig. Haben Sie also noch jetzt den Wunsch, mir die mir zugedachte Ehre zu erzeigen, so wird es mich glücklich machen, mit Ihnen zusammenzukommen, wann, wo, und wie es Ihnen am liebsten ist, und ich hoffe, Sie werden keinem unwürdigen Beweggrunde meinerseits es zuschreiben, wenn ich dies gegen Sie ausspreche. Ich habe die Ehre ꝛc." —

Der Dichter Rogers übernahm es nunmehr, die beiden neuen Bekannten, und zwar in seinem Hause zu vereinigen. Ein Tag wurde verabredet, und da sich an demselben auch zufällig der berühmte Campbell bei Rogers einfand, so war er der vierte von der Gesellschaft, und es mögen wohl niemals vier größere und berühm-

tere Dichter um denselben Tisch gesessen haben, als Byron, Moore, Rogers und Campbell. —

Byron war glücklich darüber, nun endlich von den Männern, die er bisher von fern bewundert hatte, als ihres Gleichen behandelt zu werden. Thomas Moore kann nicht Worte finden, um den Eindruck zu schildern, den der junge Lord an jenem Tage auf ihn machte. Der Adel seiner ganzen Erscheinung, sein schönes Antlitz, und der anmuthige Klang seiner Stimme bezauberte die Genossen, und die tiefe Trauerkleidung, welche er seiner verstorbenen Mutter wegen trug, erhöhte noch das Interesse an seinen bleichen, ausdrucksvollen Zügen, welche die aufkeimenden Gedanken und Empfindungen mit größter Lebhaftigkeit stets im Voraus zu verkünden und abzuspiegeln schienen. Leider war der Wirth mit der eigenthümlichen Abmagerungsdiät, welche Byron sich damals auferlegt hatte, nicht bekannt gewesen, was die Folge hatte, daß derselbe von dem reichen Mahle fast nichts genießen konnte, und Gemüse, und Wasser mit Essig war das Einzige, was er zu sich nahm.

Von diesem Tage an sind Moore, Rogers und Byron Freunde für das ganze Leben geblieben.

Am 27. Februar, wenige Tage vor dem endlichen Erscheinen des Childe Harold hielt Byron seine Jungfernrede im Oberhaus. Veranlassung dazu gaben Un-

ruhen in seiner Heimath, in Nottinghamshire, wo die Handarbeiter sich zu einem Sturm gegen die neuerfundenen Maschinen hatten aufreizen lassen. Da sich Lord Holland, der in den Englischen Barden arg angegriffen worden war, im Besitz vieler Dokumente befand, welche der neue Redner einzusehen wünschte, so wurde abermals Rogers als Vermittler gewählt, um eine Aussöhnung herbeizuführen. Dieser, als reicher angesehener Mann und berühmter Dichter, war hierzu die passendste Persönlichkeit, und er entledigte sich auch dieses Auftrages zur Zufriedenheit beider Theile.

Mit Hilfe der ihm mitgetheilten Materialien bereitete sich nun Byron auf seine Rede vor, und arbeitete dieselbe schriftlich vollständig aus. Dies Concept ist in Dallas „Erinnerungen" vollständig abgedruckt, und man erhält bei dem Lesen desselben durchweg den Eindruck, daß ein junger lebhafter Mann von bedeutenden Anlagen seinen Gegenstand in einer Art und Weise behandelt, welche darauf berechnet ist, nicht nur der Sache, die er verfechten will, zu dienen, sondern auch die Talente des Sprechenden in's beste Licht zu setzen. Die Frage, um welche es sich dreht, ist die damals noch ziemlich neue, von dem Verhältniß zwischen Maschinen und Handarbeit, und Byron behandelt dieselbe mit mehr Witz, Satyre und Ironie, als mit eingehender Gründ-

lichkeit. Er stellt sich auf die Seite der Arbeiter, denen er eigentlich das Recht vindiziren will, die Maschine, welche ihre Arbeit unnütz macht, nicht zu dulden, ein Standpunkt, den die Wissenschaft der Staatswirthschaft seitdem als einen irrigen nachgewiesen hat, und welcher kein anderer ist, als derjenige, den die Lohnkutscher gegenüber den neuentstehenden Eisenbahnen einnehmen, und von dem aus die Bürger von Breslau vor hundert Jahren gegen den Magistrat rebellirten, weil derselbe Straßenbeleuchtung einführen wollte. War auf diese Weise der Grundgedanke seiner Rede ein irriger, so konnte die geistreiche Form, in welcher derselbe durchgeführt wurde, dennoch die Hoffnung erwecken, daß der Dichter sich auch im Parlamente einst hervorthun werde. Auch ward die Rede im Ganzen wohl aufgenommen. Viele der Pairs drängten sich an ihn heran, um ihm zu seinem ersten Erfolge Glück zu wünschen, und als er zu Dallas, der ihn im Vorsaale erwartet hatte, zurückkehrte, war er strahlend von Freude über seinen Erfolg. „Er kam auf mich zu," so berichtet Dallas, „und streckte mir herzlich die Hand entgegen. Da ich in der rechten Hand einen Regenschirm trug, mußte ich ihm die Linke reichen. Er aber rief aus: Was, die linke Hand einem Freunde bei solcher Gelegenheit! Ich gab ihm darauf die Rechte, die er mit großer Wärme schüttelte.

Er war sehr aufgeregt, wiederholte einige der Complimente, die man ihm gemacht hatte, und nannte die Namen verschiedener Pairs, die sich ihm hatten vorstellen lassen; und endlich meinte er, seine Rede werde eine ganz gute Empfehlung für den nächstens erscheinenden Childe Harold abgeben."

Wie groß sein eigenes Entzücken über den errungenen parlamentarischen Erfolg war, beweist folgender Brief an Hodgson vom 5. März: „— — — einen genauen Abdruck meiner Rede wirst Du in den officiellen Parlamentsregistern finden, sobald sie erscheinen. Die Lords Holland und Grenville ertheilten mir in ihren Reden das größte Lob, wie Du aus den Zeitungen ersehen haben wirst. Die Lords Eldon und Harrowby hatten die Entgegnung übernommen. Selbst mehrere der Minister, ja ja Minister, haben mir theils persönlich, theils durch Dritte die schmeichelhaftesten Dinge zu hören gegeben, und ebenso auch Oppositionsmitglieder. Von den letzteren erwähne ich nur Sir Francis Burdett, welcher wahrscheinlich durch die Theilnahme an der von mir verfochtenen Sache dazu bewogen wurde. Lord Holland sagte mir: Bei gehöriger Ausdauer werde ich alle Andern übertreffen, und Lord Grenville meinte sogar, daß einige meiner Wendungen an Burke erinnerten. Soviel von Eitelkeiten!

„Ich habe mit der bescheidensten Unverschämtheit sehr starke Sachen gesagt, alle Welt geschmäht, und den Kanzler in sehr üble Laune versetzt, im Ganzen hat aber, wenn ich glauben darf, was man mir sagt, dieser erste Versuch meinem Ruhme nicht geschadet. Was meinen Vortrag betrifft, so war er laut und fließend genug, vielleicht etwas theatralisch.“ In dem letzten Punkte beurtheilt er sich richtig, obgleich noch milder, als seine Freunde, denn selbst Dallas giebt zu, daß der Vortrag der Rede an einen Schulknaben erinnert habe, der eine Examendeclamation vorträgt.

Zwei Tage, nachdem Byron seine Rede im Hause der Lords gehalten hatte, wurde Childe Harold ausgegeben, und drei Tage darauf war bereits die ganze Auflage verkauft.

Die Wandlung, die ein solcher Erfolg in dem ganzen Leben des Dichters hervorbrachte, läßt sich nicht besser veranschaulichen, als durch seine eigenen Worte:

„Ich erwachte eines Morgens, und war ein berühmter Mann.“ Ja, nicht allein berühmt, sondern was für die augenblickliche Wirkung in England, und namentlich in London noch mehr sagen will: Er war plötzlich Mode geworden.

Die Mode, fashion, ist eigentlich die erste Königin von England. Sie schwingt mit unumschränkter Ge-

walt ihr Scepter, unbeirrt von Verfassung und Parlament, und regiert in den Kreisen, welche man „die Gesellschaft“ nennt, mit eben so absoluter Macht, wie das Ober- und Unterhaus die Staatsangelegenheiten beherrscht. Von den drei Gewalten, vor denen die Engländer sich beugen, Geburt, Reichthum und Mode, ist die Mode die stärkste, wenn auch ihre Kraft keine dauernde ist, sondern nur zeitweise ihre Lieblinge zu erheben vermag, um sie dann eben so schnell wieder sinken zu lassen. In der Londoner Welt, und zwei Millionen Menschen in Einer Stadt kann man wohl eine kleine Welt nennen, sind immer gewisse Personen in der Mode. Weshalb und aus welcher Veranlassung, gilt gleich viel „und es ist einerlei,“ sagt Walter Scott sehr humoristisch, „ob wegen Versemachen, oder wegen einer besonderen Art Gurken zu schälen, oder weil man zwei Fuß größer oder zwei Fuß kleiner ist, als sonstige Menschen, oder weil man Komödie spielt, wenn man noch auf der Schulbank sitzen sollte, oder in die Schule geht, wenn man sich lieber auf sein Grab vorzubereiten hätte, das ist Alles gleich. Wir sind nun einmal Mode geworden, und das ist ein Zauberstab, vor dem sich jedes Thor aufthut, so lange bis man findet, Du seist doch eigentlich nunmehr langweilig geworden, wo man Dich alsdann bei Seite wirft, und gegen ein neues Spielwerk aus-

tauscht.“ Die englische Gesellschaft leidet sehr an langer Weile, und ist deshalb um jeden neuen Zeitvertreib eifrig bemüht, und da die Kreise, welche den Löwen des Tages bei sich zu sehen wünschen, so zahlreich sind, daß das Wunderthier unmöglich allen Anforderungen derselben genügen kann, so erzeugt das einen fast leidenschaftlichen Wettstreit, und unter uns Deutschen können Diejenigen sich eine ziemlich deutliche Vorstellung dieses Treibens machen, welche Augenzeugen der lächerlichen Begeisterung gewesen sind, die sich in Berlin bei der ersten Anwesenheit von Franz Liszt daselbst kundgab, wo denn die Damen sich namentlich in allerlei Extravaganzen überboten.

Zu einem solchen Gott der Mode fand der bisher fast ganz vereinsamte Lord Byron sich plötzlich erhoben, und zugleich sprach die allgemeine Stimme der Kenner und der Laien sich dahin aus, daß seine Gedichte die Werke aller Zeitgenossen hinter sich zurücklassen. So war denn mit einem Zauberschlage Alles in seiner Person vereinigt, was die Menschen für begehrenswerth halten: Schönheit, Jugend, hoher Rang, angehende Bedeutsamkeit im höchsten Rathe des Staates, Dichterruhm, und schließlich dasjenige eigenthümliche englische Moment, was sich vollständig eben nur durch den Ausdruck fashion bezeichnen läßt.

Auch mußten alle diese Momente sich vereinigen, um das unerhörte Aufsehen zu erklären, welches das Erscheinen der ersten beiden Gesänge des Childe Harold in der englischen Welt erregte. Es war das erste Mal, daß ein Dichter nicht sowohl sein Werk, als sich selbst mit seiner ganzen Persönlichkeit, seinem Denken und Empfinden dem Publikum vollständig hingab, und jeden Leser in die Tiefen seines innersten Herzens blicken ließ. Waren die dargebotenen Enthüllungen nun wie hier, von träumerisch melancholischer, und doch zu gleicher Zeit von glühend leidenschaftlicher Art, wurden namentlich die Damen mit einer Gluth gefeiert, wie es bisher nie geschehen war, so ist nicht zu verwundern, daß der junge liebenswürdige Pair sich in jedem seiner englischen Leser einen persönlichen Freund und Verehrer erwarb.

Diese Wirkung war so unwiderstehlich, daß selbst viele der Personen, welche er in der Satyre auf's empfindlichste beleidigt hatte, ihren Groll vergaßen, und mit ihren Huldigungen sich ihm entgegendrängten. Die Edinburgher Revüe führte im Lobe und Preise des neuen Werkes den Reigen. „Wenn die schönste Dichtung," sagt Jeffrey, derselbe, welcher den ganzen Streit um die Satyre veranlaßt hatte, „diejenige ist, welche bei dem Leser den tiefsten Eindruck zurückläßt, so nimmt Lord Byron unstreitig den Rang vor allen Zeitgenossen ein.

Seine Worte athmen, seine Gedanken glühen, und das gilt nicht etwa blos von einzelnen hervorragenden Stellen, sondern es bezeichnet den Charakter des ganzen Werkes." In diesen Ton, nur in noch weit überschwenglicheren Ausdrücken stimmten die andern Organe der Kritik mit ein. Die Dichter und Gelehrten, die Großen und die Vornehmen, vor Allem aber die Damen blieben in ihren dargebrachten Huldigungen nicht zurück. Die Karossen des Adels drängten einander an der Thür des jungen Lords. Zuschriften, mit und ohne Namen, von schöner Hand verfaßt, häuften sich auf des Dichters Schreibtisch. Einladungen in die exclusivsten Gesellschaften folgten auf Einladungen, und wo der gefeierte Dichter sich zeigte, diente seine interessante Erscheinung nur noch dazu, den Eindruck seines Gedichtes zu erhöhen. Dallas, der den Lord in diesen Tagen besuchte, giebt über die Art, wie er ihn antraf, folgenden Bericht: „Im Auftrage Murray's, welcher sogleich eine zweite Ausgabe veranstalten wollte, begab ich mich in Byron's Wohnung in St. Jamesstreet. Ich fand ihn an seinem Schreibtisch, der mit Briefen von Kritikern, Dichtern, Schriftstellern und Leuten aus allen Klassen beladen war. Jeder überbot den Andern in überschwenglichen Lobeserhebungen. Er gab mir einige zu lesen, indem er sagte: „Ich sollte solche Komplimente eigentlich nicht

zeigen, aber vor Ihnen habe ich kein Geheimniß." Unter diesen bewundernden Zuschriften fand ich zu meinem Erstaunen auch ein Gedicht von demselben Fitzgerald, den Byron gleich in der ersten Zeile seiner Satyre auf so verächtliche Weise behandelt hatte. Es wäre unmöglich, sagt er, gegen den Dichter des Childe Harold auch nur eine Spur von dem Groll noch festzuhalten, den die „Englischen Barden" veranlaßt hatten.

„Ein Brief Lord Holland's stellt ihn mit Walter Scott auf gleiche Stufe. Aber von mir selbst zu reden, so erwähnte ich des raschen Verkaufs, und der beabsichtigten neuen Ausgabe, und fuhr dann fort: „Allein wie kann ich an die Vortheile denken, die dieser schnelle Absatz gewähren muß, ohne —" „Ohne was?" unterbrach er mich. „Die großen Summen," sagte ich, „die das Werk einbringen muß —".

„Er ließ mich nicht ausreden, sondern sagte: „Es soll mir lieb sein, wenn es doppelt und dreifach soviel einbringt, aber redet nicht von Geld! Niemals werde ich Geld für meine Schriften nehmen." Ich wollte noch Einwendungen machen, aber er hielt mir die Hand entgegen, schüttelte die meine herzlich, und wandte das Gespräch auf andere Dinge."

Murray kaufte den Verlag des Gedichtes für 600 Ls., welche Dallas empfing. Daß ein Pair von

England für seine Schriften kein Honorar nimmt, erscheint einem Engländer ebensowenig zu verwundern, wie wir uns wundern, daß König Ludwig von Baiern für seine Gedichte sich nicht bezahlen ließ. Daß aber Byron in so beschränkten Vermögensverhältnissen sich befand, daß er seiner Ehre ein erhebliches Opfer bringen mußte, wenn er Summen ausschlug, deren er sehr wohl bedurfte, das war nur eine Folge von einem der vielen Widersprüche, aus denen sein ganzes Wesen nach seinen innern und äußern Verhältnissen zusammengesetzt war. Uebrigens konnte und durfte er sich jetzt um so weniger von einem Buchhändler bezahlen lassen, als er ja kurz vorher in seiner Satyre auf die Honorare Walter Scott's so höhnisch hingewiesen hatte.

Als eine erfreuliche Folge des Erscheinens von Childe Harold ist zu erwähnen, daß Byron in dem Buche eine äußere Form fand, sich seiner Stiefschwester Auguste zu nähern, deren Theilnahme für ihn er bisher nicht genug gewürdigt hatte. Er schrieb auf das erste Blatt eines Exemplares, welches er ihr übersandte, folgende Worte:

„An Auguste, meine theuere Schwester, und meine beste Freundin, die mich immer weit mehr geliebt hat, als ich es verdiente, sendet dies Buch der Sohn ihres

Vaters, und ihr aufrichtig ergebener Bruder. D. 12. März 1812. B."

Blicken wir hier einen Augenblick auf die Entwickelung des jungen Dichters zurück, so sehen wir, wie der Schulknabe und angehende Student mit einem Bändchen von Gedichten vor die Oeffentlichkeit tritt, welche allerdings einiges Talent verrathen, aber das Maß dessen, was ein begabter, wohlunterrichteter Jüngling zu leisten vermag, nicht übersteigen. Eine lieblose höhnische Kritik reizt ihn zu der äußersten Wuth.

In ungemessener Weise geißelt er nun in einer Satyre alle lebenden Berühmtheiten, und erklärt sie alle, bis auf wenige bevorzugte Persönlichkeiten, für mittelmäßige Köpfe, von denen man nach einigen Jahren nicht mehr reden werde.

Man steht zweifelhaft da, ob man das Genie des Dichters, oder das Selbstvertrauen des kaum zwanzigjährigen Jünglings mehr bewundern soll, der im Gefühle seiner Kraft der ganzen Literatur seines Vaterlandes den Handschuh hinzuwerfen wagte, bevor er selbst etwas geleistet hatte, und der das Pfand des Kampfes dann auf so glänzende Weise mit spielender Leichtigkeit einlöste.

—

Neuntes Kapitel.

Leben in London. Der Giaour und die Braut von Abydos. Der Corsar. Lara.

Lord Byron war gegen die geselligen Vortheile, welche der schnell erworbene Ruhm ihm brachte, so wenig gleichgültig, wie gegen die Lobsprüche, die er allseitig in reichstem Maße erntete, und es war für die Entfaltung seines Talents nur ein Glück zu nennen, daß seine unruhige und launische Natur nicht dazu gemacht war, sich an das Klima der Salons zu gewöhnen, und sich auf die Dauer in diesem gesellschaftlichen Treiben wohlzufühlen. Schon hatte er, wie wir sahen, dem Zureden seiner Freunde die stärksten Ausdrücke des Skeptizismus geopfert, welche die ursprüngliche Handschrift des Childe Harold enthielt, und es ist ein nicht zu übersehender Umstand, daß die Erzählungen, welche er nachher während seines Londoner Aufenthaltes, und unter der Herrschaft der ihm so plötzlich gewordenen Volksbeliebtheit veröffentlichte, durchaus keine von den Angriffen gegen die hergebrachten Sitten und Meinungen enthalten, welche die äußerlich so prüde, und, damals wenigstens, doch innerlich so verderbte große englische Welt für unverletzbar erklärte.

Im Anfang lag die Befürchtung nicht fern, ihn sogar zu einem Hofmanne werden zu sehen, denn bei aller Geringschätzung, mit der er sich unter seinen Genossen über den Prinz-Regenten auszulassen liebte, fühlte er sich dennoch nicht wenig dadurch geschmeichelt, daß dieser Herr von ihm angelegentlichst Notiz nahm. Als er einst, so berichtet Dallas, in einer der großen Assembleen bei einem der Pairs ziemlich frühe sich eingefunden hatte, waren noch wenige Personen außer ihm anwesend. Da erschien der Regent, und sandte alsbald einen der Herren seines Gefolges an ihn ab, um sich den Dichter vorstellen zu lassen. Er sagte demselben die schmeichelhaftesten Dinge, und lud ihn so dringend ein, am Hofe zu erscheinen, daß Byron vollständig bezaubert war.

Durch eine zufällige Vertagung der Audienz wurde übrigens die Präsentation bei Hofe vereitelt, zu welcher Byron an dem ursprünglich bestimmten Tage sich bereits vollständig in Hofkleidung geworfen hatte, und, den Degen an der Seite, mit gepudertem Haar bereit stand.

Er ist denn auch niemals am englischen Hofe erschienen, ja er selbst machte durch acht Zeilen, welche er um diese Zeit (März 1812) niederschrieb, jede fernere Annäherung zwischen ihm und dem Regenten unmöglich. Es war gerade die Bildung eines neuen Cabinets in Frage, und die Whigs hofften an's Ruder zu kommen.

Diese Partei wurde von der Prinzessin Charlotte von Wales, Georgs IV. einziger Tochter, der nachher so früh verstorbenen Gemahlin des jetzigen Königs der Belgier, lebhaft begünstigt, und man erzählte sich, daß die Prinzessin geweint habe, als das Zustandekommen des neuen Ministeriums sich zerschlug. Die an sich unbedeutenden Verse trösten die weinende Königstochter mit dem Gedanken, daß die reinen Tropfen ihres Auges des Vaters Schmach und des Reiches Verfall auslöschen sollen, und daß für jede Zähre, die sie vergossen, einst das Lächeln eines beglückten Volkes ihr lohnen werde. Das Epigramm wurde unter den Freunden umhergezeigt, und kam dem Regenten vor Augen, der natürlich von da an die Lust verlor, den undankbaren Poeten zu sehen, wie denn auch Byron, nachdem die Brücken zwischen ihm und dem Hofe vollständig abgebrochen waren, sich in ungemessener Weise in Spöttereien über die Person Georgs zu ergießen liebte.

Jene Unterredung indessen, welche er in so freundlicher Weise noch kurz zuvor mit dem Regenten gehabt hatte, sollte eine weitere, für das Leben des Dichters wichtige Folge haben, indem sie der Anlaß wurde, mit Walter Scott, den er in der Satyre so heftig und ungerechter Weise angegriffen hatte, in nähere Beziehung zu treten. Zu stolz, um geradezu mit einer Bitte um

Verzeihung sich an den Beleidigten zu wenden, der damals einfach Herr Scott und noch nicht einmal Baronet war, bediente er sich Murray's Vermittelung. Durch diesen ließ er dem Dichter der Jungfrau vom See zu wissen thun, daß der Prinz-Regent in seiner Unterredung mit ihm sich äußerst vortheilhaft über Scott geäußert hatte, und dessen Neugierde wurde dadurch so sehr rege gemacht, daß ein Brief an Byron die Folge davon war, den der letztere auf's Herzlichste erwiederte. Beide Schreiben sind in die Biographie Walter Scott's mit aufgenommen, und ist auch daselbst erzählt, daß beide Dichter seitdem durch aufrichtige Freundschaft verbunden blieben, und bis an Byron's Ende nicht aufhörten, von Zeit zu Zeit Briefe und Geschenke auszutauschen.

Während so von allen Seiten das Wünschenswertheste zusammentraf, um das Leben des gefeierten jungen Dichters auf's Schönste und Anmuthigste zu gestalten, war leider die Ungebundenheit seiner Leidenschaften so groß, daß er sich selbst um alle die Vortheile brachte, die er aus seiner Lage hätte ziehen können.

Die nächste Gefahr erwuchs ihm aus dem Enthusiasmus der Damenwelt, die sich mit ihren Schmeicheleien in offenen und anonymen Zuschriften an ihn wandte, um seine Aufmerksamkeit zu erregen. Nun kann man sich vorstellen, daß es nicht gerade die besten und sittlichsten

Frauen waren, welche ihre Verehrung so offen zur Schau trugen, auch wußte er dies sehr wohl, aber leider war seine Eitelkeit und seine Bestimmbarkeit in dieser Richtung so groß, daß er fast keiner der Nachstellungen sich zu entziehen vermochte, so unzart und unweiblich sie auch angelegt waren. Dallas wurde Zeuge davon, wie eine vornehme Dame als Page verkleidet bei dem Dichter eindrang, um einen von ihr selbst geschriebenen Brief zu überreichen. Das Verhältniß, welches sich hieraus entspann, wurde bald öffentliches Geheimniß, und nach englischer Art in den Zeitungen besprochen, was denn mit vollem Rechte zu den allerübelsten Nachreden Anlaß gab. Eine andere verheirathete Dame machte in einer großen Gesellschaft einen Selbstmordversuch, weil sie sich von ihm vernachlässigt sah, und solche und ähnliche Scenen wiederholten sich fortwährend. Byron hat später zu Lady Blessington gesagt: „Wenn ich alle Briefe und Portraits, die mir damals von jungen und alten, schönen und häßlichen Damen zugeschickt wurden, hätte einbinden lassen, so hätte das ein dickes Buch gegeben.“ Die Männerwelt beging in ausschweifenden Zeichen der Bewunderung des Dichters fast ebenso große Thorheiten. Man umdrängte ihn, wo er sich sehen ließ, auf solche Art, daß er es vermied, sich am Tage auf der Straße zu zeigen, um so mehr, als er glaubte, daß sein lahmer

Fuß ihn den Fremden kenntlich machte. Es wurde Mode, sein Halstuch à la Byron zu knüpfen, man gewöhnte sich gewisse melancholisch sein sollende Stellungen an, die man für interessant hielt, weil sie dem schwärmerisch melancholischen Charakter von Childe Harold entsprachen, man affectirte eine Verachtung der Welt und Uebersättigung an ihren Freuden, kurz man beging alle ersinnlichen Thorheiten, und that das Mögliche, um den Gegenstand solcher Huldigungen selbst zum Thoren zu machen. Die Jugend abstrahirte sich, wie Macaulay sagt, aus Byron's Werken den Wahlspruch: Hasse Deinen Nächsten, und liebe seine Frau!

Nun war aber kaum eine Persönlichkeit weniger im Stande, diesen Versuchungen zu widerstehen, als gerade Byron. Die Willenskraft und der Grad von Selbstbeherrschung, welcher dazu gehört, um von Schmeicheleien sich nicht bethören zu lassen, fehlten ihm durchaus, und er gab sich denselben mit fast kindischer Naivetät hin, und wurde dadurch in Verbindungen namentlich mit den Frauen verwickelt, welche ihm keineswegs zur Ehre gereichten.

Wir haben bereits gesehen, wie schwatzhaft er von Natur war, und wie das Herz ihm stets auf der Zunge saß. So machte er selbst die Verirrungen bekannt, zu denen er verlockt wurde, und theils mit seinen Siegen

sich brüstend, theils in Augenblicken der Niedergeschlagenheit und Abspannung sich selbst anklagend, bereitete er sich muthwillig einen noch weit schlechteren Ruf, als er in Wirklichkeit verdiente.

Auf die einzelnen Verbindungen näher einzugehen, welche hier angedeutet wurden, ist glücklicherweise nicht unsere Sache. Dieselben waren sämmtlich höchst äußerlicher Natur, und drangen niemals tiefer in seine Seele, als daß sie allenfalls ein gelegentliches Gedicht zum Lobe der gerade siegreichen Schönen veranlaßt hätten. Aber die Gesammtwirkung aller dieser schädlichen Einflüsse war bald so merklich, daß die Freunde und Bekannten mit Bekümmerniß die Veränderung in seinem Wesen wahrnahmen.

Er nahm oft ein hochmüthiges Wesen an, welches die Freunde verletzte, so daß gar manche, und gerade die besseren, sich von ihm zurückzogen. Wenn dagegen einer derselben ihm offen entgegentrat, und ihn seines Verhaltens wegen tadelte, dann ließ seine angeborne Gutmüthigkeit ihm nicht eher Ruhe, als bis er denselben versöhnt hatte.

So schreibt er am 20. April 1812 an William Bankes: „Mein lieber Bankes, die Rede, die Du mir gestern gehalten hast, hat mir recht wehe gethan, und ich hoffe immer noch, daß es nur einer von Deinen gewöhn-

lichen Späßen gewesen ist. Es sollte mir sehr leid thun, wenn ich durch irgend etwas in meinem Benehmen Dir Anlaß gegeben hätte, zu glauben, daß ich von mir selbst eine höhere, oder von Dir eine geringere Meinung habe, als dies immer der Fall war. Ich versichere Dich, daß ich noch jetzt ganz ebenso der gehorsamste Deiner Diener bin, wie ich es in Cambridge gewesen bin, und wenn ich nicht zu Hause war, als Du mich besuchen wolltest, so habe ich dabei mehr verloren als Du — —" und hiemit noch nicht zufrieden, ließ er alsbald ein zweites Schreiben nachfolgen, worin es heißt: „— und nun lieber Bankes, kränke mich nicht durch die Voraussetzung, daß ich von Dir oder von mir selbst anders denken könnte, als ich es hoffentlich bisher stets gethan habe. Du hast mir ja erst vor Kurzem gesagt, daß meine Launen sich gebessert haben, und es sollte mich sehr schmerzen, wenn Du Dein günstiges Urtheil zurücknähmest. Glaube mir, daß Deine Freundschaft mir mehr werth ist, als alle die abgeschmackten Eitelkeiten, die, wie Du annimmst, bei mir eine so große Rolle spielen. Niemals habe ich Deine Ueberlegenheit und Deine freundschaftliche Gesinnung in Zweifel gezogen, und kein Mensch in der Welt soll zwischen uns Zwietracht säen, ohne daß es auf's Tiefste betrüben würde Deinen aufrichtig ergebenen Freund B."

Wechselten nun auf solche Art seine Launen, daß er die ihm Nahestehenden bald verletzte, bald wieder zu versöhnen bemüht war, so ist es klar, daß es nicht Jedermanns Sache war, sich in ein so ungleiches Betragen eines Freundes oder Bekannten zu fügen, und mitten in dem Gewühl der Gesellschaften, in das er sich gestürzt hatte, nahm daher seine Vereinsamung zu, und wahrlich nicht ohne eigene Schuld. Denn auch alle diejenigen, welche auf einen sittlichen Lebenswandel bei ihren Genossen Gewicht legten, mußten allmälig sich abgestoßen fühlen, und zogen sich mehr und mehr von einem jungen Manne zurück, welcher zu glauben schien, daß der schnellerworbene Ruhm ihn berechtigte, sich über alle Regeln der Schicklichkeit und des Anstandes hinwegzusetzen.

In der großen Welt war er dessenungeachtet immer noch in der Mode, und wo er sich zeigte, war er alsbald von einem Kreise von staunenden Bewunderern umgeben. Theils aus einer gewissen ihm anklebenden Verlegenheit, theils aber sicherlich auch in dem Bewußtsein, den Eindruck auf die Anwesenden nur noch größer zu machen, schien er dann oftmals in melancholische Träumereien verloren, sich den romantischen Vorstellungen entsprechend darzustellen, die man sich, nach seinen Gedichten, von ihm entworfen hatte, und wenn er sich dann zurückzog, und im Kreise der Genossen seiner ihm eigenthümlichen

übermüthigen Laune sich hingab, so glich er einem Schulknaben, der sich für den Zwang, den ihm die Gegenwart des Lehrers auferlegt hat, nun hinter dem Rücken desselben durch die tollsten Streiche und Ausgelassenheiten entschädigt.

Um diese Zeit trat Byron bei Gelegenheit der Streitigkeiten wegen der Emancipation der Katholiken zum zweiten Male als Redner im Oberhause auf, jedoch mit weit weniger Glück als das erste Mal. Sein theatralischer Vortrag gefiel ebenso wenig wie der Inhalt seiner Rede. In seinen Notizen findet sich in Bezug auf diese gesetzgeberische Thätigkeit folgende ziemlich leichtfertige Bemerkung:

„Als eines Abends in der Emancipationsfrage die Stimmen beider Parteien ziemlich gleich standen, schickte man in aller Eile nach mir und ließ mich von einem Balle holen, den ich, wie ich gestehen muß, ziemlich ungern verließ, um fünf Millionen Menschen zu emancipiren."

Wie er selbst über das ganze Londoner Gesellschaftstreiben bei ruhiger Ueberlegung dachte, darüber hat er sich später gegen eine Freundin etwa folgendermaßen geäußert:

„Die Haupttriebfeder der gesammten englischen Gesellschaft ist Eitelkeit. Jeder will zu einer höheren

Coterie gehören, als seine Verhältnisse mit sich bringen. Wie viele von meinen sogenannten Freunden in England haben sich deshalb zu Grunde gerichtet. Sie führen einen Haushalt, welcher ihre Mittel übersteigt, leben mit Menschen, die nicht für sie passen, fühlen sich beständig gelangweilt und vermögen sich dennoch dem Strudel dieses ermüdenden Treibens nicht zu entziehen. Während der Saison leben sie, wenn man das leben nennen kann, in beständigem Fieber, um nur dem Scheine nach zur höheren Gesellschaft gezählt zu werden. Während meines Londoner Aufenthaltes traf ich fast niemals mit jemand zusammen, ohne daß er geklagt hätte, wie er sich gestern bei Lord So oder Lady So ennuyirt habe, und wenn ich fragte: Weshalb gehen Sie hin, wenn es Sie langweilt? so war allemal die Antwort: Kann ich mir helfen? Es sähe so seltsam aus, wenn man fortbliebe! — Alt und Jung, Hübsch und Häßlich, alles ist von der Leidenschaft besessen, seine eigene Persönlichkeit in einem großen Haufen zu verlieren, und sie ziehen es vor, das Zeitwort „ich ennuyire mich“ in einem überfüllten und überheißen Saale durchzuconjugiren, als es sich zu Hause in besserer Luft vorzusagen. Die Ausdauer, mit welcher unsere Landsleute das fashionable Leben durchmachen, wäre einer besseren Sache würdig! und dabei ist diese Gesellschaftsatmosphäre noch von so vielen bösen

Leidenschaften erfüllt, daß keiner ohne Ansteckung davon kommt."

Unter den Personen, welche sich durch die Thorheiten, die Byron damals beging, nicht irre machen ließen, sondern fortfuhren, das lebhafteste Interesse an ihm zu nehmen, sind außer einigen der Schulgenossen besonders die beiden großen Dichter Rogers und Moore zu nennen. Neben dem Schmerz, welchen sie darüber empfanden, eine edle Natur in diesem jämmerlichen Treiben befangen zu sehen, beunruhigte sie besonders die Furcht, daß das poetische Genie des Dichters dabei zu Grunde gehen könnte. Wirklich schien auch das erste größere Gedicht, welches er nach der Veröffentlichung des Childe Harold verfaßte, eine solche Furcht zu rechtfertigen. Es war eine Satyre auf den damals in England zuerst Mode werdenden Walzer, welcher gegen die steiferen, früher üblichen Tanzarten durch seine Ungebundenheit und durch die Art, wie Tänzerin und Tänzer einander umfassen, viel Anstoß erregte. — Byron schenkte das Manuscript seinem Verleger Murray, um es anonym erscheinen zu lassen. Dasselbe fand aber so wenig Beifall, daß der Dichter, dadurch gekränkt, seine Autorschaft förmlich verläugnen ließ und auch selbst in Briefen an seine Bekannten abläugnete:

„Ich höre," schreibt er, „daß ein gewisses maliciö-

ses Gedicht gegen das Walzen als mein Machwerk verbreitet wird. Sei so gut, einem solchen Gerüchte zu widersprechen, da der Verfasser nicht wollen wird, daß ich seine Narrenkappe trage."

Wir haben hier abermals ein Beispiel dafür, wie wenig Byron im Stande war, seine eigenen Produkte richtig zu beurtheilen, und ebenso dafür, daß sein moralisches Gefühl ihn nicht abhielt, eine Lüge zu sagen, wenn es seinen Zwecken diente. Freilich muß man dabei als Entschuldigung berücksichtigen, daß durch diese Unwahrheit keiner dritten Person ein Schaden zugefügt wurde. — Das Gedicht steht jetzt unter den vermischten Werken abgedruckt und gehört unter die schwächsten Produktionen des Dichters. Es war eben ein augenblicklicher Einfall und entstand so zufällig, wie eine von den tausend kleinen Skizzen, die ein Maler ohne viel nachzudenken auf irgend ein weißes Blatt hinwirft.

Von ganz anderer Art ist dasjenige Gedicht, welches er demnächst in wahrer Begeisterung entwarf, und welches seinen Ruhm wo möglich noch zu erhöhen bestimmt war. Unter dem Titel „der Giaour" werden Bilder und Gedanken fragmentarisch an den Faden einer Begebenheit gereiht, welche zu den Reiseerlebnissen des Dichters während seines Aufenthaltes in Griechenland gehört. Er selbst hat den wahren Hergang nie-

mals aufgeklärt, doch ist es unzweifelhaft, daß es sich dabei um das Schicksal eines griechischen Mädchens handelt, welches mit einem der albanesischen Diener Byron's in Athen ein Liebesverhältniß unterhalten hatte. Lord Sligo, welcher an Ort und Stelle Kunde von den wunderbaren Ereignissen erhielt, hat darüber an Byron selbst folgenden Bericht erstattet:

„Sie verlangen von mir zu wissen, was ich in Athen über den Vorfall mit dem jungen Mädchen hörte, welches so nahe daran war, während Ihres dortigen Aufenthaltes das Leben zu verlieren. Ich theile Ihnen Alles mit, was mir zu Ohren kam und was, da ich nur einen oder zwei Tage nach der Begebenheit in Athen eintraf, gewiß der Wahrheit sehr nahe kommt. Der neue Gouverneur, welcher nicht, wie sein Vorgänger, mit Christen verkehrte, hatte die alten, grausamen türkischen Begriffe über die Behandlung der Frauen mitgebracht. Er hatte deshalb befohlen, das Mädchen in einen Sack zu nähen und in's Meer zu werfen, wie das in Konstantinopel ganz gewöhnlich ist. Sie kehrten gerade vom Bade aus dem Piräus zurück, als Sie dem Zuge begegneten, welcher das Urtheil an dem unglücklichen Geschöpfe vollstrecken sollte. Man erzählt, daß Sie erfuhren, wer die Unglückliche sei, und daß Sie sich der Aus-

führung des grausamen Vorhabens widersetzten. Als man zögerte, Ihnen zu gehorchen, schickten Sie Sich an Gewalt zu gebrauchen, Sie zogen ein Pistol und drohten den Anführer sofort niederzuschießen, wenn er Ihnen nicht mit seinem Schlachtopfer zum Aga folgte. Man kehrte nun mit Ihnen zum Hause des Gouverneurs zurück, und hier gelang es Ihnen, theils durch Drohungen, theils durch Bitten und Bestechungen die Befreiung des Mädchens unter der Bedingung zu erlangen, daß sie Athen verlasse. Man fügte hinzu, daß Sie dieselbe in einem Kloster unterbrachten, und ihr nachher in Theben einen Zufluchtsort verschafften."

Diese Begebenheit wird in dem Gedichte mehr angedeutet als erzählt. Der Liebende tödtet hier den Herrn der Sclavin, und stirbt unerkannt in einem Kloster, wo er seine letzte Beichte ablegt.

Das anfänglich aus etwa vierhundert Zeilen bestehende Gedicht wuchs durch fortwährende Zusätze, die während des Druckes gemacht wurden, und auch bei den späteren Ausgaben noch hinzukamen, auf mehr als die dreifache Ausdehnung der ursprünglichen Fassung an.

Der Erfolg desselben war fast noch größer als der des Childe Harold. In wenigen Wochen waren drei Auflagen vollständig verkauft. Jede derselben hatte Zusätze und Veränderungen gebracht, deren Genialität

uns fast ebenso in Erstaunen setzt, wie die ursprüngliche Fassung des Gedichtes. Der Held trägt auch hier wieder die romantisch melancholische Physiognomie, welche man sich im Publikum bereits gewöhnt hatte als dem Dichter eigenthümlich zu betrachten. Was aber dem Werke seinen größten Reiz verleiht, ist theils die Unbestimmtheit der Vorgänge, die man mehr ahnen als anschauen darf, theils aber und ganz besonders der Zauber einzelner Abschnitte, welche gar wohl auch selbstständige kleinere Gedichte für sich bilden könnten. Solcher Stellen sind besonders drei hervorzuheben, die Vergleichung des Mädchenschicksals mit dem eines gefangenen Schmetterlings, die Schilderung des bösen Gewissens unter dem Bilde eines Scorpions, der von Flammen umgeben sich mit dem eigenen Stachel tödtet, und vor allem die Vergleichung des modernen Hellas mit dem Anblick eines Todten, aus dessen Zügen zwar das Leben, aber noch nicht die Schönheit entwichen ist. Leider ist es nicht möglich eine Uebersetzung dieser Stellen mitzutheilen, da auch die besten, die uns bekannt geworden, den feinsten Staub von den Flügeln der zarten Libelle abgestreift haben. So ätherisch ist der Duft, welcher den Gedichten Byron's ihre reizendste Eigenthümlichkeit verleiht.

Im Mai 1813 war der Giaour erschienen, und Anfang December folgte die Braut von Abydos, eine

türkische Liebesgeschichte. Auch hier sandte er während des Druckes fortwährend Zusätze und Aenderungen dem Verleger. Dieselbe Zeile wurde oft fünf, sechs Mal und noch öfter geändert, doch trägt dieses Bestreben dem Gedichte die vollendetste Form zu geben, keineswegs das Gepräge einer wirklichen Arbeit oder Mühe an sich, sondern man sieht, daß es stets geniale Einfälle des Augenblicks waren. Eine dieser Sendungen begleitete er mit den Worten: „Hier kommt wieder Arbeit für den Setzer, ich thue mein Bestes, um den Giaour zu übertreffen, — keine große Aufgabe für jeden andern als den Verfasser.“

In sein Tagebuch schreibt Byron am 5. December: „Die Braut ist meine erste eigentliche Composition von einiger Länge, mit Ausnahme der verdammten Satyre. Denn der Giaour ist nichts als eine Reihe loser Stücke, und Childe Harold ist unvollendet, und wird auch wohl so bleiben. Es ist bereits am 2. ausgegeben worden, wie es aber gefällt, weiß ich nicht. Mag es aber Erfolg haben oder nicht, das Publikum ist unschuldig daran. Ich selbst bin diesem Gedichte weit mehr Dank schuldig, als irgend ein Leser, denn es hat mich aus der wirklichen Welt in ein Reich der Phantasie versetzt, und meinen selbstischen Grübeleien mich entrückt. Es führte mich in ein Land zurück, welches mir die Erinnerung in

den hellsten Lichtern und tiefsten Schatten zeigt, und doch stets in den lieblichsten Farben."

Die Braut von Abydos, die übrigens gar keine Braut ist, sondern erst eine werden sollte, wurde Lord Holland dedicirt, in dankbarer Anerkennung für die Großmuth, mit welcher derselbe die ihm in der Satyre zugefügten Beleidigungen vergeben hatte. Hiermit nicht zufrieden, verbot Byron aber auch den fernern Abdruck der englischen Barden, und entschädigte den Verleger für den ihm daraus entstehenden Verlust. Leider aber hatte das nicht den gewünschten Erfolg. In Irland erschien alsbald ein Nachdruck, und auch die Amerikaner druckten die Satyre wieder ab, und verbreiteten sie fortwährend in vielen Exemplaren in England. Jetzt ist sie bekanntlich in alle Gesammtausgaben der Werke wieder aufgenommen.

Der Dichter ließ dem Publikum keine Zeit, sich über die Braut von Abydos ein Urtheil zu bilden, bevor er mit einem neuen Werke an die Oeffentlichkeit trat. In den Tagen vom 18. bis 31. December 1813 schrieb er in einem wahren Rausche der Begeisterung die mehr als 1800 Verse nieder, aus denen die Erzählung: der Corsar besteht, und schon im März 1814 folgte eine Fortsetzung dieser Erzählung unter dem Titel Lara.

Das Aufsehen, welches diese schnell aufeinander folgenden Erzählungen machten, war ungeheuer, und namentlich stieg die Schwärmerei der Damen für den Dichter wo möglich zu noch größerer Höhe. Das ist auch erklärlich genug, wenn man die Zeit, in der die Werke entstanden und die Persönlichkeit des Verfassers in Betracht nimmt. Ganz Europa befand sich in einer Aufregung, wie vielleicht niemals vorher und nachher. Der russische Feldzug Napoleon's, und sein entsetzliches Ende ließen den Sturz einer Weltherrschaft voraussehen, welche in den Augen gar vieler Menschen bisher für fest und unerschütterlich gehalten worden war. Eine Reihe von blutigen Kriegsjahren hatte Ereignisse herbeigeführt, welche so sehr außerhalb aller Berechnung lagen, daß man sich gewöhnt hatte über nichts mehr zu erstaunen, und so mußten die Reizmittel sehr gewaltsam sein, die auf ein unter solchen Verhältnissen herangewachsenes Publikum Eindruck machen sollten. Das galt nicht blos auf dem politischen, sondern auch auf dem literarischen Gebiete. Und da waren denn die Gestalten, welche die Byron'schen Erzählungen den Lesern vorführten, ganz für so unruhige Zeiten geschaffen. Der Corsar, welcher die Lieblingsfigur Byron's ist, übt durch den Blick seines Auges eine unbegrenzte Herrschaft über seine Genossen aus. Er ist stolz, launisch und voll Hohn gegen die

Menschheit, rachsüchtig bis zur Grausamkeit, von Gewissensbissen gequält, hat er doch ein weiches liebendes Herz und ist in seiner Art edel und großmüthig. Treu den Begriffen, die er sich von Ehre gebildet hat, besitzt er „Eine Tugend nur, und tausend von Verbrechen!" Es ist eine sogenannte poetische Figur, oder mit andern Worten eine durchaus unnatürliche, aber von der Art, wie das Publikum sie anstaunt und bewundert. Auch Schiller hat in seiner früheren Periode ebenfalls solche unmögliche Helden mit großer Liebe, und zu größtem Beifall des Publikums geschaffen. Carl Moor ist nicht weniger carrikirt als Franz Moor, und Ferdinand und Louise sind so überschwengliche Wesen, daß sie förmlich in der Luft schweben. Dennoch sind die ersten Werke Byron's von den Schiller'schen ganz und gar verschieden. Schiller ist durch und durch dramatisch. Byron's Stärke ist die Beschreibung und die Lyrik. Schiller's Sprache ist bis zum Don Carlos oft roh und ungeschlacht. Byron von Anfang an vollendeter Meister in Sprache und Ausdruck. Aber wie jene Schiller'schen Helden die gesammte deutsche Jugend in Begeisterung versetzten, so ergriffen die Byron'schen Gedichte das englische Publikum, und namentlich die höhere Gesellschaft, der er angehörte. Dazu kommt nun der Umstand, daß seine Erzählungen auch Denjenigen, welcher von der Er-

findung der Charaktere und der Begebenheiten wenig befriedigt sein kann, dennoch durch den Zauber mit sich fortreißen, mit welchem er die Natur zu schildern, und die zartesten menschlichen Gefühle auszudrücken vermag; und wenn die englischen Kritiker bei vielen Schilderungen des Giaour und des Corsaren, und bei den herrlichen Gleichnissen und Bildern ausrufen, daß keine Literatur der Welt dergleichen aufzuweisen habe, so müssen wir gestehen, daß uns ein ähnliches Gefühl bewundernder Begeisterung ergreift. Bedenkt man ferner, daß der hochgestellte Verfasser durch seine seltsamen Schicksale, durch die abenteuerlichen Gewohnheiten seines Lebens und durch den Reiz seiner schönen Erscheinung als Mensch ein ebensogroßes Interesse erregte wie als Dichter, so ist es begreiflich, daß seine Werke die Welt in einen so unerhörten Aufruhr versetzen konnten. Man identificirte ihn mit den Helden seiner Dichtungen. Er war der Childe Harold, er war Conrad, er war Lara. Und doch ist nichts falscher als das!

Wenn man Byron's Aeußerungen in seinen Tagebüchern und in seinen Gesprächen mit Freundinnen und Freunden zu Rathe zieht, so wird es klar, daß er in dem Reich der Dichtung eine Zuflucht vor den Unannehmlichkeiten suchte und fand, die aus seiner Stellung in der Gesellschaft, aus seinen damals noch sehr ungeord-

neten Vermögensverhältnissen, und ganz besonders auch aus den Verwicklungen entsprangen, in welche er sich durch seine vielfachen Liebeshändel gar oft verstrickt fand. Dann zog er sich aus dem Geräusche der Assembleen und Bälle in seine geliebte Einsamkeit zurück, und hier zauberte seine glühende Phantasie ihm alle die Bilder hervor, die ihm die lockendsten schienen. Sich selber träumte er als einen gewaltigen allgebietenden Helden, auf dessen Wort eine Schaar von unterwürfigen Dienern lauscht. Durch kühne verwegene Thaten setzt er die Welt in Bewegung, und steht dabei mit den tiefsten Gefühlen seines Herzens unverstanden unter einer Schaar von Bewunderern, die ihn anstaunt und ihm gehorcht, ohne ihn zu begreifen. Dazu erscheinen dann die lieblichsten Mädchengestalten, deren Reize er sich aus allen ersinnlichen Schönheiten zusammensetzt, und die er mit geistigen Eigenschaften ausstattet, welche im Leben unvereinbar sind. — Jenes männliche Ideal konnte nicht besser verwirklicht werden, als in der Person seiner Seeräuberfürsten. Denn ein König in einem gesetzmäßig regierten Lande, umgeben von den Beschränkungen seines Hofstaates und seiner Etikette, reizte ihn mehr zum Spott als zum Wunsche seines Gleichen zu sein. Hier fehlten die romantischen Thaten, das einsame Umherirren am Meeresstrande. Das Hinbrüten über Thaten

des Heldenthums oder der Liebe fand an einem Fürstenhofe keinen Platz. Aber das Lager der Albanesen mit ihren malerischen Trachten, und als Scenerie die Berge und Inseln Griechenlands, und er selbst als Anführer, das reizte seine Phantasie, und es ist ein durchaus kindlicher, fast kindischer Zug, der durch sein ganzes Leben geht, durch abenteuerliche Leistungen sich vor andern auszuzeichnen. Ueber seine Reiterkunst, die noch dazu nicht weit her war, sich loben zu hören, war er unermüdlich. Nichts schmeichelte ihm mehr als die Erwähnung seiner Schwimmfahrt durch den Hellespont. Auch auf seine Enthaltsamkeit in Speise und Trank war er stolz, und Conrad, der alles dies in sich vereinigt, lebt auch fast nur von Wurzeln und Kräutern.

Nicht also sich selbst, sondern die Ideale seiner Träumereien schilderte der vierundzwanzigjährige Dichter in seinen Helden und Heldinnen, und daher stammt die Gleichförmigkeit derselben, die man ihm so oft zum Vorwurf gemacht hat, auch dann noch, als er späterhin in seinen Schöpfungen mannigfaltig genug wurde. Ueber die Schönheiten, die er schilderte, hat er sich gegen Lady Blessington einmal in äußerst naiver Weise ausgesprochen: „Ich liebe durchaus nur Frauen von einer gewissen Fülle der Formen, aber diese haben selten so schöne schlanke Finger, wie sie dem Ideal einer Frau entsprechen.

Ich mußte mir also, um meinen Phantasieen zu genügen, Frauen und Mädchen selbst erschaffen, die alles vereinigen, was man sonst nicht beisammen findet. Ich liebe ferner nur einfache natürliche Frauen, aber solche sind in der Regel nicht gebildet, und nicht mit den Formen feinster Sitte vertraut, und die feinen und gebildeten sind dann wieder nicht natürlich. So habe ich mir die griechischen Mädchen ersonnen, die mit unbewußter Grazie und Naivetät zugleich höchste angeborene Feinheit der Gedanken und Empfindungen vereinigen."

Hiebei wird man denn unwillkürlich an das Wort der Frau von Varnhagen erinnert, welche von der Kotzebue'schen Gurli und von Schiller's Thekla sagt, daß solche Figuren das Entzücken der Menge erregen, weil sie sich immer da bewegen, wo der Mensch keine Gelenke hat. Und dies Entzücken an dem Unmöglichen erklärt auch zum großen Theil den Enthusiasmus der Engländer für diese romantischen Erzählungen Byron's, welches durch die eingestreuten lyrischen Stellen noch um vieles erhöht wurde. Denn diese aus der eigensten Natur des Dichters geschöpft, sind von einer früher nicht erreichten Tiefe der Empfindung, und mit einer Anmuth und einem Wohllaut der Sprache vorgetragen, daß vielleicht nur Goethe's Jugendgedichte dieselben theilweise übertreffen.

Auch für die ebenerwähnten Werke ließ Lord Byron sich nicht von dem Buchhändler bezahlen, sondern das Geld blieb in dessen Händen, um darüber theils zu wohlthätigen Zwecken, theils zum Besten der Freunde des Dichters disponiren zu können. Indessen wußte Murray es so einzurichten, daß ein großer Theil der Honorare disponibel blieb. Die Vermögensverlegenheiten vermehrten sich um diese Zeit nämlich so sehr, daß der verständige Buchhändler voraussah, es werde eine Zeit kommen, wo Byron sich zur Annahme von Bezahlung für seine Manuscripte werde entschließen müssen. Bei der schnellen Aufeinanderfolge der poetischen Erzählungen war übrigens der Verleger nicht ohne Besorgniß, daß das Publikum übersättigt werden könnte. Dies war Byron zu Ohren gekommen, und derselbe wurde über eine solche Andeutung so erzürnt, daß er die Handschrift des Corsaren seinem Verwandten Dallas unter der Bedingung schenkte, dieselbe einem andern Verleger zu übergeben. Murray that noch zu rechter Zeit Abbitte, um diesen drohenden Verlust abzuwenden.

Sollte nun aber die schriftstellerische Thätigkeit nicht wie eine Quelle der Geldeinnahme behandelt werden, so mußte Byron auf etwas anderes sinnen, um seine Gläubiger zu befriedigen, und sich selbst die Mittel zu einem standesgemäßen Leben zu sichern, und da sah

er sich denn mit großem Widerstreben darauf hingewiesen, Newstead Abbey zu verkaufen. Dies konnte geschehen, weil die englische Gesetzgebung, dem Majoratswesen von jeher abgeneigt, gewisse Mittel und Umwege erfunden hatte, durch welche auch die sonst unveräußerlichen Güter des Adels, namentlich wenn der Besitzer, wie hier, keine Kinder hatte, verkauft werden konnten. So kam denn wirklich auch ein Vertrag zu Stande, kraft dessen die Herrschaft für nahezu eine Million Thaler verkauft werden sollte. Aber der Käufer erfüllte die ihm gestellten Zahlungsbedingungen nicht, und mußte, um aus der Sache zu kommen, das stipulirte Reugeld von 20,000 Ls. erlegen.

Es erging dem Dichter übrigens in Geldsachen, wie es oft geschieht, daß er nämlich das Geld nicht achtete, so lange er mit Bestimmtheit wußte, daß es ihm doch niemals gelingen würde, etwas zu erübrigen, und erst als späterhin die Verhältnisse sich besserten, und er zu Wohlstand und sogar zu Reichthum gelangte, stellte auch bei ihm der nur zu häufige Begleiter desselben, der Geiz, sich zu Zeiten ein. Jedoch auf den ihm angebornen und stets geübten Wohlthätigkeitssinn hatte derselbe keinen Einfluß, und er hat niemals einen Bedürftigen ohne Unterstützung von sich gelassen. Wie er als Gebender sich noch am meisten als großer Herr empfand, und es

seinem Stolze entsprach, sich als Beschützer zu zeigen, so war er gerade dann am liebenswürdigsten. Sein Mißtrauen, und die beständige Furcht vor Kränkung seiner Eitelkeit, die ihn fast niemals verließ, schwieg in solchen Momenten, und das rein Menschliche in ihm machte sich auf's Herrlichste geltend. Gerade damals hatte ein gewisser Scribent, Namens Ashe, sich an ihn mit einem Gesuch um Unterstützung gewendet. Derselbe hatte ein Gewerbe daraus gemacht, die Familienangelegenheiten bekannter Persönlichkeiten zu schlechten Büchern zu verarbeiten, war in Noth gerathen, und trug in einem Anfall von Reue und Verzweiflung unserem Dichter seine Bitte vor, daß er ihm die Mittel gewähren möge, sich künftig einen anständigern Lebensunterhalt zu verschaffen. Lord Byron antwortete mit folgenden Zeilen: „Sir, ich verreise morgen auf einige Tage. Sobald ich aber zurückkomme, werde ich Ihren Brief ausführlicher beantworten.

„Wie auch immer Ihre Lage beschaffen sein mag, so kann ich doch nur Ihren Entschluß loben, sich von Ihrer bisherigen Schriftstellerei loszumachen. Glauben Sie mir, wenn auch Mancher an solchen Büchern Gefallen findet, so entehren sie doch den Leser ebenso wie den Verfasser, und Nutzen bringen sie Niemandem. Soweit meine schwachen Kräfte es gestatten, will ich gerne dazu

behilflich sein, Sie von solchen Lohnarbeiten zu erlösen. Zeigen Sie mir an, welche Summe nöthig ist, um Sie aus den Händen Ihrer Buchhändler zu befreien, und mit Freuden will ich mein Scherflein dazu beitragen, Ihnen wo möglich eine anständige Unabhängigkeit zu verschaffen. Ihr Name ist mir nicht unbekannt, und es thut mir um Ihrer selbst willen leid, daß Sie denselben zu solchen Büchern hergegeben haben. Wenn ich das sage, so wiederhole ich nur die eigenen Worte Ihres Briefes, und bin weit entfernt von der Absicht, Sie in Ihrem Unglück kränken zu wollen. Habe ich es dennoch gethan, so verzeihen Sie mir. Es ist ohne Absicht geschehen."

Ashe theilte hierauf mit, daß er etwa tausend Thaler brauche, die ihm in monatlichen Raten von zehn Ls. zukommen müßten, und als Lord Byron einige Tage verstreichen ließ, ohne zu antworten, warf er ihm vor, daß er ihn vernachlässige, worauf der Dichter sogleich erwiderte:

„Wenn Sie einen Fremden einer Nachlässigkeit beschuldigen, so vergessen Sie, daß Geschäfte oder Abwesenheit die Antwort verzögert haben können, wie dies wirklich bei mir der Fall war. Aber zur Sache. Ich will thun, was ich kann, um Sie aus Ihrer Lage zu reißen. Ihren Plan auszuwandern habe ich in Er-

wägung gezogen, aber es scheint, daß Ihre eigene Ungeduld denselben jetzt vereitelt hat. Ich werde die von Ihnen geforderte Summe in Herrn Murray's Hände niederlegen, welcher Ihnen zehn Pfund monatlich auszahlen wird. Ich schreibe in größter Eile, und deshalb kurz, aber ich wiederhole es, ich wünsche nicht Ihr Zartgefühl zu kränken."

So wie hier einem Fremden eine nicht unbedeutende Summe sofort zu Gebote stand, so hatte er für Freunde oft das Zehnfache bereit, und borgte wohl sich selbst gegen hohe Zinsen das Geld zusammen, mit dem er ihrer Noth oder ihren Verlegenheiten abhalf.

Eine der Tagebuchnotizen lautet folgendermaßen: Kürzlich bin ich im Stande gewesen, zwei Leute mit ihren Familien in einen behaglichen Zustand zu versetzen, und Einen ganz glücklich zu machen. Das letzte freut mich besonders, denn es betrifft einen trefflichen Mann. Ich wollte, es hätte mir mehr Schwierigkeiten und weniger Selbstzufriedenheit verursacht, denn bei weniger Egoismus wäre mehr Verdienst dabei.

So edel und großartig dachte er in seinen besseren Augenblicken, aber das böse Princip, welches allem Guten in ihm einen Tropfen Gift beimischte, bewirkte auch hier, daß wir der Ausübung seiner Wohlthätigkeit nicht mit ganz reiner Freude zuschauen können. Denn wie

das Geben bei ihm nicht in Folge von Grundsätzen, oder eines festen tugendhaften Princips geschah, sondern in augenblicklicher Aufwallung seines Gefühls, so trat oft bald nachher eine entgegengesetzte, ungroßmüthige Wallung ein, und er setzte sich wohl mit Feder und Dinte nieder, um zusammenzurechnen, was er alles einem Freunde gegeben, der ihm jetzt gerade auf irgend eine Weise unangenehm geworden war.

So hatte er sich gegen Dallas besonders großmüthig gezeigt, und ihm namentlich die Honorare für mehrere seiner Werke überlassen. Das geschah in jener ersten Zeit, wo er noch entschlossen war, kein Geld für seine Gedichte zu nehmen. Später aber findet sich in seinen Tagebüchern eine Notiz darüber, wie viel Dank der Freund ihm schuldig sei. Ich habe ihm, sagt er, ehe ich zwanzig Jahre alt war, 200 Ls. gegeben, dann die Honorare für Childe Harold und den Corsaren, 1300 Ls.; und seinem Neffen, als derselbe in die Armee trat, 50 Ls., in summa 1550 Ls.!

Ja selbst das spätere Aufgeben jenes Vorsatzes, nie für Geld zu schreiben, muß um so unangenehmer berühren, als er gerade in der Zeit, wo seine Verhältnisse recht beschränkt waren, die Honorare den Freunden überließ, dann aber, wo er solcher Einnahmen nicht mehr

bedurfte, sich sehr viel zahlen ließ, und oft genug mit Murray um den Preis seiner Verse feilschte.

Zu erwähnen ist aus diesen Tagen noch, daß Byron am 2. Juni 1813 zum dritten, und zugleich zum letzten Male als Redner im Parlamente auftrat, um das Anliegen eines gewissen Major Cartwright, welcher eine Privatangelegenheit durchsetzen wollte, zu unterstützen. Unmittelbar nach der Sitzung ging er zu Moore, dem er in parodischer Weise einzelne Stücke aus seiner Rede höchst pathetisch und unter fortwährendem Lachen vordeklamirte.

„Ich habe ihnen bewiesen," sagte er, „daß es ein offenbarer Bruch der Verfassung sei, wenn sie den Bittsteller abweisen, und daß es mit der Freiheit Englands dann vollständig zu Ende sei, und daß — —" „Aber worin bestand denn das gewaltige Anliegen des Mannes?" — fragte Moore, den Strom dieser Beredsamkeit unterbrechend. „Das Anliegen?" sagte Byron, und schwieg, als besänne er sich, „ja, das Anliegen habe ich vergessen!" Es ist unmöglich, sagt Moore, die komisch dramatische Wirkung des Ausdruckes wiederzugeben, mit dem er dies sagte, und in solchen kleinen humoristischen Zügen bestand ein Hauptreiz seiner Unterhaltung.

Der Strom der Geselligkeit, in den er sich begeben hatte, schien jetzt förmlich über ihm zusammenzuschlagen. Oft war er wochenlang jeden Mittag und jeden Abend in einem andern Cirkel. Dazwischen rauschten in seinem Kopfe die Bilder der Frauen, die ihm gefielen, und denen er gefiel, in einem Herentanze durcheinander, und um auf Augenblicke zu sich selbst zu kommen, griff er dann zur Feder, und schrieb seine Einfälle und Empfindungen in's Tagebuch nieder, oder er machte Verse. „Ich möchte wissen, was es heißen soll," so steht an einer Stelle des Tagebuchs, „daß der Charakter in Lara zu sehr ausgearbeitet sei, wie die Herren Kritiker sagen. Ich habe das ganze Ding während des Aus- und Anziehens niedergeschrieben, wenn ich zum Balle ging oder vom Balle kam." Von den vielen Personen, die er fast immer in komischen, meist spottenden Wendungen erwähnt, scheint ihn besonders Frau v. Stael angezogen zu haben, die damals in London die Lorberen für ihr eben erschienenes Buch de l'Allemagne einerntete. Diese von Herzen gutmüthige, so überaus geistvolle und eitle Frau, war recht dazu gemacht, mit Byron im Wortgefechte zusammenzutreffen, wo Beide dann gegenseitig die prächtigsten Witzesfunken auseinander herauslockten. In die größte Wuth gerieth die leidenschaftliche Französin, wenn ein Roué wie Byron sich z. B. her-

ausnahm, ihr beweisen zu wollen, daß Corinne eigentlich ein unsittliches Buch sei. Auch gab es zu den lebhaftesten Scenen Anlaß, wenn Byron seinen Lieblingshelden Napoleon, den die Stael bekanntlich auf's Grimmigste haßte, herauszustreichen nicht müde ward. Von Jugend auf schon hatte er für Napoleon geschwärmt, und sich mit den Mitschülern in Harrow herumprügeln müssen, weil er dessen Büste in seinem Zimmer als einen Gegenstand der Verehrung bewahrte. Die Flucht aus Rußland, und die Art und Weise, wie der Kaiser die Trümmer seines Heeres dort verließ, und seine Person in Sicherheit brachte, kühlte ihn zwar einigermaßen ab; aber mit seltenem Scharfblick erkannte er schon damals, daß der Sieg der Alliirten nur der Sieg des feudalen Principes sei, und ein doppelt strenges absolutistisches Regiment zur Folge haben würde. Denn bei allem Stolz und aller hocharistokratischen Gesinnung war ihm die innere erbärmliche Politik der Staaten des Continents doch stets in tiefster Seele verhaßt, und in dieser Gesinnung ist er sich zu allen Zeiten gleich geblieben, sie stand fest unter all den Widersprüchen, die sein sonstiges Leben erfüllen, und dasselbe recht eigentlich ausmachen. „Dies Tagebuch," schreibt er, „ist mein Trost, wenn ich erschöpft bin, und das bin ich fast immer. Dann schreibe ich hin, was mir durch den Kopf geht, und was mir

auf dem Herzen liegt. Aber es nachher wieder durchlesen kann ich nicht, und Gott weiß, welche Widersprüche es enthält. Wenn ich mir selbst gegenüber aufrichtig bin (aber ich fürchte, man belügt sich selbst mehr, als irgend jemand anders), so müßte jede Seite die Widerlegung der vorigen sein, und ihr von Grund aus widersprechen."

Gerade damals, wo sein Londoner Löwenthum auf seiner Höhe sich befand, hatte er selbst schon den Grund desselben unterminirt, so daß das Gebäude eines schönen Tages gar leicht in die Luft gesprengt werden konnte. Nicht zufrieden damit nämlich, jene Verse auf die weinende Prinzessin Charlotte herumgezeigt, und dadurch den Prinz-Regenten auf's tödtlichste beleidigt zu haben, ließ er dieselben, aller Warnungen der Freunde ungeachtet, mit dem Corsaren zugleich abdrucken, und gab damit seinen Feinden Waffen in die Hand, welche sie zu gebrauchen nicht versäumten. Denn es versteht sich von selbst, daß von allen denen, die er in der Satyre so schonungslos angegriffen hatte, nur die edlen und besseren Naturen ihm wirklich vergaben, daß aber die kleinen Geister blos auf die Gelegenheit warteten, ihren Grimm gegen einen Mann loszulassen, der für den Augenblick von der öffentlichen Meinung noch zu hoch emporgehoben war, als daß sie hoffen konnten, ihn zu erreichen,

oder gar herabzuziehen. Weshalb Byron jene Verse veröffentlichte, ist bei seinem Charakter nicht schwer zu sagen. Seine Eitelkeit erlaubte ihm nicht, irgend einen witzigen Einfall zu unterdrücken, und wenn derselbe gar bei denen, welchen er mitgetheilt wurde, Beifall fand, so sollte auch das gesammte Publikum ihn bewundern. Außerdem hat er sein ganzes Leben lang einen Kitzel verspürt, Andere zu necken, ohne daß dies gerade aus einer Bösartigkeit seines Charakters hervorgegangen wäre, denn es kränkte und schmerzte ihn nachher, wenn die Angegriffenen sich verletzt fühlten. Aber er war so durchaus rücksichtslos, daß er nicht die Kraft besaß, irgend etwas zu unterlassen, mochte er auch noch so gewiß wissen, daß es ihn im nächsten Augenblicke gereuen werde. Zwischen Uebereilung und Reue war überhaupt sein ganzes Leben getheilt.

Hatten nun aber die Gegner in dem ebengedachten Epigramm einen erwünschten Anhaltspunkt gefunden, von dem aus sie über ihn herfallen konnten, so waren sie auch bald genug die andern schwachen Seiten gewahr geworden, wo er anzugreifen war. Vor allen Dingen waren es die mit der englischen Rechtgläubigkeit in Widerspruch stehenden Stellen des Childe Harold, welche hervorgesucht, und als Ausgeburten eines teuflischen Geistes gegeißelt wurden. Eine eigene Schrift,

der Antibyron, erschien, worin der Dichter wie ein wahrer Antichrist dem Abscheu der Menschen preisgegeben ward, und doch war das Hauptvergehen eine Stanze, in welcher er die Hoffnung ausspricht, daß nach dem Tode noch ein Wiedersehen mit den Freunden uns bevorsteht, diese Hoffnung aber allerdings als etwas nicht Bewiesenes hinstellt. Für ein deutsches Publikum würde das weiter nichts Anstößiges gehabt haben, was es aber in England auf sich hat, auch nur den kleinsten dogmatischen Satz der Kirche anzugreifen, das haben wir erst in unseren Tagen erlebt.

Der Uebersetzer von Humboldt's Kosmos mußte die Stellen fortlassen, welche der Annahme widersprachen, daß die Menschen alle von Einem Paare abstammen. Der Buchhändler befürchtete nicht nur, daß eine solche Behauptung das Werk unverkäuflich machen könnte, sondern er glaubte auch für seine Person, als Verleger solcher Ketzereien verlästert zu werden. Nun ist es allerdings richtig, daß Byron sich der positiven Religion gegenüber durchaus skeptisch verhielt, und daß sein auf das Wahre und Logische gerichteter Verstand gar oft mit den Doctrinen der Kirche in Widerspruch gerieth. Aber bis zu einem Leugnen der kirchlichen Wahrheiten hat er sich eigentlich nie verstiegen, sondern er kämpfte nur fortwährend gegen das unbehagliche Gefühl der Un-

klarheit, aus der er nicht herauskommen konnte. Die beleidigten Kritikaster kehrten sich aber daran nicht, sondern überschütteten den Dichter mit den giftigsten Schmähungen, und in Ausdrücken, die darauf berechnet waren, ihn recht empfindlich zu kränken.

Am 18. Febr. 1814 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich war vier Wochen abwesend, und finde bei meiner Rückkunft alle Zeitungen in Krämpfen und die Stadt in Aufruhr, weil ich mich offen zu den Versen an die Prinzessin Charlotte bekannt, und dieselben habe abdrucken lassen. Die Angriffe gehen noch immer fort, einige sind ganz gut, und alle kommen ihnen so recht von Herzen. Sie reden sogar davon, die Sache vor das Oberhaus zu bringen. Mögen sie doch. In der heutigen Morgenpost paradirt wieder ein Aufsatz gegen mich, so lang wie mein Stammbaum und giftig wie gewöhnlich.“ Aber nicht nur die politische und religiöse, sondern auch die poetische Thätigkeit Byron's wurde begeifert. Einige, so heißt es an einer solchen Stelle, „machen viel Wesen von Byron's Gedichten, aber Andere, und nicht die schlechtesten Kunstrichter, weisen Sr. Herrlichkeit den Platz ziemlich weit unten an in der Reihe der kleineren Poeten. Oder man sagte auch wohl bei Besprechung irgend eines obscuren Gedichts: dasselbe hätte immer in Vergessenheit schlummern können mit Lord Carlisle's Dramen, oder Lord Byron's Gedichten.“

So sehr er nun auch sich den Anschein gab, solche unwürdigen Angriffe zu verachten, und sich in seinem Tagebuche selbst hierüber zu täuschen suchte, so erbitterten ihn dieselben doch tief, und der Groll bricht manchmal lebhaft hervor: „Je mehr ich von den Menschen im Allgemeinen sehe," heißt es an einer Stelle, „je weniger lieb' ich sie. Ich wollte nur, ich könnte dasselbe von den Frauen sagen, dann wäre Alles gut. Warum kann ich es nicht? Ich bin nun sechsundzwanzig, und meine Leidenschaften haben Nahrung genug gehabt, um sich endlich zu sättigen, — und doch bleibe ich närrisch nach wie vor!" Derselbe misanthropische Hohn spricht sich bei Gelegenheit einer auf Napoleon bezüglichen Bemerkung aus: „Napoleon! Diese Woche wird vielleicht sein Schicksal entschieden. Alles scheint gegen ihn zu sein, aber ich glaube und hoffe, er wird dennoch siegen, wenigstens die Eindringlinge zurückschlagen. Welches Recht haben wir, den Franzosen einen Herrscher aufzuzwängen? Ja wenn eine Republik möglich wäre! Brutus du schläfst! — Hobhouse, der vom Continente zurückgekommen ist, fließt über von Anekdoten über diesen außerordentlichen Mann, die alle für seinen Verstand und Muth, aber gegen seine bonhommie sprechen. Kein Wunder! warum soll er, der die Menschen kennt, sie nicht verachten und verabscheuen!"

Zehntes Kapitel.

Heirath, und Trennung der Ehe.

Mit dieser Menschenverachtung und diesem Menschenhasse war es übrigens unserem Dichter nichts weniger als Ernst. Was ihm an den Menschen zuwider war, bestand hauptsächlich darin, daß sie ihm seine Excentricitäten, seine Launen, seine satyrischen Ausfälle, sein unregelmäßiges Leben und seine Rücksichtslosigkeit nicht immer und überall durchgehen lassen wollten. Er konnte nicht begreifen, daß wir selbst zwar sehr schnell und oft sofort vergessen, was wir Andern zufügen, daß wir aber nicht das Recht haben, zu verlangen, daß aach sie es eben so schnell vergessen. Alles dies, und ganz besonders der Widerspruch, in dem seine eigentlich sinnige und von Jugend auf die Einsamkeit liebende Natur mit dem Gesellschaftstreiben stand, in welches er sich gestürzt sah, machte ihn mißmuthig, er wußte nicht, zu welchem Mittel er greifen sollte, um sich ein seinen Neigungen entsprechendes Leben zu gestalten. Da ist denn nichts natürlicher, als daß der Gedanke in ihm aufstieg, es mit der Ehe zu versuchen. Aber zu seinem Unglücke ergriff er diesen Gedanken nicht mit dem sittlichen Ernste, ohne welchen die Eingehung dieses unlös-

lichen Verhältnisses nie zum Segen gereichen kann. Aeußerungen der frivolsten Art sind in den Tagebüchern nicht selten, z. B. es mag recht hübsch sein, verheirathet auf dem Lande zu leben, man hat eine schöne Frau, und küßt ihre Kammerjungfer! —

Wie wunderbar ist es, daß Menschen von der tiefsten poetischen Empfindung so oft über die Ehe frivol oder auch in höchstem Grade philiströs denken! Man weiß nicht, ob die obige Aeußerung Byron's, die man noch allenfalls als schlechten Spaß ansehen kann, uns mehr zuwider ist, als die Stellen in Schiller's Briefwechsel, wo er die Freunde alles Ernstes fragt, ob sie ihm nicht ein Mädchen mit zwölftausend Thalern nachweisen könnten?

Seine Heirathsgedanken hielt Byron vor den Freunden durchaus nicht geheim, wie er ja überhaupt nichts auf dem Herzen behalten konnte, und da kann man sich denken, daß dieselben nicht müßig geblieben sind, ihm junge, reiche und vornehme Damen in Vorschlag zu bringen, von denen sie hoffen durften, daß sie sich zu Lebensgefährtinnen für den Dichter eignen würden. Thomas Moore scheint sich besonders eifrig nach dieser Richtung hin bemüht zu haben, und nicht minder die ebenso geistvolle als liebenswürdige Lady Melbourne, Byron's besondere Gönnerin und Freundin, von der er

einmal sagt: Wie gut ist es, daß sie nicht jünger ist. Ich verlöre dann die beste Freundin, um dafür eine Geliebte zu bekommen.

Wir werden den besten Einblick in diese Vorgänge in des Dichters Seele gewinnen, wenn wir einige der darauf bezüglichen Stellen der Tagebücher kennen lernen.

„17. Nov. 1813. Heute war ich bei C**, um mich wegen meines Betragens zu rechtfertigen. Sie ist wunderschön, wenigstens finde ich sie so. Als ich von der Reise zurückkam, war sie die einzige Frau, die ich ansehen mochte. Die andern waren alle so weiß und matt und blond. Aber bei ihr erinnerten mich die dunklen regelmäßigen Züge an die Orientalinnen. Allein das ging vorüber, und jetzt kann ich auch eine Blonde bewundern, ohne daß die Erinnerung an die Töchter des Ostens mich stört.

26. Nov. Erhielt einen sehr hübsch geschriebenen Brief von A** mit Versen darin „Verborgener Gram.“ Wenn das Gedicht nicht von ihr ist, sieht es ihr doch sehr ähnlich. Warum sagt sie nicht, ob sie die Stanzen verfaßt hat oder nicht? Ich weiß nicht, welches von beiden ich wünschen soll. Ich liebe poetische Leute nicht sehr, und poetische Frauen am wenigsten, sie haben oft soviel „Ideales“ in ihrem Thun und in ihren Grundsätzen.

Ich sah M***, die sehr hübsch aussah, obgleich in einer ganz andern Art von Schönheit wie die beiden andern. Sie hat die schönsten Augen von der Welt, und thut, als wenn sie nicht aus denselben heraussähe, dabei die längsten Augenwimpern, die ich jemals gesehen habe, außer bei den Griechinnen. Schön ist sie gerade genug, aber ich glaube, sie ist méchante. Ich dachte eben über den Schmerz der Trennung nach. Ach wie selten sehen wir die, welche wir lieben! Aber dafür durchleben wir auch ganze Jahrhunderte in den Augenblicken des Zusammenseins.

27. Novbr. F** hat mein Bild richtig erhalten. Das einzige, was sie darüber äußerte, war: Ach, wie ähnlich! und immer wieder: Ach, wie ähnlich! Es scheint, daß die „Aehnlichkeit“ bei ihr viele Sünden zudeckt, denn ich weiß, daß dies Portrait mir nicht schmeichelt, ich sehe ernst und finster aus, der Stimmung entsprechend, in welcher ich dazu gesessen habe.“

Diese Blumenlese aus dem Zeitraume von zehn Tagen mag eine ungefähre Vorstellung von dem Tumulte geben, den die Damen im Kopfe und im Herzen des Dichters anrichteten. Das Allerseltsamste aber ist, daß unter seinen zahlreichen Correspondentinnen sich auch diejenige befand, die seine Gattin werden sollte.

Byron hat selbst in den letzten Jahren seines Lebens ausführliche Notizen über alles niedergeschrieben, was sein eheliches Verhältniß betraf. Er war dazu veranlaßt theils durch den Wunsch, sich von den gehässigen Anschuldigungen zu reinigen, mit denen die Stimme des Publikums ihn in Bezug auf seine Ehe und die Trennung derselben überhäufte, theils durch das Gefühl des Hasses und der Rache gegen die Verwandten einer Gemahlin, denen er die Schuld an der Zerstörung seiner Häuslichkeit aufbürden zu müssen glaubte. Leider sind diese Notizen nicht mehr vorhanden, und die wichtigste Quelle für diesen Theil von Byron's Leben ist daher für uns verloren.

Damit hat es folgenden Zusammenhang.

Es mag kaum ein Mensch mehr über sich selbst, und seine intimsten und geheimsten Verhältnisse gesprochen und geschrieben haben als Lord Byron. Seine immer glänzende Unterhaltungsgabe war nie belebter, und er äußerte sich nie mit größerem Feuer, als wenn er auf seine persönlichen Angelegenheiten zu sprechen kam.

In der Darlegung seiner Gefühle und Empfindungen, in Reminiscenzen an seine Jugendliebe und seine Jugendfreundschaften, und in Ergießungen gegen seine literarischen und politischen Gegner war er unerschöpflich an immer neuen Wendungen und geistreichen Einfällen, und so groß war sein Drang nach Mittheilung in dieser Beziehung, daß

er zu seinem Schaden sehr oft den ersten besten, der ihm in den Wurf kam, zum Vertrauten machte. Auch förmliche Tagebücher hat er, zwar nicht immer regelmäßig, aber doch oft Monate lang in der Art geführt, daß er an jedem Tage und zwar häufig viele Seiten hintereinander niederschrieb. Diese Papiere bildeten mit den durch seine dichterischen Arbeiten entstehenden Manuscripten, wie man sich denken kann, sehr umfangreiche Massen, und sie befanden sich bei verschiedenen Personen in Verwahrung, denen er sie auf Veranlassung seiner Reisen und seines zwischen London und Newstead oft wechselnden Aufenthaltes anvertraut hatte. Außerdem hat er später noch unter dem Titel „Mein Leben und meine Abenteuer" seine Memoiren geschrieben, und die Handschrift derselben im Jahre 1819 an Thomas Moore geschenkt, mit der Erlaubniß sie seinen Freunden zu zeigen, und nach des Verfassers Tode drucken zu lassen. Außerdem sollte Moore des Freundes Leben selbstständig beschreiben. Dies hat Byron nicht nur ihm selbst wiederholt aufgetragen, sondern auch der Mrs. Leigh und allen seinen Freunden und Bekannten mitgetheilt.

Nach des Dichters Tode trat nun Moore mit Byron's Schwester, und der Familie der Lady Byron in Verbindung, und man kam dahin überein, aus dem handschriftlichen Nachlasse alles Dasjenige zu verbrennen, was

nahestehende Personen verletzen könnte, ohne zur Aufklärung über Byron's Leben und Charakter wesentlich beizutragen. So wurde denn auch die Handschrift jener Memoiren vernichtet.

Moore hatte dieselbe bereits für zweitausend Pfund Sterling an den Buchhändler Murray verkauft, er zahlte jedoch diese Summe zurück, und die auf diese Weise wieder in seinen Besitz gekommene Handschrift wurde verbrannt.

Die ihm übertragene Pflicht, Lord Byron's Biograph zu werden, erfüllte er durch Herausgabe eines umfangreichen Werkes, welches den Titel führt: „Briefe und Tagebücher Lord Byron's mit Notizen über sein Leben." Diese mit großem Geschick und vielem Geiste gemachte Zusammenstellung zeigt offenbar das Bemühen unpartheiisch zu sein; dennoch aber trägt sie wesentlich den Charakter einer Vertheidigungsschrift. Das konnte auch bei dem innigen Freundschaftsverhältniß, in welchem er zu Byron stand, nicht wohl anders sein, um so mehr, als er sich den Rücksichten nicht entziehen konnte, die er auf dessen Schwester, und auf Lady Byron und deren Familie zu nehmen hatte. Es ist namentlich an das Leben des Dichters nicht der rein sittliche Maaßstab angelegt, sondern seine Sünden und Verirrungen werden durchweg

in dem Lichte dargestellt, als gebe die Genialität ein Privilegium zur Uebertretung aller zehn Gebote.

Nun haben außerordentliche Menschen zwar unstreitig einen Anspruch darauf, daß für sie auch eine außerordentliche Art der Beurtheilung eintrete. Die Lebhaftigkeit des Geistes, welche sie zu ungewöhnlichen Leistungen befähigt, verleitet sie leichter, die Gesetze der Sitte und des Anstandes zu übertreten, als andere. Ihre glühende Phantasie, und die erhöhte Thätigkeit und Empfänglichkeit ihrer Sinne reißt sie schneller über die Schranken des Erlaubten fort, als ruhigere Naturen. Aber dies alles darf man ihnen doch nur in soweit nachsehen, als sie damit nur sich selbst schaden, indem sie den Weg der Klugheit und Besonnenheit verlassen, der sie zu wahrem innigerem Glück geführt haben würde. Allein wenn auf solchen Gebieten, welche der höchsten Sitte und Humanität angehören, Laune und Leichtsinn sich in so hohem Grade geltend machen, daß sie auch fremdes Glück zerstören und mit Verletzung aller heiligsten Pflichten nur dem augenblicklichen Belieben folgen, da muß unsere Nachsicht denn doch ein Ende haben; und das ist im besonderen Maße der Fall gegenüber der höchsten und heiligsten Verbindung, welche der Mensch eingeht, nämlich gegenüber der Ehe. Sehen wir, daß der Dichter dies erhabene Verhältniß mit größtem Leichtsinn eingeht, und dabei

nur seiner Laune, und zum großen Theile auch äußeren weltlichen Rücksichten folgt, dann müssen wir mit allem Unwillen uns gegen ein Verhalten erklären, welches doppelt schmerzlich wahrzunehmen ist bei einem Manne, dem so Großes gegeben wurde. Für seine Jugendthorheiten und Ausschweifungen hatten wir genügende Entschuldigung in seiner verkehrten Erziehung, in seiner Leidenschaftlichkeit und in den großen Versuchungen, die ihn von allen Seiten umstürmten. Bei seiner Verheirathung aber war er durch kein Feuer der Liebe verblendet, sondern sein ganzes Verhalten offenbart leider nur ein Gemisch von Leichtsinn und Berechnung.

Daß dies Urtheil nicht zu hart ist, wird die folgende Schilderung der Art und Weise darthun, wie er seine Ehe einging. Wir mußten das Material zu dieser Darstellung theils aus den in dem Moore'schen Werke enthaltenen Notizen, noch mehr aber aus den Aufzeichnungen zusammentragen, die sich in Galt's Biographie Lord Byron's, und bei den andern Memoirenschreibern, namentlich bei Dallas, Lady Blessington, Medwin und Kennedy vorfinden, um daraus eine möglichst unpartheiische Anschauung von dem wirklichen Hergange zu gewinnen. Eine wichtige Quelle ist auch Hunt's wenn gleich in feindlichem Sinne abgefaßte Schrift, die wegen des vielfachen persönlichen Verkehrs, in welchem

der Autor mit Byron stand, um so mehr zu berücksichtigen ist, als selbst Moore ihn zwar wegen seiner Bitterkeit und seines ungerechten Urtheils tadelt, aber eigentliche factische Unrichtigkeiten ihm dennoch nicht nachzuweisen vermocht hat. Dagegen war Dasjenige, was sich in den Tagesblättern jener Zeit und in den damals erschienenen Flug- und Schmähschriften findet, fast gar nicht zu brauchen; denn alles dies ist so voll von offenbaren Lügen und Verleumdungen, und enthält so viele Dinge, die kein Dritter wissen konnte, daß es vollkommen gerechtfertigt ist, wenn man in diesem heutzutage auch in England längst vergessenen und verachteten Wuste nicht von Neuem nachgräbt.

Wir haben unter denen, welche sich bemühten, Byron zur Eingehung einer Ehe zu bewegen, vor Allen Thomas Moore und Lady Melbourne genannt. Die letztgenannte Dame war die Tante von Anna Isabella Milbanke, der einzigen Tochter und Erbin des sehr reichen Baronet Sir Ralph Milbanke, und Lady Melbourne wünschte den von ihr sehr geliebten und bewunderten Dichter mit ihrer Nichte zu verheirathen, deren Charakter ihr dazu angethan schien, den flatterhaften Lord unter das Joch der Ehe zu beugen. Die Vermögensverwicklungen, in denen sich derselbe damals befand, kamen zu den oben berührten Rücksichten noch hinzu, die ihm damals eine Heirath, und

zwar mit einer Erbin wünschenswerth erscheinen ließen. Die Gläubiger, denen er von seiner Minderjährigkeit her und auch später vielfach Geld gegen wucherische Zinsen schuldig geworden war, drängten von allen Seiten. Von dem Abstandsgelde aus dem Newsteader Kaufgeschäft war auch nicht viel mehr übrig, und an den Gedanken, durch seine Gedichte Geld zu erwerben, konnte sein Adelsstolz sich noch nicht gewöhnen. Alles dies kam zusammen, um ihm Miß Milbanke als eine wünschenswerthe Eroberung erscheinen zu lassen. Ueber sein erstes Zusammentreffen mit dieser, nach den Aussagen aller Personen, die sie gekannt haben, durchaus vortrefflichen jungen Dame, hat Lord Byron selbst folgendermaßen berichtet: „Ich sah Miß Milbanke zum ersten Male in einer Assemblee bei Lady Melbourne. Es war ein verhängnißvoller Tag, und ich erinnere mich noch recht gut, daß ich auf der Treppe stolperte, und zu Moore, der mich begleitete, sagte, daß dies eine schlimme Vorbedeutung wäre. Ich hätte mich warnen lassen sollen. Als ich in den Salon trat, fiel mir eine junge Dame auf, welche einfacher gekleidet war, als die übrigen, und die allein auf einem Sopha saß. Ich hielt sie für die Gesellschaftsdame irgend einer Lady, und fragte, ob dem so sei? Moore aber flüsterte mir zu: Sie ist eine große Erbin. Das wäre eine Frau für

Sie, Sie könnten dann Newstead wieder in Stand setzen. Miß Milbanke's Erscheinung hatte etwas Anziehendes. Sie war, was man hübsch nennt. Ihre Gesichtszüge klein und weiblich, aber nicht regelmäßig. Ihre Figur war vollkommen ihrer Größe angemessen, und es lag eine Einfachheit und schüchterne Bescheidenheit in ihrem Wesen, welche sehr angenehm von der kalten künstlichen Förmlichkeit und von der studirten Steifheit abstach, die man feinen Anstand nennt. Sie interessirte mich ganz außerordentlich, ich sah sie nun fast täglich, und fühlte mich täglich mehr zu ihr hingezogen. Das Ende davon war, daß ich ihr schriftlich einen förmlichen Antrag machte, den sie aber zurückwies. Ihr ablehnender Brief war jedoch so gefaßt, daß er durchaus nichts Beleidigendes hatte. Ueberdies glaubte ich zu wissen, daß nur der Einfluß ihrer Mutter sie bestimmt hatte, meine Bewerbung nicht anzunehmen. In dieser Meinung wurde ich um so mehr bestärkt, als sie selbst nach etwa zwölf Monaten den Briefwechsel wieder anknüpfte, indem sie mir schrieb, daß sie mich zwar nicht lieben könnte, daß sie aber meine Freundin zu sein wünschte. Freundschaft ist ein gefährliches Wort für junge Damen. Es ist bereits der vollständig befiederte Amor, der nur darauf wartet, eines Tages seine Schwingen zu entfalten."

Der seltsame Briefwechsel wurde demnächst fortgesetzt, und man tauschte sogar die Portraits aus. Natürlich ist von dem Inhalte dieser Correspondenz niemals etwas in's Publikum gekommen, aber aus den Tagebüchern ersieht man, daß Byron von Haus aus keinesweges die Absicht hatte, seinen Heirathsantrag zu erneuern. Was ihn endlich dazu bewog, giebt eine Stelle aus den zerstörten Memoiren zu erkennen, die nach dem, was Moore davon sagt, etwa so gelautet haben mochte: „Im Herbst 1814, wo ich mich besonders unglücklich, und in dem verfallenen Schlosse zu Newstead vereinsamt fühlte, und wo außerdem meine Geldangelegenheiten immer verzweifelter wurden, drängten meine Freunde immer stärker in mich, daß ich heirathen solle. Man schlug mir Miß A. vor. Ich aber nannte Miß Milbanke. Hiergegen wurde eingewendet, daß dieselbe zwar eine große Erbin sei, aber bei Lebzeiten der Aeltern kein selbstständiges Vermögen habe, und daß sie außerdem wegen ihrer Gelehrsamkeit mir nicht zusagen werde. Es wurde darauf beschlossen, daß ein Antrag an Miß A. ergehen sollte. Da ich keine Lust hatte denselben abzufassen, so schrieb mein Freund X. denselben für mich, und ich schrieb ihn ab. Wir waren gerade wieder eines Morgens bei einander, als die Antwort der Dame eintraf. Sie war ablehnend. „Nun siehst Du," sagte ich,

„wird es doch zuletzt Miß Milbanke sein müssen; — ich will an sie schreiben.

„Ich setzte mich sogleich nieder, den Brief abzufassen. Mein Freund remonstrirte dabei noch fortwährend gegen meine Wahl. Sobald aber der Brief fertig war, nahm er ihn und las. Dabei sagte er: „Das ist wahrhaftig ein sehr hübscher Brief. Wie schade, daß er nicht abgehen soll. Ich habe in meinem Leben keinen hübscheren Brief gelesen!" — Nun dann soll er auch abgehen, sagte ich. Und mit diesen Worten faltete ich ihn zusammen, siegelte ihn, und schickte ihn ab. In diesem Augenblick hatte ich dem Schicksal meines Lebens das Siegel aufgedrückt." —

Die Antwort ließ nur wenige Tage auf sich warten, und sie lautete diesmal: Ja! Am 29. Sept. 1814 wird dieser Erfolg mit folgenden Worten an Thomas Moore verkündigt:

„Lieber Moore, ich werde nun heirathen, das heißt, ich habe das Jawort erhalten, und in der Regel hofft man dann, daß das Uebrige folgen wird. Ich weiß, daß Du die Mutter meiner künftig zu gebärenden Gracchen für mich für zu steif und pedantisch hältst, obgleich sie ein wahres Musterstück von einem einzigen Kinde ist. Miß Milbanke heißt die Dame, und ihr Vater hat mich ein=

geladen, in meiner Eigenschaft als Erkorner auf seine Güter zu kommen, was aber nicht eher geschehen kann, als bis ich einige Geschäfte in London abgemacht, und mir einen blauen Frack besorgt habe. Sie soll eine Erbin sein. Doch davon weiß ich nichts, und werde auch nicht danach fragen. Aber ich weiß, daß sie Talente und ausgezeichnete Eigenschaften hat, und ihren guten Geschmack wirst Du selbst nicht bestreiten, da sie mich nimmt, nachdem sie sechs Freier ausgeschlagen hat. Hast Du noch etwas dagegen zu sagen, so sage es. Ich bin jetzt fest entschlossen, und kann deshalb alles anhören. Es können noch Dinge sich ereignen, die das Verhältniß wieder auflösen, aber ich will nicht hoffen, daß es geschieht. Mit Deiner Gratulation brauchst Du Dich nicht zu beeilen, denn bis zur Hochzeit können noch Monate vergehen. — — — Natürlich muß ich mich jetzt bessern, und zwar gründlich; denn ernstlich gesprochen, wenn ich etwas zu ihrem Glück beitragen kann, so dient das ja zu meinem eignen Glück. Sie ist eine so gute Person, daß — daß — kurz daß ich wünschte, ich wäre etwas besser."

Ohne diesen Brief weiter zu commentiren, müssen wir doch bemerken, daß die Unbekanntschaft mit den Vermögensverhältnissen seiner Braut, die Byron hier vorgiebt, nicht in Wahrheit begründet ist, seine eigene

oben angeführte Erzählung von seinem ersten Zusammentreffen mit ihr, widerspricht dem gerade zu.

Sehr possierlich ist es, daß er gegen alle verschiedenen Personen, denen er seine Verlobung anzeigt, seinen Widerwillen gegen den blauen Frack ausspricht, den er zur Trauung haben müsse. In einem der Briefe heißt es: „Ich bin jetzt der glücklichste der Sterblichen, denn ich bin seit acht Tagen verlobt. Gestern traf ich den jungen F., auch den glücklichsten der Sterblichen, denn er ist der Bräutigam der Miß *.“

Auch seinem alten Lehrer Dr. Drury zeigt er seine Verlobung an, und fährt dann fort: „Ich hoffe, Hodgson befindet sich unterweges nach dem gleichen Ziel. Ich sah ihn und seine Göttin in Hastings. Es wäre hübsch, wenn wir zusammen getraut werden könnten. Wir müßten uns zu dem Ende wie die Knaben in der Schule, wenn sie elektrisirt wurden, einander bei den Händen fassen, und fühlten dann den Schlag der Kette, die uns verbindet, Alle zugleich. Ich habe ihm noch gar keine Anzeige gemacht. Er nimmt das Alles so ernst und würdevoll, daß es für uns lustigen Leute ganz überwältigend ist. Man sagt mir, daß man sich in einem schwarzen Frack nicht trauen lassen soll. Ich will aber keinen blauen, das ist so langweilig. Ich hasse es.“

Wenn wir nun auch einen guten Theil der Frivolität, welche den Hauptzug dieser Mittheilungen bildet, auf augenblickliche übermüthige Launen, und auf den Wunsch zu setzen haben, die Bewunderung der Correspondenten zu erregen, so vermißt man doch schmerzlich den Ernst, welchen man von einem Manne erwartet, der die wichtigste Verbindung seines Lebens einzugehen im Begriffe steht. Aber auch die wahre Liebe spricht sich nicht in solcher Weise aus, daß sie ihren Gegenstand bewitzelt. Allein weit bedenklicher wird das Alles, wenn wir unzweifelhaft annehmen müssen, daß alle wahre Neigung, deren Lord Byron fähig war, immer noch seiner Jugendliebe Marie Anne gehörte, und daß er nicht aufhörte, sie wegen seiner verschmähten Liebe in seinem Herzen anzuklagen.

Mit so getheilten Empfindungen stand er der erwählten Braut gegenüber, und das ganze Verhältniß mußte von seiner Seite wenigstens ein durchaus unwahres sein, wenn er sich auch zuweilen auf Augenblicke darüber selbst getäuscht haben sollte. Dagegen müssen wir der weit verbreiteten Vorstellung durchaus entgegentreten, daß er die Sache etwa von einer tief melancholischen Seite aufgefaßt, und sich damals wirklich und dauernd unglücklich gefühlt habe. Allerdings gab es auch Momente, wo seine Gefühle und Erinnerungen eine solche

Färbung annahmen, aber das waren nur einzelne Momente, aus einem Strome von wechselnden Launen, bei denen die humoristische, übermüthige, witzige und oft auch wahrhaft gemüthliche Seite seines Seelenlebens für gewöhnlich die Oberhand hatte. Die ernsten und melancholischen Augenblicke wurden bei ihm fast immer zu Gedichten, denn die Muse hatte ihm in höherem Maße wie den meisten andern Dichtern, die Gabe verliehen, sich in Liedern und Versen auszusprechen, und zwar im eigentlichsten Sinne auszusprechen, so daß von der Stimmung, die ihn zum Dichten trieb, sofort, nachdem er derselben poetischen Ausdruck gegeben hatte, auch nichts mehr übrig blieb. In diesen Gedichten wurden seine Gefühle aus seiner Seele heraus in die Welt versetzt, und wir werden noch mehr als einmal mit ansehen, wie er lyrische Klagen, die aus einem brechenden oder gebrochenen Herzen zu strömen schienen, sofort nicht nur den Freunden zeigt, um die Schönheit derselben bewundern zu lassen, sondern auch durch die Zeitungen und durch den Buchhändler veröffentlichen läßt. Das thut man nur mit den Ausdrücken einer vergangenen, und nicht einer gegenwärtigen Empfindung, und es paßt auf diese Ergießungen vollkommen der geistreiche Ausspruch Macaulay's über Lord Byron's viel besprochene und geglaubte Menschenverachtung und Menschenhaß: Wer die

Menschen wirklich haßt und verachtet, der läßt nicht jedes Jahr ein Paar Bände drucken, um es ihnen zu sagen.

War unter den wechselnden Momenten seiner Laufbahn je einer geeignet, ihn das Verfehlte und Verkehrte eines Lebens empfinden zu lassen, welches alle andern, nur nicht die wahrhaft sittlichen Principien zu bewegenden Triebfedern hatte, so mußte es der Augenblick sein, wo er mit seiner Braut vor dem Geistlichen stand, um die feierlichen Worte der englischen Trauungsliturgie nachzusprechen.

Am 2. Januar 1815 wurde die Verbindung geschlossen, welche bestimmt war durch ihren traurigen Verlauf auf das ganze übrige Leben des Dichters den nachhaltigsten Einfluß zu üben, ja für dasselbe wesentlich bestimmend zu sein. Hier war der Wendepunkt, wo es sich entscheiden mußte, ob er als ein regelmäßiges Glied in das Getriebe der menschlichen Gesellschaft sich einfügen könnte, oder ob er, wie ein Irrstern bis an's Ende durch seine eigene excentrische Bahn die Bahnen der andern zu durchkreuzen bestimmt war. Denn daß dies eine Nothwendigkeit gewesen wäre, dürfen wir auf keine Weise zugeben. Es ist nicht wahr, daß das Genie, selbst das größte, sich in die Schranken der Sitte nicht fügen könne, es mag ihm schwerer werden als andern

gewöhnlichen Menschen, aber doch ist es zuletzt nicht die Gabe des Genius, welche den Begabten zu sündigen nöthigt, sondern es ist und bleibt der Mangel an sittlichem Ernst und an Selbstbeherrschung, welcher ihn hindert im geordneten bürgerlichen und Familienkreise zu leben und doch dabei ein großer Dichter, Künstler oder Gelehrter zu sein. Auch zeigt uns die Geschichte unter den herrlichsten Namen auf allen Gebieten menschlicher Größe Gott sei Dank noch immer mehr wahrhaft edle und reine, als ausschweifende und sündige Naturen.

Newton und Händel, Plato und Sophokles standen an Genie keinem sterblichen Menschen nach, und für Schiller konnte kein erhebenderes Lob ersonnen werden als die herrlichen Verse, welche Goethe seinem Andenken widmete: Und hinter ihm in wesenlosem Scheine lag, was uns Alle bändigt, das Gemeine.

Eine Ahnung dieser Wahrheiten mochte Byron's Seele durchzucken, als er an seinem Hochzeitsmorgen erwachte. Mit traurigen wehmüthigen Blicken betrachtete er den Heirathsanzug, der vor ihm ausgebreitet dalag. Unruhig durchwanderte er den Park, bis man ihn aufsuchte und hereinrief, um in der Kapelle an diesem Tage zum ersten Mal mit der Braut und deren Familie zusammenzutreffen. Als er vor dem Altar kniete und die Worte wiederholte, die der Geistliche ihm vorsprach,

schwamm es wie Nebel vor seinen Augen, — seine Gedanken waren fern von dem gegenwärtigen Orte und von der feierlichen Handlung. Erst durch die Glückwünsche der Versammelten wurde er aus seinen Träumen geweckt, und ward gewahr, daß er verheirathet war. Der Ring, den er der Gattin an den Finger steckte, war ein alter Ring seiner Mutter, den der Gärtner kurz vorher in Newstead ausgegraben hatte. In einer Anwandlung von abergläubischer Sentimentalität hatte er ihn zu seinem Trauringe bestimmt.

In dem Gedichte „der Traum," aus dem wir bereits ein Bild mitgetheilt haben, ist diese Scene mit folgenden Worten geschildert:

Ich sah ihn stehen vor dem Traualtar
Mit einer holden Braut von sanftem Wesen.
Doch waren es die Züge nicht, die einst
Wie Sternenschein in seine Knabenzeit
Geleuchtet hatten. — Vor dem Altar selbst
Zuckt über seine Stirn der Ausdruck wieder,
Der einst sein Knabenantlitz überflog,
Als einsam im Gemach er sie erwartet,
Die er so sehr geliebt. Und noch einmal
Durchzogen unaussprechliche Gefühle
Sein krankes Herz in jenem Augenblick.
Und still und ruhig stand er wieder, sprach
Gelübde nach, die er kaum selbst vernahm,
Und alles drehte schwindelnd sich um ihn,
Er sah nicht, was sich um ihn her begab.

Das alte Haus erschien ihm, und die Halle,
Die er so oft betreten, sah er wieder,
Das wohlbekannte Zimmer, und den Ort,
Den Tag, die Stunde, Sonnenschein und Schatten
Und Alles wie in jener alten Zeit,
Auch sie, die sein Verhängniß war, erschien,
Und drängte zwischen ihn sich und das Licht:
Was wollte hier ihr Bild zu solcher Zeit?

Gleich nach der Trauung verließen die Neuvermählten das Schloß der Milbankes, und begaben sich nach einem andern Familiengute derselben, um die ersten Wochen daselbst zu verleben. Beim Einsteigen beging Byron das Versehen, daß er seine Gemahlin mit „Miß Milbanke“ anredete, was von der Dienerschaft als böse Vorbedeutung betrachtet wurde.

Er selbst berichtet ferner: „Nach der Ceremonie fuhren wir alsbald nach einem Landsitze Sir Ralph's, meines Schwiegervaters. Die Reiseanstalten, die man getroffen hatte, überraschten mich in nicht geringem Maße, denn man hatte es so eingerichtet, daß die Kammerjungfer zwischen mir und meiner jungen Gattin sitzen mußte. Die Autorität des Ehemannes herauszukehren war es noch etwas zu frühe, und so mußte ich es über mich ergehen lassen, obgleich ich es nicht in der besten Manier that. Man hat mir nachgesagt, daß ich im Augenblick, wo ich in den Wagen stieg, gesagt hätte, ich habe Lady Byron nur um mich zu rächen, geheirathet, weil sie mich

vorher abgewiesen hätte. Aber obgleich ich durch ihre Prüderie, oder wie man es nennen will, augenblicklich verstimmt war, so würde ich doch eine so leichtfertige und rohe Aeußerung nie gethan haben, denn ich bin überzeugt, daß in solchem Falle meine Frau sofort den Wagen mir und der Jungfer allein überlassen hätte. Sie hatte Entschiedenheit genug dazu und würde sich einen solchen Schimpf nicht haben gefallen lassen. Unsere Flitterwochen waren nicht lauter Sonnenschein, es gab da auch Wolken! Ich war, als mein Vater starb, nicht mehr so ganz jung, als daß mir die häuslichen Zankscenen, die ich mit ansah, nicht von früh auf eine Angst vor dem Ehestande hätten beibringen sollen. Dies Gefühl kam in hohem Maße während meiner Hochzeit über mich. Eine Stimme flüsterte mir zu, daß ich mit dem Ehecontract mein Todesurtel unterzeichne. An dergleichen Ahnungen glaube ich. Der Dämon des Sokrates war keine Einbildung. Auch Napoleon hatte solche Vorzeichen. Noch im letzten Augenblick wäre ich gern zurückgetreten, wenn es sich hätte machen lassen."

Die ersten Zeiten des ehelichen Beisammenlebens vergingen übrigens gut genug, und namentlich merkten fremde Besucher durchaus kein Zeichen davon, daß nicht ein ganz liebevolles Verhältniß stattgefunden hätte. Alibon hat in seinem 1859 erschienenen kritischen Wörterbuch

der englischen Literatur eine Anzahl von bisher unbekannten Berichten solcher Personen, namentlich von Amerikanern mitgetheilt, welche den Dichter während der Zeit seines Zusammenlebens mit Lady Byron besuchten, und alle stimmen darin überein, daß sein Benehmen gegen die Gattin einfach, natürlich und durchaus so erschienen sei, wie sich Jemand darstellt, der sich glücklich fühlt. Sie fuhren mit einander spazieren, und die Gattin wartete mit großer Geduld unten im Wagen, wenn der Lord einen Freund besuchen wollte. Sie schrieb Briefe für ihn, copirte Gedichte, und es schien alles einen ganz häuslichen Charakter anzunehmen. Doch fehlte es auch schon in den Flitterwochen an kleinen Reibungen nicht. So konnte die junge Frau es nicht unterlassen, den Dichter, wenn er schrieb, durch Fragen und Anreden zu unterbrechen, was denselben zu Ausbrüchen einer üblen Laune reizte, welche die verwöhnte junge Frau höchst beleidigend fand. Aber auch zu größeren Störungen eines ruhigen Beisammenlebens war schon durch die ganze Art und Weise der Einrichtung des Hausstandes der Grund gelegt, welcher weit über die Geldmittel Byron's hinausging. Man hatte in Newstead eine Wohnung eingerichtet, und außerdem ein prachtvoll möblirtes Haus in London bezogen. Zahlreiche Dienerschaft wurde gehalten, besondere Equipagen

standen für den Herrn und die Dame bereit, und dazu hatte der Lord nur Schulden und die Frau eine Mitgift von zehntausend Pfund. Die Gläubiger meldeten sich zahlreich, weil sie aus dem Heirathsgut Befriedigung erwarteten. In wenigen Monaten war das Geld verschwunden, und Processe und Executionen drängten einander. Nur die Unverletzlichkeit der Person eines Pair von England schützte vor dem Schuldarrest. Dagegen wurden Wagen und Pferde und alle Möbel mit Beschlag belegt. Sogar die Bücher des Lords sollten unter den Hammer kommen, und die Betten des jungen Ehepaars entgingen nicht dem allgemeinen Schicksal. In solche Zustände hatte die junge verwöhnte, von Bewerbern umringte Erbin nicht zu kommen erwartet. Doch war das noch das Geringste. Eifersucht gesellte sich zu dem aus so zerrütteten Verhältnissen entsprungenen Unbehagen. Wenn es überhaupt schon in der Natur der Sache liegt, daß die Gattin eines wegen unzähliger Liebschaften berühmten Mannes auf denselben eifersüchtig sein mußte, so hatte Byron gerade in dieser Zeit die unglückliche Idee gehabt, sich in das Direktorium des Drurylane-Theaters wählen zu lassen. Dies hatte einen fortwährenden geschäftlichen Verkehr mit Schauspielerinnen, Sängerinnen und Tänzerinnen zur Folge, und man kann es Lady Byron wahrlich nicht

verargen, wenn sie auch einen außergeschäftlichen Verkehr vermuthete. Ob mit Recht oder Unrecht, ist schwer zu entscheiden. Das Publikum glaubte nicht an die Tugend des Dichters, und zischte sogar im Theater die Schauspielerin Mrs. Mardyn aus, weil man sie in Verdacht hatte mit Lord Byron in dessen eigenem Hause unerlaubte Zusammenkünfte gehabt zu haben. Er selbst betheuert wiederholt auf's Eindringlichste seine Unschuld. Umsonst. Wenn irgend Jemand, war Er verpflichtet auch den Schein zu meiden, und er that gerade das Gegentheil. Dem Capitain Medwin erzählte er unter Lachen, daß einst bei seiner Frau drei verheirathete Damen zugleich im Zimmer gewesen, um ihr als Neuvermählten zu gratuliren, und daß er mit allen Dreien früher in zarten Verhältnissen gestanden habe. Unter solchen Umständen ist allerdings auf die Betheuerungen seiner Unschuld nicht viel zu geben.

Daß Lady Milbanke von diesen Zuständen Kenntniß erhielt, und für das Schicksal des einzigen Kindes zitterte, ist sehr begreiflich, und ebenso begreiflich, daß sie zu erfahren wünschte, was eigentlich vorgehe. Daß sie zu förmlicher Spionage ihre Zuflucht genommen, und sogar seinen Schreibtisch durch ihre Vertrauten erbrechen lassen, glaubte und behauptete Byron. Ob mit Recht oder Unrecht, ist gleichgiltig. Zur Erhöhung des häus-

lichen Glücks konnte solcher Verdacht nicht beitragen. Zu alle diesem Schlimmen kommt nun aber als Schlimmstes der Umstand, daß Byron bei dem Anstürmen so vieler Unannehmlichkeiten seinen Gleichmuth nicht im Geringsten bewahren konnte, sondern sich fortwährend in der allergereiztesten Stimmung befand. Die Verfolgungen, die er wegen der Verse an die Prinzessin Charlotte erfuhr, wurden immer heftiger. Man griff in den Zeitungen zu allen niedrigsten Mitteln der Verdächtigung und der Verleumdung, und es war in mehreren dieser Blätter eine stehende täglich wiederkehrende Rubrik für solche Angriffe auf den Dichter. Dieser ließ sich nun zu den entsetzlichsten Ausbrüchen der Wuth hinreißen, bei welchen er seiner Mutter kaum etwas nachgab. Er stieß und warf alles um sich her, was ihm in den Weg kam, und eines Tages schleuderte er sogar seine Lieblingsuhr in Gegenwart der jungen Frau in's Kamin, und schlug so lange mit der Feuerzange darauf, bis sie vollständig zerstört war. Rechnet man zu allem diesen seine unregelmäßigen Lebensgewohnheiten, seine zwischen ascetischem Fasten und Schwelgerei abwechselnde Diät, seine Umgebung von wilden Thieren und bissigen Hunden, so wird man sich nicht wundern, wenn Lady Byron alles Ernstes auf den Gedanken kam, daß ihr Gatte gestörten Geistes sei. In dieser Vorstellung ward

sie von ihrer Mutter bestärkt, der sie in der Angst ihres Herzens klagte, was sie täglich ansehen mußte. Unter solchen Umständen mußte der Schein ehelichen Glücks, der in der ersten Zeit nach der Verheirathung wahrgenommen worden war, gar bald verschwinden, und Furcht und Besorgniß für die Zukunft erfüllte die Seele der jungen Frau und zwar in so hohem Maße, daß sie selbst einen Arzt darüber befragte, ob Lord Byron wohl ganz seiner Sinne mächtig sei.

Unterdessen nahte die Zeit heran, wo sie ihren Gatten mit einem Kinde beschenken sollte, und am 10. December 1815 wurde eine Tochter geboren, welche die Namen Augusta Ada erhielt, indem Lord Byron dem Namen seiner geliebten Schwester einen zweiten Namen hinzufügte, der im elften Jahrhundert einer seiner Ahnfrauen angehört hatte. —

Gerade in diesen Tagen drängten die Gläubiger mit der größten Erbitterung gegen ihn an. Acht verschiedene Executionen wurden zu gleicher Zeit in seinem Hause vollstreckt, und er deutete seiner Frau an, daß es zweckmäßig sein würde, wenn sie, sobald ihre Kräfte es erlaubten, zu ihren Aeltern sich begebe, er selbst wolle sobald wie möglich dahin nachkommen. Am 15. Jan. reiste Lady Byron zu ihrem Vater nach Kirkby Mallory, indem sie noch einen sehr freundlichen, selbst scherzhaft

gefaßten Abschiedsbrief zurückließ. Kaum aber war sie in ihrer Heimath angelangt, als ein Schreiben des alten Sir Ralph Milbanke bei Lord Byron eintraf, worin demselben angezeigt wurde, seine Gattin werde nie mehr zu ihm zurückkehren.

Der Dichter war auf einen so plötzlichen Entschluß nicht im mindesten vorbereitet. Umdrängt von feindlichen Angriffen, in einem ausgepfändeten Hause blieb er von Weib und Kind verlassen allein zurück. Er hat Beide niemals wieder gesehen.

Wenn wir nach dem vorher Gesagten uns nicht wundern können, daß eine unter solchen Umständen, wie wir sie mittheilten, geschlossene und fortgeführte Ehe keinen Bestand haben konnte, so bleibt das einzig Räthselhafte nur die Art und Weise, wie die Trennung so plötzlich und nach einem eben erst geschriebenen freundschaftlichen Briefe zur Ausführung kam. Das englische Publikum brannte vor Neugierde, die nähern Umstände zu erfahren, und nahm fast allgemein die Partei der Dame. Die Schmähungen in den öffentlichen Blättern überschritten alles Maß. Da war keine Ausschweifung, die der Dichter nicht begangen, keine Mißhandlung, die er seiner Gattin nicht sollte zugefügt haben. Einer suchte den andern in Verunglimpfungen zu überbieten, und es dauerte nicht lange, so trat an die Stelle des allgemeinen

Enthusiasmus, welcher den Dichter des Childe Harold begrüßt hatte, eine eben so allgemeine Verketzerung desselben, und das Publikum verfolgte seinen bisherigen Liebling mit einem Hasse, wie ihn selten ein Privatmann zu erdulden gehabt haben mag. Ueber diesen wunderbaren Umschwung der öffentlichen Meinung, und über die Folgen, welche derselbe hatte, hat sich Macaulay in so erschöpfender und geistreicher Weise ausgesprochen, daß wir seinen Worten kaum etwas hinzuzufügen wüßten. Er sagt: Man hatte Byron mit unvernünftiger Schwärmerei vergöttert. Man verfolgte ihn nun mit eben so unvernünftiger Wuth. Viel ist über die unglückseligen Familienereignisse geschrieben worden, welche das Geschick seines Lebens entschieden. Jedoch über die Sache selbst ist niemals irgend etwas Anderes mit Gewißheit bekannt geworden, als daß er sich mit seiner Gemahlin veruneinigte, und daß dieselbe nicht ferner mit ihm leben wollte. An Winken und Andeutungen hat es nicht gefehlt, und gar Viele haben die Achseln gezuckt, und bedeutsam den Kopf geschüttelt, als wollten sie sagen: „O wir wissen schon, was dahinter steckt“, und „Wenn wir nur reden dürften“ und „Es giebt Leute genug, die davon erzählen könnten.“ Aber es ist uns nicht bekannt, daß irgend eine bestimmte Thatsache der Welt vorläge, welche zu dem Schlusse berechtigte, daß

Lord Byron mehr zu tadeln wäre, als irgend jemand anders, der sich mit seiner Frau nicht vertragen hat. Es steht fest, daß Lady Byron mit Rechtsverständigen und mit Aerzten zu Rathe gegangen ist, und daß diese ihr abgerathen haben, bei ihrem Manne zu bleiben, aber man darf nicht vergessen, daß diese Männer ihre Ansicht aussprachen, ohne vorher den andern Theil gehört zu haben. Wir behaupten nicht, und wollen auch nicht etwa zu verstehen geben, daß die Schuld irgendwie auf Seiten von Lady Byron gelegen habe. Aber wir glauben, daß nach den bewiesenen Thatsachen, welche der Welt vorliegen, man eben so wenig berechtigt ist, sie als ihn zu verdammen. Wir wollen kein Urtheil aussprechen, wir können nicht einmal in unserem Innern uns ein solches Urtheil bilden, weil die Verhandlungen selbst uns so wenig bekannt sind. Gut wäre es gewesen, wenn zu der Zeit, wo die Gatten sich trennten, alle diejenigen, welche eben so wenig von dem eigentlichen Zusammenhange wußten, wie wir jetzt, sich so discret verhalten hätten, wie die allgemeine Gerechtigkeit es erfordert.

Es giebt kein lächerlicheres Schauspiel, als das britische Publikum bei einem der periodischen Anfälle seines Moralitätsfiebers zu beobachten. Entführungen, Scheidungen und Familienzwiste gehen im Allgemeinen ziemlich unbeachtet vorüber. Man liest das Geklatsch,

spricht ein Paar Tage darüber, und vergißt es. Aber Einmal alle sechs oder sieben Jahre wird unsere Tugend kampflustig. Wir dürfen nicht dulden, daß die Gesetze der Religion und der Schicklichkeit mit Füßen getreten werden. Wir müssen dem Laster entgegentreten. Die Wüstlinge müssen lernen, daß das englische Volk den Werth der Familienbande erkannt hat. In Folge hievon wird nun ein unglücklicher Mensch, der durchaus nicht schlechter ist, als Hunderte, deren Verbrechen man mit großer Nachsicht behandelt hat, als warnendes Beispiel zum Sühnopfer erkoren. Hat er Kinder, man nimmt sie ihm. Hat er einen Erwerb, man zerstört denselben. Die höhere Gesellschaft weist ihn zurück, und der Pöbel zischt ihn aus. Man macht in der That eine Art von Prügeljungen aus ihm, durch dessen Strafe und Schmerzen man alle Uebelthäter seiner Art zugleich abzustrafen meint. Mit großem Wohlgefallen blicken wir auf unsere Strenge, und ziehen voll von gerechtem Stolz den Vergleich zwischen der hohen Stufe, auf der sich die Sittlichkeit in England befindet, gegenüber der französischen Verderbtheit. Endlich ist unser Aerger gesättigt. Unser Schlachtopfer ist zu Grunde gerichtet, oder hat sich zu Tode gegrämt, und unsere Tugend legt sich nun wieder nieder um sieben Jahre lang zu schlafen. — — Mit Lord Byron wurde ganz besonders hart verfahren. Man

fing damit an, die Strafe zu vollstrecken, dann folgte die Untersuchung, und zuletzt, oder vielmehr eigentlich gar nicht, die Anklage. Das Publikum, ohne von dem, was im Innern der Familie vorgegangen, das Geringste mit Zuverlässigkeit zu wissen, gerieth in eine grimmige Wuth, und erdichtete dann allerlei Geschichten, um seinen Aerger zu rechtfertigen. Zehn und zwanzig einander widersprechende Erzählungen über die Scheidung waren zu gleicher Zeit in Umlauf. Welche Wahrscheinlichkeit für die einen oder die andern dieser Erfindungen spräche, darum kümmerte das tugendhafte Publikum sich ganz und gar nicht. Auch waren ja diese Erzählungen nicht die Ursache, sondern die Wirkungen seiner Wuth. Sie waren an sich nicht besser erfunden und nicht glaubwürdiger, als die Märchen, die man damals über Bonaparte in Umlauf setzte, von dem man erzählte, er habe noch auf der Schule ein Mädchen mit Arsenik vergiftet, er habe einen Grenadier gedungen, um Dessair bei Marengo zu erschießen, er begehe alle Greuel der römischen Kaiserzeit in St. Cloud. Solche Dinge wurden eine Zeit lang geglaubt. Lord Byron hatte ein ähnliches Schicksal. Seine Landsleute ärgerten sich über ihn. Seine Schriften und seine Persönlichkeit hatten den Reiz der Neuheit verloren. Sein Verbrechen war dasjenige, was am schwersten gestraft wird: Man hatte

ihn zu sehr bewundert, er hatte eine zu warme Theilnahme erregt, und das Publikum mit seiner gewöhnlichen Gerechtigkeit, strafte ihn nun für die Thorheiten, die es selbst begangen. Es gleicht darin jener Fee, die ihre Liebhaber, wenn sie deren überdrüssig ist, nicht blos fortschickt, sondern noch überdies in wilde Thiere verzaubert, damit sie in dieser Gestalt für das Verbrechen büßen, ihm zu sehr gefallen zu haben.

Soweit Macaulay.

Welcher Art die Angriffe waren, die Byron auszuhalten hatte, darüber lassen wir ihn selbst reden. Er sagt: „Wird Jemand durch politische Verfolgungen dahin gebracht, sein Vaterland zu verlassen, so kann er sich mit dem stolzen Gedanken trösten, daß er ein Märtyrer sei. Muß er wegen Schulden entfliehen, so kann er hoffen, daß seine Verhältnisse sich bessern werden. Hat ein Richterspruch ihn verbannt, so kennt er das Ende seiner Strafzeit, oder er kann auf Begnadigung rechnen, oder er tröstet sich mit dem Gedanken, daß ihm durch einen Fehler des Gesetzes oder der Rechtsprechung Unrecht geschehen sei. Wen aber die allgemeine Meinung für vogelfrei erklärt, ohne daß Politik, oder ein ungerechtes Urtel oder Schulden dabei mitspielen, der muß schuldig oder schuldlos, der muß ohne Hoffnung, ohne Stolz, ohne Erlösung die ganze Bitterkeit des

Exils über sich ergehen lassen. Dies war mein Fall. Auf welche Umstände das Urtel des Publikums sich stützte, weiß ich nicht, aber es war allgemein, und entscheidend. Von mir und den Meinigen wußten sie wenig, außer daß ich Verse gemacht, daß ich ein Lord war, mich verheirathet hatte, Vater geworden war, und mit meiner Frau und deren Verwandten Differenzen gehabt habe, ohne daß Jemand sagen konnte, weshalb, da die klagenden Theile sich weigerten, den Grund ihrer Beschwerden anzugeben. Die vornehme Welt theilte sich in zwei Partheien, von denen die sehr kleine Minderzahl auf meiner Seite stand. Die vernünftigen Leute nahmen Parthei für den stärkeren, ebenso angemessen wie höflich, weil der Stärkere diesmal zufällig die Dame war. Mich beschuldigte das öffentliche Gerücht und die Kabale der Einzelnen jedes scheußlichsten Lasters. Sie beschmutzten meinen Namen, der ein ritterlicher und edler gewesen war, seit den Tagen, wo meine Väter für Wilhelm den Normannen das Reich erobern halfen*).

*) Gegen Capitain Medwin äußerte Byron: Ich habe mir einmal aus den damaligen Zeitungen die Namen der Scheusale alter und neuer Zeit ausgezogen, mit denen man mich verglichen hat: Nero, Apicius, Epikur, Caligula, Heliogabalus, Heinrich VIII. und zuletzt der Prinz Regent waren darunter. Der Examiner war das einzige Blatt, welches ein Wort zu meiner

Ich fühlte, daß wenn die Verleumdungen, die man aussprach und sich zuflüsterte, Grund hatten, ich für England nicht mehr taugte. Hatten sie keinen Grund, so taugte England nicht mehr für mich. In fremdem Lande, in der Schweiz, im Schatten der Alpen, am Ufer der blauen Seen verfolgte mich der giftige Hauch. Ich überschritt die Berge, aber es half mir nichts. So ließ ich zuletzt, wie der gehetzte Hirsch, der das Wasser sucht, an den Wogen der Adria mich nieder.

Wenn meine Freunde mich recht berichtet haben, so war die Wuth gegen mich damals ohne Beispiel, selbst politische Feindschaft hatte nie eine ähnliche Fluth von Schmähungen und Verfolgungen hervorgerufen. Man rieth mir, nicht in's Theater zu gehen, weil man mich auszischen würde, nicht die Parlamentssitzungen zu besuchen, weil man meinen Wagen mit Koth bewerfen werde. Noch am Tage meiner Abreise waren meine Freunde besorgt, daß die Menge, welche meine Thür umdrängte, mich gewaltsam mißhandeln würde!" — —

Fragen wir nun schließlich, wer die Schuld an der Trennung der Ehe hatte, wodurch alle diese unerhörten

---

Vertheidigung zu sagen wagte, und Lady Jersey die einzige Dame aus der vornehmen Welt, die mich nicht wie ein Ungeheuer betrachtete.

Dinge hervorgerufen wurden, so müssen wir, nach Allem was vorliegt, beiden Theilen gleiche Schuld zuschreiben. Byron's Verhältnisse, sein Charakter, sein ganzes Wesen war viel zu lange und zu öffentlich Gegenstand der Gespräche in allen Zirkeln Londons gewesen, als daß Miß Milbanke darüber hätte im Unklaren sein können. Sie gab ihr Jawort nicht übereilt. Nachdem sie die erste Bewerbung des Dichters zurückgewiesen hatte, war ein Jahr vergangen. Sie hatte inzwischen an ihn geschrieben, ihm ihr Bild geschickt, ihm ihre Freundschaft angetragen. Das alles zeigt, daß sie sehr wohl wußte, was sie that. Sie hatte nach der unvergleichlich schönen englischen Trauungsformel vor Gottes Altar gelobt, ihn zu lieben von diesem Tage an, durch Gutes und Böses, durch Reichthum und Armuth, in Krankheit und Gesundheit, und ihn zu ehren, ihm zu gehorchen und ihn werth zu halten, bis der Tod sie scheiden werde. Sie hat dies Gelübde nicht gehalten. Unter dem Vorwande, daß sie ihn für geisteskrank gehalten, hat sie ihn heimlich verlassen, und einen freundlichen Brief zum Abschied geschrieben, während sie schon entschlossen war, ihn nie wieder zu sehen, und ihn nie wieder in seines Kindes Augen blicken zu lassen. Wenn sie in einem sehr geschraubten Briefe an Thomas Moore, den sie drucken ließ, dies damit entschuldigte, daß der Arzt ihr gerathen

habe, Alles zu vermeiden, was den Gatten aufregen konnte, so ist das eine armselige Ausflucht. Gerade in dem Augenblicke, wo seine äußeren und inneren Bedrängnisse den höchsten Grad erreicht hatten, verließ sie ihn.

Aber auch er trägt gleiche Schuld. Er war keine sittliche Natur. Den Entschluß, die Sünde zu meiden, hatte er niemals mit Ernst gefaßt. Die Laune des Augenblicks war die Gebieterin seiner Handlungen, und selbst die Vermögensnoth, in der er sich befand, war verschuldet. Zu einfachem häuslichen, auch standesgemäßem Leben reichten seine Mittel, wenn er auf seinen Gütern verweilt, und das Wohl seiner zahlreichen Untergebenen sich zur Aufgabe gestellt hätte. Und gerade weil es einer genialen Natur schon schwer wird, in den Schranken des gewöhnlichen Lebens sich zu halten, so haben solche bevorzugte Personen dafür eine doppelt große Pflicht, gegen die Eingebungen eines ungebändigten Naturells anzukämpfen. Byron gab sich denselben widerstandslos hin. Da bedurfte es denn keiner besondern Ereignisse, um ein Band zu zerreißen, das nicht die reine hohe Liebe geknüpft hatte, welche Ehegatten verbinden soll. Wie er übermüthig seinen Bewerbungsbrief an die reiche Erbin abgehen ließ, weil eine andere Dame ihn eben zurückgewiesen, und weil ein Freund den

Brief gelobt hatte, so ließ er auch am Altare von der warnenden Stimme seines Innern, von dem Bilde seiner Jugendgeliebten sich nicht zurückhalten, das verhängnißvolle Ja auszusprechen, das auf seinen Lippen zur Lüge ward. Die Strafe blieb nicht aus. Sein Bewußtsein konnte ihm keinen abwehrenden Schild gegen die Schmähungen und Verfolgungen der Welt vorhalten. Voll Wuth und Erbitterung kehrte er seinem Vaterlande den Rücken*).

*) Die Gerechtigkeit erfordert es, daß wir hier ein Schreiben auszugsweise einrücken, welches Lady Byron nach dem Erscheinen von Moore's Memoiren im Februar 1830 drucken und verbreiten ließ. Dasselbe lautet: Ich habe vielfache Schriften unbeachtet gelassen, in welchen Dinge, die ich aus eigener Erfahrung kannte, auf's gröblichste entstellt waren, doch fühle ich mich gedrungen von einigen irrigen Auslassungen Notiz zu nehmen, die von einem Manne herrühren, welcher als Lord Byron's intimster Freund gleichsam in dessen Auftrage vor das Publikum tritt. Häusliche Vorgänge gehören überhaupt nicht vor das große Publikum; sind sie aber einmal veröffentlicht, so haben die dadurch gekränkten Personen ein Recht sich zu vertheidigen. — — Ich habe Lord Byron überlebt, und es widerstrebt mir deshalb um so mehr, auf die Dinge, welche mit unserer Ehe zusammenhängen, zurückzukommen, auch soll dies nur soweit geschehen, als es sich für meinen Zweck nicht umgehen läßt. Ich will weder mich selbst rechtfertigen, noch Andere anklagen, und nur weil man meine Aeltern angegriffen hat, bin ich genöthigt zu deren Vertheidigung aufzutreten. Verschiedene Stellen in den Briefen und Tagebüchern haben die Absicht, meine Aeltern zu verdächtigen, als hätten sie selbst, und durch eine

Bevor wir ihn aber auf seiner Reise in's Exil begleiten, muß noch eines Umstandes gedacht werden, wel-

---

von ihnen veranlaßte Spionage die Scheidung bewirkt. Ich begnüge mich mit der Anführung folgender Thatsachen: Am 15. Jan. 1816 verließ ich London, um mich auf das Gut meiner Aeltern zu begeben. Lord Byron hatte mir am 6. Januar seinen festen Willen schriftlich zu erkennen gegeben, daß ich London sobald wie möglich verlassen sollte. Vor meiner Abreise hatte ich den bestimmten Eindruck erhalten, daß Byron an Wahnsinn leide. Mittheilungen von Personen, welche ihn in der letzten Zeit beständig umgaben und mehr Gelegenheit hatten ihn zu beobachten als ich selbst, hatten mich zu dieser Ueberzeugung gebracht. Man hatte mir sogar gesagt, daß man Besorgniß hege, er werde sich selbst das Leben nehmen. Unter Zustimmung von Lord Byron's eigenen Verwandten hatte ich einen befreundeten Arzt, Dr Baillie über den Gesundheitszustand des Lords befragt, und dieser hielt meine Abreise für einen zweckmäßigen Heilungsversuch, vorausgesetzt, daß eine Geistesstörung vorhanden sei. Bestimmt konnte er sich hierüber nicht aussprechen, da er keinen Zutritt zu Lord Byron erhalten hatte. Er schärfte mir ein, in meinem Briefe mich eines leichten und beruhigenden Tones zu befleißigen. Dies befolgte ich, denn was auch zwischen uns vorgegangen war, so verbot mein Glaube, daß er geisteskrank sei, doch jeden Ausdruck, der ihn hätte verletzen können. Am Tage meiner Abreise und auch bei meiner Ankunft in Kirkby schrieb ich deshalb, der ärztlichen Anordnung gemäß, in einem heitern freundlichen Tone. Diesen Brief hat man veröffentlicht, und dazu benutzt, um die Welt glauben zu machen, ich sei erst später überredet worden, meinen Gatten zu verlassen. Das ist durchaus falsch. Meine Aeltern wußten bis dahin noch gar nicht, daß wir nicht glücklich lebten, und als sie meine Vermuthungen über Byron's Geistesstörung vernahmen, wünschten sie alles Mögliche zu seiner Herstellung zu thun, und ihm die sorglichste

cher für sein ganzes Wesen, und für seine Art zu dichten und zu empfinden höchst charakteristisch ist, und auf's Glänzendste die ihm innewohnende Fähigkeit documentirt, sich selbst über seinen Werken zu vergessen, oder vielmehr aus sich selbst heraus sich in das Reich der Poesie zu flüchten. Gerade in der Zeit nämlich, wo seine Vermögensangelegenheiten ihn in die höchste Bedrängniß versetzten, wo er von Gläubigern und Gerichtsdienern

Pflege angedeihen zu lassen, wenn er bewogen werden könnte, zu ihnen zu kommen. Meine Mutter schrieb selbst einen Einladungsbrief an Lord Byron. Sie hatte ihn stets mit liebevoller Achtung und Nachsicht, und mit Schonung aller seiner Eigenthümlichkeiten behandelt. Nie kam ein Wort vor, welches ihn hätte reizen können. Inzwischen hatten die Mittheilungen der Personen, welche Byron umgaben, und die Aussage seines Arztes mich überzeugt, daß von Wahnsinn keine Rede sein könne, und nun erklärte ich meinen Aeltern, daß, wenn ich Lord Byron's Handlungen als die eines geistig gesunden Mannes zu betrachten hätte, nichts in der Welt mich bewegen werde, zu ihm zurückzukehren. Wir erholten uns nunmehr bei den besten Sachverständigen Rathes, und da eine Geisteskrankheit nicht angenommen werden konnte, so ermächtigte ich meine Mutter, welche sich nach London begeben hatte, alle Maßregeln zu ergreifen, um eine Rückkehr meiner Person unter Lord Byron's Gewalt unmöglich zu machen. Lord Byron ließ sich denn auch, nach einigem Widerstreben, dazu bewegen, auf förmliche Weise in eine freundschaftliche Trennung zu willigen. Ich hoffe, daß diese Thatsachen genügen werden, um meine Aeltern von jeder Schuld freizusprechen. Sie haben ihrer Tochter den Beistand und Schutz gewährt, um den ich sie anflehte, und deshalb kann Niemand sie verdammen.

aus dem Hause gehetzt wurde, und wo gleichzeitig jene Zerwürfnisse sich häuften, welche die Lösung seiner Ehe zur Folge hatten, — gerade in jenen Tagen erschienen zwei seiner schönsten poetischen Erzählungen, und zwar am 22. Januar 1816: „Die Belagerung von Corinth", und am 16. Februar, also nur drei Wochen später „Parisina", Zeugniß davon gebend, wie sein Geist mit seinen tiefsten und innigsten Gedanken und Eingebungen im sonnigen Süden weilte, während er ein Leben voll Kummer und Aerger, und zugleich voll weltlicher Zerstreuungen und Ausschweifungen in den nebligen Straßen von London führte. Auch die Reihe von lyrischen Gedichten, welche unter dem Namen der ebräischen Melodien weltberühmt geworden sind, entstanden in derselben Zeit.

Die Belagerung von Corinth erinnert an mehr als Einer Stelle zu sehr an Goethe's „Braut von Corinth", als daß man sich des Gedankens erwehren könnte, daß Byron dies Gedicht gekannt, und auf sich habe einwirken lassen, obgleich von einer eigentlichen Nachahmung keine Rede sein kann. Es ist uns jedoch nicht gelungen zu ermitteln, in wie weit ein solcher äußerer Zusammenhang zwischen beiden Gedichten wirklich stattgefunden habe. Die Erzählung schließt sich in ihrem Tone und ihrer Localfärbung dem Giaour und dem Corsaren und Lara an.

Griechenland, Kampf, Liebe, Renegaten — den ganzen äußeren Apparat finden wir hier wieder. Seinem Freunde Hobhouse ist das kleine Werk gewidmet, und noch während des Druckes, am Weihnachtstage 1815 sandte er dem Verleger die fünfundvierzig Verse, welche den Eingang bilden, mit der Bemerkung, daß er sie vergessen habe, und daß die kunstkennerischen Freunde Murray's darüber entscheiden möchten, ob sie dem Gedichte noch vorgedruckt oder weggelassen werden sollten.

Byron hat von seinem Talente, den passendsten Ausdruck für alles Schreckliche, Schauerliche und Entsetzliche zu finden, vielleicht in keinem seiner Gedichte so gewaltige Proben abgelegt, wie in diesem, und die Beschreibung z. B., wie die Hunde das Gebein der Erschlagenen benagen, geht fast über die Grenze des Schönen hinaus, indem der Klang der Worte uns den knirschenden schabenden Ton vernehmen läßt, mit dem die Zähne der Bestien das Fleisch von den Schädeln lösen. Aber die Kunst der Malerei ist doch unübertrefflich, und bildet einen Gegenstand des Studiums für den, welcher an dem Technischen der Dichtkunst Interesse hat, in ähnlicher Weise wie der Maler zu seiner Belehrung auch bei solchen Werken der niederländischen Schule verweilt, wo oft die ekelsten Gegenstände mit größter Naturtreue wiedergegeben sind. Jedoch auch von der höheren und

dabei nicht minder ergreifenden Art der Beschreibung enthält das Gedicht mehr als Ein Beispiel. Die geisterhafte Geliebte, welche den Renegaten durch ihre Warnungen von seinen Racheplänen gegen das Vaterland zurückbringen will, wird uns mit so lebendigen Farben geschildert, als habe der Dichter mit solchen Gespenstern leibhaftigen Verkehr gehabt. Ihre Lippen sind regungslos wie der Tod, und die Worte quellen hervor ohne des Athems Hauch. Der Busen hebt und senkt sich nicht, und in den Adern strömt kein Blut. Unter unbeweglichen Augenlidern dringt der Blick hervor, mit wildem Feuer, und doch so fest, daß auch nicht die Spur eines Wechsels darin wahrzunehmen ist, dem Blick der Nachtwandler gleich. So starren die Figuren auf alten Tapeten, vom Zugwinde bewegt, auf uns herunter, wenn das schwache Kerzenlicht den leblosen Gesichtern einen schauerlichen Anschein des Lebens leiht.

Es sollen Jugendeindrücke, welche der Dichter in dem alten Ahnensaale zu Annesley empfing, die Veranlassung zu dieser Beschreibung gegeben haben. In schlafloser Nacht glaubte er, daß die Bilder an den Wänden ihn zornig anblickten, wegen des Blutes, welches ein Byron vergossen, als er einen der Chaworth erschlug.

Diese unheimlichen Schilderungen wechseln in dem

Gedichte mit feurigen Schlachtscenen und mit den rührenden Gesprächen zwischen den Liebenden. Dagegen finden wir von den menschenfeindlichen und menschenverachtenden Tiraden, die im Corsaren und Lara nicht minder häufig sind als im Childe Harold, fast gar nichts in der Belagerung von Corinth, was in Betracht der Zeit, wo das Gedicht entstand, um so auffallender ist. Es erklärt sich aber dieser Umstand vielleicht dadurch, daß Byron in Briefen und mündlicher Unterredung seinem Unmuthe und seinem Zorne in so hohem Grade freien Lauf ließ, daß durch solche Gewitter die poetische Atmosphäre gleichsam gereinigt und geklärt wurde.

Parisina, das zweiterwähnte dieser Gedichte, ist sogar noch freier von allen persönlichen Beziehungen und Ergießungen, und überhaupt fast von allen seinen Gedichten dasjenige, welches am objektivsten gehalten ist. — Die Thatsachen sind aus einer Notiz entlehnt, welche Gibbon in seiner Geschichte des Hauses Braunschweig mittheilt. Gibbon gehörte überhaupt zu Byron's Lieblingsschriftstellern, und für seine skeptischen Religionsansichten suchte und fand er darin reichliche Nahrung.

Parisina war die Gemalin des zum Herzoge erhobenen Nicolaus III. von Ferrara. Eine verbrecherische Verbindung zwischen ihr und einem natürlichen Sohne

ihres Gemals wurde entdeckt, und beide endeten auf dem Blutgerüste. Der unglückliche Gatte und Vater ließ den Richterspruch vollziehen.

Dieser entsetzliche Vorgang ist mit dem Schleier der lieblichsten Verse so zart umhüllt, daß das Gedicht vielmehr einen elegischen, als einen schrecklichen Eindruck hervorbringt. Die Liebe der beiden Unglücklichen kann uns nicht mit dem Abscheu erfüllen, den das Verbreche=rische derselben einflößen müßte, weil Beide mit so viel Heldenmuth und Resignation bereit waren, die Strafe zu tragen, deren sie sich schuldig gemacht hatten.

Wenn nun dies Gedicht höchstens durch die weiche Molltonart seiner Verse an die trübe Stimmung des Verfassers erinnert, so gilt das in noch höherem Grade von den ebräischen Melodien. Die ganze Poesie, welche in den Schicksalen der jüdischen Nation liegt, ist hier empfunden und ausgesprochen.

Man darf dies Volk mit einem Edelsteine verglei=chen, welcher durch Jahrtausende unerkannt in dem Staube und Schmutze der Welt umhergerollt wurde, und dadurch mit einer fast undurchdringlichen Hülle von fremdartigen und widerwärtigen Stoffen umgeben wurde. Byron hat das Juwel unter dieser Schale er=kannt, und zeigt uns den sanften melancholischen Glanz desselben.

Den tiefinnerlichsten Ausdruck findet seine Anschauung in dem achtzehnten dieser Gedichte, wo eine junge Israelitin, gleichsam als Repräsentantin ihrer Nation in die folgenden stolzen und wehmüthigen Klagen ausbricht:

Wär' mein Busen so falsch, wie du böslich geglaubt,
Nicht irrt' ich umher, der Heimath beraubt.
Leicht konnte ein Meineid lösen den Fluch,
Den mein Volk, wie du wähnst, seit Jahrtausenden trug.
Bleibt den Bösen der Sieg, dann wird Gott mit dir sein.
Wenn der Sclave nur sündigt, bist frei du und rein.
Und meinst du, ich soll nicht hienieden allein,
Ich soll auch im Jenseit verworfen sein,
So lebe nach deines Glaubens Gebot,
Doch für meinen Glauben geh' ich in den Tod.
Was ich schweigend erduldet für Marter und Pein,
Der Gott, der dir Macht gab, er weiß es allein.
Bei ihm ist mein Herz und mein Hoffen — bei dir
Ist mein Land und mein Glück, das ich hingab dafür.

Von solcher Art waren die Ergüsse, welche aus des Dichters Herzen strömten, während er selbst von der Ungunst der Verhältnisse und dem Hasse der Menschen verfolgt, und verlassen von der jungen Gattin und dem kaum geborenen Kinde, einsam ein entlaubter Stamm, zurückblieb.

Wie es zeitweise uns Allen begegnet, daß wir, von Schmerz und Krankheit gepeinigt und ermattet, uns zur Ruhe legen, und dann ein milder Schlaf uns in das

Reich lieblicher Träume entführt, wo wir den Sorgen und Qualen des wirklichen Lebens entrückt, ein zweites, von jenem ersten ganz geschiedenes Leben führen, so ist es dem Dichter gestattet, die Muse anzurufen, daß sie ihn von den Mühseligkeiten und Beschwerden der Wirklichkeit erlöse, und ihn einführe in ihr unvergänglich blühendes Reich, in dem er nun mit solcher Kraft und Lebensfülle sich bewegt, und denkt und redet und empfindet, daß des Tages Gewühl „dann um ihn wie ein Traum vergeht, und ein unnennbar süßer Himmel ihm ewig im Gemüthe steht." Keinem aber war diese Gabe, ein zweites Leben in der Dichtkunst zu führen, in höherem Maße verliehen, als unserem Dichter. Und wenn er auch Alles hinter sich ließ, was des Menschen Dasein verschönt, wenn er freundlos, verwaist und verhöhnt seinem Vaterlande den Rücken kehren mußte, die Muse blieb seine treue Begleiterin auf der Reise.

Freilich war dann das Erwachen aus dem poetischen Traume jedes Mal ein desto schmerzlicheres Wie der Gefangene am Morgen voll Entsetzen sich in den Kerkerwänden wiederfindet, und an den eisernen Stäben rüttelt, die sein Fenster versperren, so wechselten auch bei ihm die Stunden des selbstvergessenden Schaffens mit den Stunden der Wuth und Erbitterung. Grollend verließ er seine undankbaren Landsleute, die

ihn erst vergöttert, und dann verhöhnt und geschmäht hatten, und das Schiff, welches ihn über's Meer trug, sollte ihn niemals wieder zur Heimath führen. Nur seine Leiche brachte man acht Jahre später nach England zurück.

Ende des ersten Theiles.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.

Lord Byron.

Eine Biographie

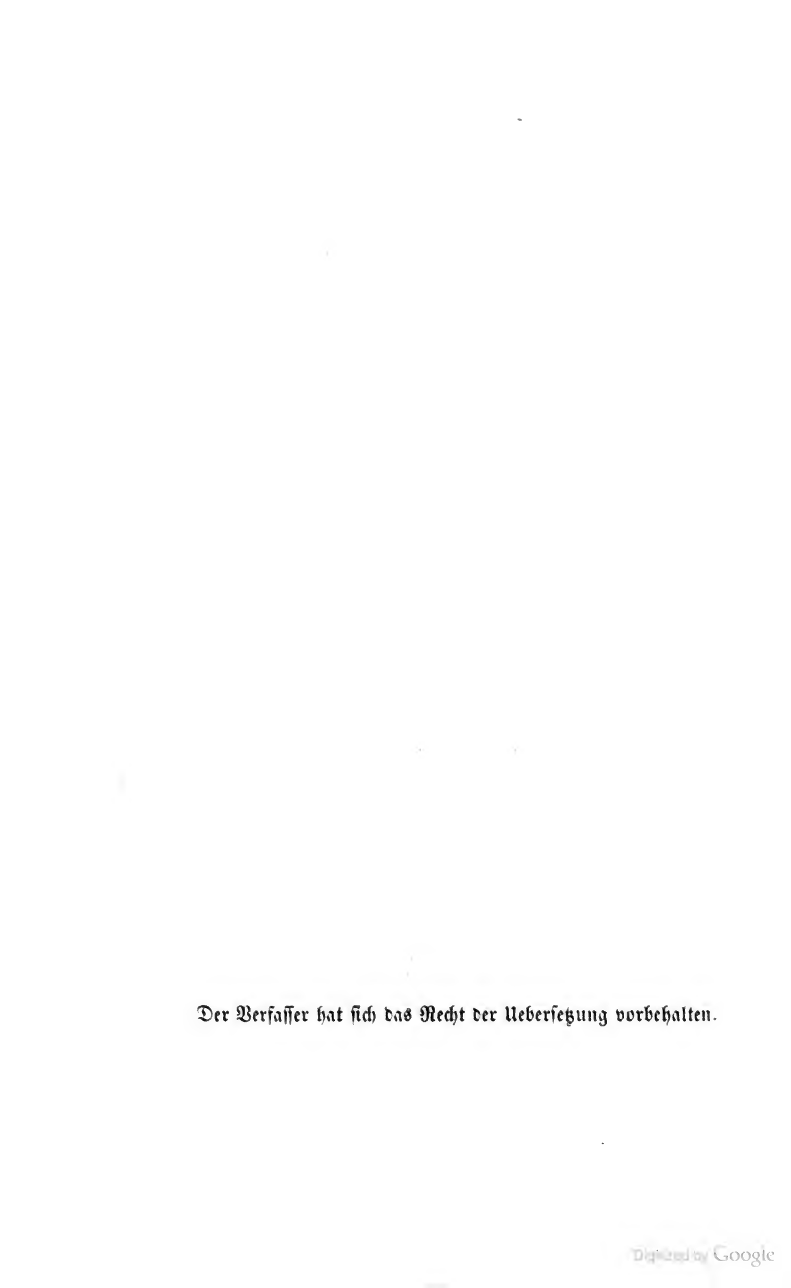
von

Dr. Felix Eberty
Professor in Breslau.

Zweiter Theil.



Leipzig
Verlag von S. Hirzel.
1862.



Inhalt des zweiten Theiles.

Erstes Kapitel.

Reise in die Verbannung.

Am 25. April 1816 fuhr Lord Byron mit einem Segelschiffe nach Ostende. Ueber die Dauer und Ausdehnung seiner Reise hatte er keinen bestimmten Entschluß gefaßt. Der Kammerdiener Fletsher und der Page Robert Rushton, welche er schon 1809 mitgenommen hatte, sollten ihn auch diesmal begleiten. Außerdem war ein Schweizer, Namens Berger, engagirt worden, und bildete dieser mit einem jungen Arzte, Polidori, einem unterrichteten, aber ziemlich eingebildeten und überspannten Menschen, den Rest des Gefolges.

Die trüben Eindrücke, unter welchen der Dichter sich auf die Reise begab, waren keineswegs im Stande, seinen Blick für die Außenwelt weniger scharf zu machen, und wie bei seiner ersten Pilgerfahrt sich seine Anschauungen und Erlebnisse alsbald in die Reime und Stanzen zusammenfügten, welche die beiden ersten Gesänge des

Childe Harold bildeten, so hatte er auch diesmal kaum den Fuß an's Land gesetzt, um zuerst die belgischen Provinzen zu durchziehen, als auch schon der dritte Gesang dieses Gedichts begonnen wurde, um von seinen Reiseabenteuern der Welt Rechenschaft zu geben.

Es ist eine eben so weit verbreitete, als irrige Anschauungsweise, daß Lord Byron durch die unglücklichen Erlebnisse mit seiner Gemahlin, und durch die Trennung von derselben, sowie durch die Verfolgungen, welche ihn aus England trieben, in eine menschenfeindliche, düstere, fast diabolische Gemüthsstimmung versetzt worden sei, welcher er sodann in seinen Werken Ausdruck gegeben habe; und eben so irrig ist es, wenn man die düstern und schwermüthigen Dichtungen, welche während des schweizer Aufenthaltes entstanden, auf die Gewissensbisse zurückführen will, von denen die Brust des Dichters zerrissen gewesen, ein Irrthum, in den auch Goethe verfallen ist. Gewissensbisse sind es nicht, welche durch ein verfehltes und leidenschaftlich durchstürmtes Leben hervorgerufen werden. Das Gewissen straft nur bestimmte Handlungen, und Byron hatte sich kein einziges wirkliches Verbrechen vorzuwerfen, welches ihn zu so gewaltiger, verzehrender Reue hätte treiben können. Die dunkle Zerrissenheit, welche z. B. in Manfred und Cain uns erschüttert, werden wir zu erklären versuchen, wenn der

Verlauf der Erzählung uns zur Besprechung dieser Werke führen wird. Auch war Lord Byron's ganzes Naturell gar nicht von der Art, um die jedesmaligen Eindrücke lange festzuhalten, sondern er faßte Alles, was ihn betraf, mit größter Leidenschaftlichkeit plötzlich auf, um es ebenso schnell wieder von sich zu werfen, und dann in raschem Wechsel zu den früheren Empfindungen wieder und wieder zurückkehrend, sie eben so oft und eben so schnell mit ganz entgegengesetzten zu vertauschen. Selbst in den Tagen, wo die allerschmerzlichsten Erfahrungen ihn trafen, konnte er in Gesellschaft von einigen heiteren Freunden, seines Kummers vollständig vergessend, der heiterste und witzigste von allen sein. Das epigrammatische Wesen seines Geistes vermochte aus allen Erlebnissen, fremden und eignen, eine geistreiche Spitze herauszufinden, die ihn interessirte, und indem er den tiefsten Schmerz in einen Witz verwandelte, denselben gleichsam aus dem Herzen heraus versetzte und zu Etwas machte, was er fast mit den unparteiischen Augen eines Dritten anzuschauen vermochte. Alle seine Tagebuchnotizen beweisen dies auf's Deutlichste. Man würde zwar irren, wenn man glaubte, er habe dieselben wie eine geheime, für kein profanes Auge bestimmte Beichte niedergeschrieben, aber sie verlieren dadurch nichts von ihrer Wahrheit und Unmittelbarkeit. Das Bewußtsein, daß

die Blicke des Publikums auf ihn gerichtet seien, war ihm weder unangenehm, noch unbequem, und er hatte sich so daran gewöhnt, daß er sich unter den Augen der Welt mit vollständigster Freiheit und Unbefangenheit äußerte, ganz in der Art, wie wir wahrnehmen, daß fürstliche Personen sich im Theater und andern öffentlichen Orten mit derselben Ungezwungenheit benehmen, wie wir es nur im eignen Hause thun. So kann man sich keine zwangloseren und unmittelbareren Mittheilungen denken, als Byron's Briefe an seinen Verleger Murray, und dennoch wußte er, während er sie hinschrieb, ganz genau, daß jeder dieser Briefe von hunderten und selbst von tausenden neugieriger Personen gelesen und bekrittelt werden würde. Ja man fühlt merkwürdiger Weise den Briefen dies Bewußtsein des Schreibers an, ohne daß die Freiheit der Sprache und des Gedankenflusses dadurch im Geringsten beeinträchtigt würde. Ein so zerknirschtes, gebeugtes und von dämonischem Menschenhaß erfülltes Herz, wie man unserem Dichter gewöhnlich beizulegen liebt, hätte unmöglich sogleich die Bilder von dem Schlachtfelde von Waterloo und den der Weltschlacht vorangegangenen Ereignissen in solcher Abstraction entwerfen können, wie sie der Anfang des dritten Gesanges von Childe Harold enthält. Wer von seinen persönlichen und gemüthlichen Affectionen ausschließlich in Anspruch genommen ist, der

wird für politische Tagesfragen unmöglich das lebhafte Interesse zeigen können, welches in diesen Versen sich ausspricht.

Auch war Napoleon's Sturz gerade der Gegenstand, an den erinnert zu werden ihn vor Allem über sein persönliches Leid hinwegheben mußte, selbst wenn ihn dasselbe sonst für andere Eindrücke abgestumpft hätte, was aber von ihm keineswegs gesagt werden kann. Wir haben bereits gesehen, wie sehr es ihn geschmerzt hatte, als der Weltherrscher im Jahre 1814 sich zu einem schimpflichen Vertrage mit seinen Besiegern herabließ, und sich in Elba häuslich einrichtete, statt sein Leben für seine Thaten einzusetzen. Damals schrieb er am 8. April in sein Tagebuch: „Ich war sechs Tage auf dem Lande. Nach Hause gekommen, erfahre ich, daß man meinen kleinen Götzen Napoleon von seinem Piedestal herabgestürzt hat; — die Spitzbuben sind in Paris. Er ist selbst Schuld daran. Wie Milo wollte er die Eiche spalten, aber sie schloß sich zusammen und zerquetschte seine Hände, und nun kommen die wilden Thiere, Löwen, Bären, bis herab zum niedrigen Schakal, um ihn zu zerreißen — — den 9. April. Dieser Tag ist merkwürdig. Napoleon Bonaparte hat dem Throne der Welt entsagt. Sehr gut. Mich dünkt, Sulla machte es besser. Er rächte sich zuerst, und abdicirte dann auf

der Höhe seiner Macht, noch geröthet von seiner Feinde Blut. Die Geschichte zeigt uns kein schöneres Beispiel davon, wie man Schufte verachten muß. Auch Dio=cletian machte es gut, auch Amurath nicht übel, wenn er nur nicht gerade ein Derwisch geworden wäre. Carl V. nur so so, — aber Napoleon am schlechtesten von Allen! Wie! zu warten, bis sie in seiner Hauptstadt sind, und dann von seinem guten Willen reden, Das aufzugeben, was längst verloren war. Bei Gott! Dionys in Corinth war dagegen noch ein König. Die Insel Elba als Rückzugsort. Wenn es noch Caprea gewesen wäre! Ich seh', des Menschen Geist ist nur ein Stück von seinem Glück. Ich bin so verwirrt, daß ich nicht weiß, was ich denken soll. Vielleicht aber ist eine Krone nicht werth, daß man dafür stirbt ——— Nun genug davon. Ich möchte ihn auch jetzt noch nicht aufgeben, obgleich alle seine Bewunderer, wie die Thane in Macbeth, von ihm abgefallen sind*)." Wie mußte nun erst die letzte Erhebung und der schließliche Sturz seines Helden auf den Dichter wirken. Die erwähnten Stellen des

*) Diese Zornausbrüche gaben den Stoff zu Byron's berühmter Ode an Napoleon Bonaparte. Die Gewalt der Gedanken hat durch die poetische Form kaum gewonnen. Das Gedicht, aus neunzehn neunzeiligen Stanzen bestehend, wurde, wie das Tagebuch besagt, am 10. April, also Tages darauf, verfaßt und in's Reine geschrieben.

Childe Harold geben Zeugniß davon. Von ganz besonderem Interesse ist die neunzehnte Strophe, welche mit einem, für die damalige Zeit wunderbaren Scharfblicke es ausspricht, daß für die Freiheit der Völker durch das Zerbrechen des französischen Joches für's Erste nichts gewonnen sein werde. „Ist das Vergeltung?" ruft er aus. „Ist die Welt darum frei, wenn auch der Franke jetzt gefesselt in's Gebiß schäumt? Verbanden nur zu dem Sturz des Einen die Nationen sich, oder sollten die Könige alle lernen, fortan nicht mehr Tyrannen zu sein? Soll fort und fort der aufgeputzte Götze der Sclaverei uns schrecken, und haben darum nur den Löwen wir verjagt, damit die Wölfe uns zerreißen? Wenn Ihr von Neuem demuthsvoll vor Thronen knieet, so seht doch erst, was Ihr gewonnen habt, bevor Ihr Eure Siegeshymnen anstimmt. Der Kampf allein ist ruhmvoll, der zur Freiheit führt, wenn Myrthenzweige um das Schwert sich schlingen, mit dem Harmodius Athens Tyrannen schlug."

Da der Nationalstolz der Engländer die Schlacht bei Waterloo von jeher als eine rein englische That betrachtet hat, so war es bei der damals gegen den Dichter herrschenden Stimmung nicht zu verwundern, daß solche Aeußerungen lediglich als Ausbrüche seines Hasses gegen England betrachtet wurden. Uns aber erscheinen jetzt,

nach einem halben Jahrhundert, solche Blicke in die Zukunft nur wie eine Rechtfertigung des antiken Sprachgebrauches, welcher Dichter und Propheten mit demselben Worte bezeichnet.

Der dritte Gesang des Childe Harold begleitet nun fast wie ein Tagebuch den Dichter durch Belgien rheinaufwärts an Coblenz, Ehrenbreitenstein und dem Siebengebirge vorbei nach der Schweiz. Die sonnigen Bilder der Landschaft malt er auf den düstern Hintergrund seiner Weltanschauung, welche darauf hinausläuft, daß Alles eitel ist; und dieser negative Inhalt der Dichtung ist es, welcher uns trotz der unendlichen Schönheiten, denen wir im Einzelnen begegnen, trotz des üppigen Reichthums hochpoetischer Bilder und Gleichnisse, doch zu keinem rechten Genusse kommen läßt. Ein reines sittliches Gepräge trägt überhaupt in seinem ganzen Leben nur die Liebe zu seiner Schwester Auguste, der er auch auf dieser Fahrt den Blumenstrauß zusendet, welchen ein Bauermädchen am Fuße des Drachenfels ihm geweiht hat. „Zwar weiß ich wohl," ruft er ihr zu, „daß diese Lilien längst dahingewelkt sein werden, bevor deine Hand sie berührt, aber verwirf sie darum nicht! Mir waren sie werth, weil ich wußte, deine Augen werden darauf ruhen. Der Strauß, an des Rheines Ufer gepflückt, sei dir eine Gabe vom Herzen zum Herzen; und doppelt würde

ich den Reiz dieser lieblichen Ufer empfinden, wenn das Geschick mir gestattete, dich an meiner Seite zu haben!"

Zwischen trüben und heitern, zornigen und sanften Empfindungen getheilt, erreicht er den Genfer See, dessen klarer Spiegel ihn vor allem entzückt, und wo er in der warmen südlichen Luft sich wohl fühlt. Die Anmuth dieser Gegenden schildert das Gedicht mit derselben Meisterschaft, wie den Aufruhr des Gewitters, welches die idyllische Landschaft in eine wildromantische verwandelt, und dessen Beschreibung im ersten Bande mitgetheilt wurde. Rousseau und die neue Heloise werden vor des Dichters Geiste lebendig, als er die lieblichen Gärten von Clarens durchwandert; aber nicht die Menschen sind es, welche ihn am meisten anziehen*). In

*) In Childe Harold spricht der Dichter sich hierüber etwa folgendermaßen aus:

> Man kann die Menschen fliehen ohne Haß.
> Nicht Jedem glückt mit ihnen der Verkehr,
> Und unzufrieden bin ich drum noch nicht,
> Weil mein Gefühl ich mächtig stets bekämpft,
> Daß es nicht überström', im heißen Drang
> Mich stürzend in der Bösen wilden Streit,
> Wo auch der Stärkste kämpfend untergeht.
> Nicht in mir selber leb' ich. Nein, ich bin
> Ein Theil des All's, das mich umgiebt. Für mich
> Sind hohe Berge ein Gefühl. Jedoch
> Der Schwarm, der sich in Städten regt und drängt,
> Wird mir zur Qual. In dir, Natur, allein

diesem Sinne liebt und sucht er die Einsamkeit, und oft, wenn er mit einem oder zwei Begleitern im kleinen Nachen stundenlang auf dem See sich schaukeln ließ, lehnte er schweigend und in sich versunken über dem Rand des Fahrzeuges, und Niemand wagte dann, ihn zu stören und den Gang seiner Gedanken zu unterbrechen.

Zweites Kapitel.

Familiendichtungen. Manfred. Chillon.

Nachdem Byron sich einige Wochen lang in Séche-ron in der Nähe von Genf aufgehalten hatte, wo er das damals berühmte Hôtel bewohnte, miethete er für den Rest des Sommers die an dem Ufer des Sees malerisch gelegene Villa Diodati, wo er am 4. Juli 1816 die letzten Stanzen des 3. Gesanges von Childe Harold niederschrieb, mit einem Seufzer nach dem zurückgelassenen Kinde sein Lied beendigend, wie er es mit dem Ausdruck der innigsten Sehnsucht nach demselben begonnen hatte.

Ist nichts, was mich bedrängt, als jenes Band,
Das meinen Leib in's Reich des Staubes zieht
Abwärts zur Erde hin, dieweil mein Geist
Zum Himmel anstrebt und zu Bergeshöh'n,
Und mit des Meeres wilder Woge sich,
Selbst mit den Sternen stolz vermischen darf.

Die so eben erwähnten Verse an seine Schwester Auguste führen uns darauf, an dieser Stelle diejenigen Gedichte zu nennen, welche in den Ausgaben der sämmtlichen Werke Lord Byron's mit dem Namen „Familiendichtungen" bezeichnet werden. Es sind ihrer fünf, alle im Jahre der Trennung der Ehe, 1816, verfaßt. Zwei derselben, das berühmte „Lebewohl" und dasjenige, welches die Ueberschrift trägt: „Zeilen als ich hörte, daß Lady Byron krank sei" sind an die Gattin gerichtet, die drei andern an seine Schwester. Das Lebewohl ist am 17. März 1816, also etwa 2 Monate später, niedergeschrieben, als Lady Byron ihn verlassen hatte, und sehr bald fand das Gedicht den Weg in die öffentlichen Blätter. — Es sind Worte des Abschiedes an die Gattin. Auf ewig ruft er ihr Lebewohl zu, wenn die Trennung eine ewige sein sollte. In den rührendsten Tönen der Zärtlichkeit spricht er zu ihr. „Wie oft hast du an meiner Brust geruht! O könntest du einen Blick thun in dies Herz, dann würd' es dich schmerzen, wie du mich von dir gestoßen hast. Und sollten meine Fehler gestraft werden, warum mußte gerade der Arm den Streich führen, der sich so oft um meinen Nacken geschlungen! — — Mein Schmerz ist tiefer, als hätte der Tod dich mir entrissen, und auch du wirst nicht minder als ich an jedem Morgen dein einsames Lager mit Thränen

benetzen. Und willst du dann an unseres Kindes Lallen dir Trost holen, o so lehre es wenigstens den Vaternamen aussprechen, wenn auch ich selbst ihm meinen Vatersegen nicht widmen darf. Wenn ihre Züge den Zügen gleichen, die du nie mehr erblicken wirst, dann sollst du an dem Klopfen deines Busens erkennen, daß dein Herz dennoch für mich schlägt. Doch es ist vorbei! Worte sind vergebens, zumal meine eigenen Worte, aber die Gedanken, die gewaltsam sich Bahn brechen, kann ich nicht zurück halten. Lebe denn wohl, während ich, gelöst von allen theuren Banden, einsam und kranken Herzens mehr als des Todes Bitterkeit empfinde!" —

Wenn Byron dadurch, daß er die Veröffentlichung dieser Verse veranlaßte, oder wenigstens nicht verhinderte, sich eine günstige Wirkung auf die Stimmung des Publikums versprochen hatte, so war dies ein großer Irrthum. Die Fluth der Schmähungen, welche über den Dichter ausgeschüttet wurde, schwoll nur um so höher an. Er will sich, so sagten die Einen, recht gebeugt und unglücklich schildern, um den Unwillen der Menschen gegen seine Gattin zu reizen. Wer so empfinden kann, meinten andere, wird sicherlich nicht seine Verse umherzeigen, Abschriften davon nehmen und sie veröffentlichen lassen. Noch schlimmer gestaltete sich das Urtheil über dies Lebewohl, als einige Monate nachher jenes

zweite Gedicht mit der Ueberschrift: „Als ich hörte, daß Lady Byron krank sei" seinen Weg in's Publikum fand. Dasselbe verdankt seinen Ursprung dem Ingrimm des Dichters über das Scheitern aller Versuche, die von Seiten seiner Freunde gemacht worden waren, eine Aussöhnung zwischen den Ehegatten zu bewirken. In der Empörung über diese ihm seiner Meinung nach zugefügte neue Unbill schrieb er auf seiner Schweizer Reise im September 1816 die Zeilen nieder. Sie enthalten Ausbrüche des Zornes und der Rachsucht gegen die Gattin, von einer Gewalt und Leidenschaft der Sprache, die uns schaudern macht; „Barmherzigkeit", heißt es in diesen entsetzlichen Versen, „ist für die Barmherzigen. Wärst du mitleidig gewesen, so fändest auch du Mitleid. Aber jetzt sind deine Nächte dem Reich des Schlummers entrückt. Auf den schwärzesten Fluch bist du gebettet, und eine Ernte von bitterem Wehe muß dir aufgehn, weil du den Samen hast gestreut in meine Schmerzen. Viel Feinde hab' ich. Doch keinen Feind wie dich. Der Clytemnästra gleich hast mit verstecktem Schwerte du des Gatten Ruf und Selenfrieden, und seine Hoffnung hingemordet. Ja deine Tugend selbst hast in Verbrechen du verkehrt, du gabst sie hin, den Rachedurst zu stillen, und künftigen Reichthum dir zu sichern. Kein Mittel, noch so niedrig, scheutest du für deinen Zweck. Nun

wohl, du hast's erreicht; — ich möchte Gleiches nicht mit Gleichem dir vergelten."

Hält man diese Strophen mit dem so eben im Auszuge mitgetheilten Lebewohl zusammen, so wird ohne Weiteres klar, daß beide Gedichte nur Ausbrüche augenblicklicher Stimmungen sind, was ja überhaupt beinahe für sämmtliche Byron'sche Gedichte gilt. Bei dem Lebewohl liegt überdies das eigene Zeugniß des Dichters in einer Tagebuchnotiz vor, an deren innerer Wahrheit nicht gezweifelt werden kann. Einsam im nächtlichen Zimmer trat ihm das Bild der Gattin vor Augen. Alle Momente gemeinsamen Glückes, die wie Sterne zwischen den Wolken der Leidenschaften und des Haders hindurchblickten, wurden wieder lebendig, und reichlich strömten die Thränen auf das Blatt, während er die Reime niederschrieb.

In seinem stets arbeitenden Gehirne stiegen wie Schaum solche Empfindungen empor. Aber des Dichters Empfindungen, wenn er ihnen einmal poetische Form gegeben hat, verschwinden nicht wie der Schaum alsbald wieder spurlos. Worte bleiben, sagte der Römer. Und in unsrer Zeit, wo das Wort so leicht dauernd vervielfältigt wird, und dann in tausendfacher Wiederholung an jedes Ohr klingt, und für alle Zeiten weiterschallt, da gilt jener Spruch noch in weit höherem

Maße. Aber in Byron's Hand wurde die gefährliche Waffe des Wortes überdies noch ein zweischneidiges Schwert, welches eben so oft, und noch öfter ihn selbst verwundete, als den Gegner, gegen den es gerichtet war. Für jeden Dichter ist es bekanntlich schwer, und fast unmöglich, ein Gedicht zu verbergen, aber niemand vermochte dies weniger, als Lord Byron. Mit dem Niederschreiben der schnellströmenden Reime war seiner augenblicklichen Leidenschaft genügt. Mit einem Ruf des Schmerzes oder der Empörung hatte er seine Brust erleichtert. Nun bewunderte er selbst sein Werk, und sah im Geiste die Tausende, die es mit ihm bewundern würden. Seine maßlose Eitelkeit ließ ihm dann keine Ruhe, bis irgend Jemand das neue Kunstwerk gesehen und gepriesen hatte. Die heiligsten Empfindungen seiner Brust hatten aufgehört, sein eignes Geheimniß zu sein, und er war schwach genug, die Veröffentlichung nicht zu verhindern, ja er überredete sich wohl selbst, daß die Welt ein Anrecht auf seine Schöpfungen habe, und daß er ihr dieselben nicht vorenthalten dürfe. Die Welt aber, wenn sie sich an den Versen erfreute, in denen er offenbarte, was sonst ein Jeder sorgsam in sich verschließt, ließ sich durch ihre Bewunderung nicht abhalten, die Indiscretion zu verdammen, mit der ein Gatte die Klagen über seine Gattin den Zeitungen ein-

verleiben ließ, und er hat kein Recht, sich zu beklagen, wenn man die Handlungsweise des Mannes ebenso verabscheute, wie man das Talent des Dichters bewunderte. Will man irgend Etwas zu seiner Entschuldigung vorbringen, so kann man sich daran erinnern, daß viel ruhigere und sittlichere Naturen von ähnlichem Tadel nicht freizusprechen sind. Wurden doch auch in Deutschland einst bittere, und wahrlich nicht ungerechte Klagen von den Personen laut, welche sich durch die Rücksichtslosigkeit verletzt fühlten, mit welcher Goethe seine und ihre Erlebnisse in Werther's Leiden veröffentlichte, — aber diese Klagen sind längst verstummt und reichlich aufgewogen durch das Entzücken des Leserkreises, der in allen Ländern der Welt an dem Werke sich erfreute.

Formell gilt übrigens von diesen Gedichten dasselbe, was fast von sämmtlichen kleinen lyrischen Gedichten Lord Byron's zu sagen ist. Sie sind vollendet schön, ja sie tragen ein so eigenthümliches Gepräge der Empfindung und des Ausdrucks an sich, daß wer sich mit Byron's Art zu denken und zu fühlen vertraut gemacht hat, seine Poesien niemals mit denen eines andern Dichters verwechseln wird.

Diese kleinen Gelegenheits- und Liebesgedichte gehören ganz gewiß zu denjenigen seiner Werke, die man bis an's Ende der menschlichen Cultur lesen und bewun

dern wird, und die sich erhalten werden, wenn ein nicht unbedeutender Theil seiner sonstigen Werke in Vergessenheit gerathen sein wird. Sie offenbaren die höchste Blüthe der Genialität ihres Verfassers in ähnlicher Weise, wie das auch bei Goethe's lyrischen Gedichten aus seiner früheren Periode der Fall ist.

Um aber auf die Familiendichtungen zurückzukommen, welche zu dieser Betrachtung Veranlassung gegeben haben, und welche eine so nachtheilige Wirkung auf den persönlichen Ruf und die Schicksale des Dichters üben sollten, so verschlimmerte sich in diesem Falle die Sache noch bedeutend durch die Habgier der Buchhändler, welche nicht Anstand nahmen, die beiden Gedichte mit einigen an Augusta gerichteten, unter dem Titel: „Lord Byron's Gedichte über seine häuslichen Verhältnisse" erscheinen zu lassen. Eine solche Publikation trug zu sehr den Charakter einer marktschreierischen Entweihung und Ausbeutung geheiligter Gefühle an sich, als daß der Unwille des Publikums dadurch nicht zu neuen Ausbrüchen hätte gereizt werden sollen. Die Zeitungen, welche in England aus dem Tagesklatsch recht eigentlich ein Gewerbe machen, ließen sich diesen Stoff nicht entgehen, um ihre Spalten täglich mit neuen Schmähungen und boshaften Erfindungen gegen Lord Byron anzufüllen. Diese Uebertreibun-

gen waren zu lächerlich, als daß sie ihn nicht selbst zuweilen ergötzt haben sollten, und so sehen wir denn auch in den Tagebüchern neben den Ausbrüchen des Unwillens über solche Verfolgungen, auch gar oft den witzigsten Spott und den sprudelndsten Humor sich ergießen. Denn sein Aerger, seine Niedergeschlagenheit und seine Anfälle von Reue entstehen und verschwinden eben so flüchtig, wie die Vorsätze zur Besserung und wie die Versuchungen, welche ihn zu immer neuen Ausschweifungen fortreißen, und der Wechsel von Ernst und Scherz, von Heiterkeit und Verzweiflung, den namentlich seine späteren Werke so oft und so reizend ausprägen, ist ein treues Bild der Vorgänge in seinem eigenen Herzen.

Höchst charakteristisch in dieser Beziehung ist folgende Stelle aus einem Briefe an Thomas Moore: „Ich glaube, das Publikum wird nicht aufhören, mich wie einen anzusehen, der in Sack und Asche trauert, besonders seit meine moralische Frau Gemahlin meinen guten Ruf zerfetzt hat. Aber weder dies noch etwas der Art konnte meinen Humor jemals ertödten, der durch den Druck nur immer elastischer wird.“

Das Leben des Dichters in dieser Zeit war übrigens ein ziemlich ruhiges. Er selbst hat sich darüber gegen Capitain Medwin folgendermaßen geäußert: „Während meines Genfer Aufenthaltes befand ich mich

körperlich wie geistig in einem sehr gedrückten Zustande. Allein die Ruhe und der See, und bessere Aerzte als Polidori, brachten mir bald Hilfe. Nie habe ich ein so moralisches Leben geführt, als in dieser Zeit, aber es ward mir nicht angerechnet. Hatte ich die Strafe erduldet, so hätte man mich nun auch belohnen müssen, doch im Gegentheil, man fuhr fort, die allerabgeschmacktesten Gerüchte über mich zu verbreiten. Man beobachtete mich durch Ferngläser vom andern Ufer des See's aus, und noch dazu durch Ferngläser, die ganz verkehrte Bilder gegeben haben müssen. Bei meinen Abendspaziergängen lauerte man mir auf, kurz man sah mich für eine Art von menschlichem Ungeheuer an. — Von den Genfern lernte ich sehr wenige kennen, schon wegen meiner Unfähigkeit, eine französische Unterhaltung zu führen, und die einzige Gelegenheit, wo ich einen Professor und noch einen alten Herrn einmal bei mir sehen wollte, zog mir ohne meine Schuld die übelsten Nachreden zu. Ich war nämlich Frühmorgens in einem Segelboote ausgefahren, und der Wind verhinderte mich, zu rechter Zeit zurückzukommen, um meine Gäste zu empfangen, wodurch dieselben sich tödtlich verletzt fühlten." Frau von Stael, welche bekanntlich aus Genf herstammt, und damals auf ihrem Schlosse in Coppet residirte, scheint er nicht zu den Genfern gezählt zu haben. Diese

merkwürdige Frau hatte stets einen Kreis der ausgezeichnetsten Männer aus allen Theilen der Erde um sich versammelt, die sie mit großem Geschick zu beherrschen und zu unterhalten verstand. Hier fühlte sich Byron sehr wohl, wie er denn schon in England eine besondere Zuneigung für sie gefaßt hatte. Von unsern Landsleuten lernte der Dichter damals den berühmten August Wilhelm Schlegel kennen, welcher, wie man weiß, bei den französischen Schriftstellern das Amt eines gelehrten Amanuensis versah, und sich auf deren Zuneigung nicht wenig einbildete. Kaum mögen jemals drei eitlere Menschen als Byron, Schlegel und Frau von Stael sich beisammengefunden haben, und es ist wunderbar, daß sie einander gegenseitig zusagten.

Von Engländern hatte unser Dichter in der Schweiz nur mit Hobhouse, Monk Lewis*) und Shelley Verkehr. Seine andern Landsleute vermied er mit der ängstlichsten Vorsicht, weil er sich vor ihrer Klatschsucht und Spionage auf's Aeußerste fürchtete, und namentlich die englischen Damen durch ihre Plauderei ihn oft auf's Empfindlichste beleidigten. Er galt für einen solchen Ausbund von Unsittlichkeit, daß sein

*) Ein damals modischer Romanenschreiber und Dichter. Den Beinamen Monk hatte er von seinem beliebten Romane: Der Mönch, erhalten.

bloßer Anblick schon eine Frau compromittirte. Als er einst in Coppet bei Frau von Stael unerwartet in's Zimmer trat, fiel die Romanschreiberin Miß Hervey vor Schreck in Ohnmacht, als hätte sie den Teufel gesehen. Dies erklärt seinen Abscheu vor Engländern ebenso, wie die Wärme, mit der er sich den Wenigen anschloß, die sich vernünftig betrugen. Die Bekanntschaft mit dem Dichter Shelley wurde gar bald zu einer wahren und innigen Freundschaft, die bis an's Ende des unglücklichen jungen Mannes gewährt hat. Diese Freundschaft ist von so gewaltigem Einfluß auf Byron gewesen, und hat seiner ganzen poetischen Thätigkeit in dieser Periode so sehr eine bestimmte Richtung gegeben, daß es deshalb nothwendig ist, von Shelley und seinen Schriften hier einiges zu sagen, um so mehr, als dieser Dichter, dessen Werke erst neuerdings in England recht in's Publikum gedrungen sind, in Deutschland sehr wenig bekannt ist.

Percy Bysshe Shelley, ältester Sohn des Baronet Sir Timotheus Shelley, ist am 4. August 1792 geboren. Er war also vier Jahr jünger als Byron, und stand zu der Zeit, von der wir reden, erst in seinem 24. Jahre. Seine Natur war von Kind auf eine grübelnde, in sich selbst zurückgezogene. In der Schule, welcher er zuerst übergeben wurde, hatte er von der Ty-

rannei seiner Mitschüler so viel zu dulden, daß ihn dies nur noch scheuer und verschlossener machte. In Eton, und noch mehr in Oxford hatte er mit großem Fleiße studirt, und sich namentlich mit deutscher Sprache und Literatur sehr gründlich beschäftigt. Während sein weiches und menschenfreundliches Herz ihn stets zu Werken wahrer christlicher Liebe trieb, die er rücksichtslos auch da ausübte, wo er durch sein Wohlwollen sich mit den Rang- und Standesvorurtheilen seiner Landsleute, und noch mehr mit ihrer sittlichen Prüderie in Opposition setzen mußte, hatte auf der andern Seite sein Verstand die Richtung der unerbittlichsten Logik genommen, und dies trieb ihn gar bald zu dogmatischen Zweifeln, welche bei seinen Freunden und Verwandten nicht minderen Anstoß erregten. Der alttestamentliche Gott, welcher die Sünden der Väter an den Kindern bis in's dritte und vierte Glied heimsucht, schien ihm den Begriffen von ewiger Gerechtigkeit grade so widersprechend, wie der neutestamentliche, der durch die Verdienste und den Tod eines Einzigen die Sünden der ganzen Menschheit für gesühnt annimmt, und da er diese Ansichten in Wort und Schrift überall kund gab, so hatte dies die Folge, daß er von der Universität als ein Gottesleugner ausgestoßen wurde und auch sein Vater sich vollständig von ihm lossagte. Die bedrängten Um-

stände, in die er gerieth, wurden dadurch noch mißlicher, daß er als achtzehnjähriger Jüngling sich wider den Willen seiner Aeltern mit einem Mädchen niederen Standes verheirathet hatte, die ihm zwei Kinder gebar. Diese Ehe war von beiden Seiten eine Uebereilung gewesen. Die junge Frau vermochte nicht ihren Abscheu vor den freigeistischen Ansichten des Dichters zu überwinden, mit denen sie erst allmälig bekannt geworden war. Sie fühlte sich unglücklich und machte ihren Gatten unglücklich. Nach wenigen Jahren kam man überein, sich zu trennen. Die bedauernswerthe Frau verfiel in Schwermuth, und nahm sich selbst das Leben. Shelley aber vermählte sich nicht lange nachher mit einer excentrischen jungen Dame, Mary Woolstoncroft Godwin, Tochter der Romanschreiberin gleichen Namens. Bei ihr fand er das häusliche Glück und die Uebereinstimmung in religiösen und sittlichen Ansichten, welche in der früheren Verbindung gefehlt hatte. Seine Familie hielt sich in ihrem Gewissen für verbunden, die Erziehung der Kinder erster Ehe nach dem Tode der Mutter einem gottesleugnerischen Vater nicht anzuvertrauen, und es geschah das nach unsern Begriffen Unbegreifliche: der Canzleigerichtshof erließ ein Urtheil, in Folge dessen beide Kinder einem Geistlichen übergeben wurden, weil der Vater durch Veröffentlichung des Ge-

dichtes Queen Mab sich als Atheist unfähig gemacht habe, seine Vaterrechte auszuüben. Bevor jedoch dies Resultat erreicht wurde, hatte der unglückliche Dichter, durch die Verfolgungen, welche ihn von allen Seiten bedrängten, zur Verzweiflung gebracht, den Entschluß gefaßt, sein Vaterland zu verlassen, um so mehr, als seine von jeher zarte Körperbeschaffenheit den Aufenthalt in milderen Himmelsstrichen zu fordern schien.

Am 28. Juli 1814 trat er seine Reise an, von der er aber, nach allerlei abenteuerlichen Fahrten, schon am 31. August zurückkehrte, weil Geldmangel ihn zur Heimkehr zwang. Er führte nun ein Leben voll Entbehrungen in London, bis es ihm gelang, gewisse Anwartschaften auf liegende Güter an seinen eigenen Vater für eine Jahresrente von 1000 L. zu verkaufen. Hierdurch Herr seiner Handlungen geworden, begab er sich im Mai 1816 zum zweiten Male auf die Reise nach dem Continent, und gelangte am 17. desselben Monats nach Secheron bei Genf. Hier lernte er Lord Byron kennen, und diese Begegnung beider Dichter führte bald zu einer innigen Freundschaft, welche bis zu Shelley's Tode ununterbrochen fortgedauert hat. Die Lebensschicksale beider hochbegabten jungen Männer und ihre Gemüthsart hatte so viel Gemeinschaftliches, daß dies die erste Annäherung gar sehr erleichterte. Beide waren

durch die Intoleranz ihrer Landsleute in das Exil getrieben worden, beiden hatte man wider ihren Willen ihre Kinder genommen, und beide sahen sich als Märtyrer der Tyrannei an, welche die Gesellschaft über die Gedanken und Handlungen derer sich anmaßt, welche, ihrer Natur folgend, von der gewöhnlichen Heerstraße des täglichen Lebens abweichend, ihre eigenen Wege zu gehen versuchen. Beide waren Dichter, deren Werke man bewunderte und theilweise verdammte. Beide waren überdies jung und von vornehmer Geburt, und so mußte das Band der Freundschaft sich um so leichter und schneller knüpfen, als es auch zwischen ihnen an solchen Gegensätzen nicht fehlte, welche bewirkten, daß jeder in dem Anderen eine Ergänzung des eigenen Selbst erblicken konnte.

So war Shelley, um die hauptsächlichste dieser Verschiedenheiten hervorzuheben, eine durchaus sittliche ethische Natur. Mit der ganzen Macht und Energie seines bei aller Weichheit festen Charakters strebte er einzig nach dem, was er für gut und vollkommen hielt. Ja, er war trotz des Atheismus, den seine Landsleute ihm vorwarfen, seinem ganzen Wesen nach religiös gesinnt. Entsprangen doch alle seine Zweifel und seltsamen Glaubensmeinungen lediglich aus dem fortwährenden Grübeln über göttliche und religiöse Dinge. Vaterland,

Freunde, Weib und Kind und Vermögen hatte er seinen Ueberzeugungen geopfert, und wie wenig hatten die sein Inneres erkannt, welche ihn in die Verbannung stießen! Als einst in einer italienischen Kirche die Erhabenheit des Gebäudes, und die Feierlichkeit der religiösen Gebräuche ihn mächtig ergriff, da sprach er seine tiefste Herzensmeinung in folgenden Worten aus: „Wie schön," sagte er, „wäre die Religion, wenn nicht die Glaubenssätze, sondern die Gebote der Liebe der Angelpunkt wären, um den Alles sich bewegte!" Solchen Anschauungen entsprechend waren die Thaten seines ganzen Lebens. Mildthätigkeit und Aufopferung bezeichneten jeden seiner Tage. Jeder Arme und Verlassene war sein Freund, und unter eignen Entbehrungen suchte er ihnen zu helfen. Er unterstützte und pflegte die Kranken in seiner Nähe, und hatte vielfach die Hospitäler besucht, um daselbst zu lernen, wie er seine Liebeswerke am besten vollbringen könnte. Ebenso außergewöhnlich und seltsam wie sein Leben war auch seine dichterische Begabung, und seine Werke, die man während seines Lebens verketzerte, werden erst jetzt in England allmälig in ihrer tiefen Bedeutung erkannt. Bereits im siebenzehnten Jahre hatte er die Queen Mab geschrieben, die wider seinen Willen gedruckt wurde und die erste Veranlassung zu alle den Verfolgungen gab, denen er erlag. Man vermochte in seine absonderliche,

den tiefsten Grübeleien nachhängende Schreibart sich nicht zu finden. Seine Poesie, sagte man, verhält sich zur klassischen Dichtung wie die Astrologie zu den Naturwissenschaften. Sie ist ein leidenschaftlicher Traum, ein Ringen nach dem Unmöglichen. Mit fieberhaftem Seelendurste schmachtet er nach dem Unerreichbaren, und so durchglüht ein unheimliches Feuer seine harmonischen Strophen.

Die Leiden, welche sein Leben verbitterten, entsprangen aus derselben Quelle, aus welcher Lord Byron die Verfolgungen herleitete, die sein Leben zu einem äußerlich verfehlten und ihn selbst zu einem von der Welt Ausgestoßenen machten, und zwar ist diese Quelle von Haus aus zu suchen in dem Nationalcharakter der Britten. Bei aller der Freiheit, mit der sie groß zu thun pflegen, fehlen ihnen doch zwei Arten von Freiheit, welche wir trotz unserer beschränkten politischen Verhältnisse in hohem Grade besitzen, die Freiheit des Gedankens und die Freiheit, gesellig nach unserem eigenen Gefallen und nicht nach den Geboten einer steifen Mode zu leben. Denn die Kirche drückt wie eine schwere Last auf die Geister der stolzen Inselbewohner. Der Glaube an die göttliche Inspiration eines jeden Bibelwortes ist dort nicht nur Gegenstand religiöser Ueberzeugung, sondern auch ein Maßstab für die Stellung, auf welche der Mensch in der

Gesellschaft Anspruch machen kann, und die auserlesene Schaar der Respectablen sitzt wie eine Inquisition über die Ungläubigen zu Gericht und behandelt sie wie Aussätzige und Pestkranke, deren Berührung den Reinen beflecken muß. Shelley's Leben und Dichten war ein unausgesetzter Kampf gegen dieses Nationalvorurtheil, und er ging in diesem Kampfe zu Grunde.

Die große Anziehungskraft, welche eine solche Natur auf Lord Byron üben mußte, ist für die Schöpfungen desselben in dieser Periode von allergrößtem Einflusse gewesen. Auch Byron hatte über seine religiösen Scrupel und Zweifel niemals hinwegkommen können, obgleich sie ihn nicht so ausschließlich beschäftigten, wie seinen neuen Freund. Die Liebe, die Politik, der kleine Skandal und das ganze bunte Weltgetriebe theilten sein Interesse. Shelley's Umgang und Gespräch aber concentrirte ihn für eine Zeitlang auf die Beschäftigung mit den beiden Hauptfragen, deren Lösung ihn schon lange gequält hatte.

Die Unmöglichkeit, das Bestehen des Uebels und der Sünde neben einem allmächtigen und allgütigen Gott auf rein gedankenmäßigem Wege zu erklären, und die Sehnsucht nach Vergebung und Tilgung der eigenen Sünde ist von jeher eine Hauptquelle des religiösen Glaubens gewesen, und wer nicht zu g l a u b e n vermag,

der wird der Verzweiflung verfallen, wofern er nicht die Resignation besitzt, das Unerforschliche nicht erforschen zu wollen. Der Kampf zwischen diesen beiden Richtungen wurde in Lord Byron auf's Heftigste durch Shelley's Grübeleien angefacht, und aus ihm ist seine weitberühmte Dichtung Manfred hervorgegangen, welche in dieser Periode entstanden ist, wenn auch die Vollendung derselben erst einige Monate später in Venedig erfolgte. Das Werk machte alsbald nach seinem Erscheinen nicht nur in England, sondern namentlich auch in Deutschland das größte Aufsehen, und hat eine eigene Literatur von Auslegungen und Uebersetzungen, von Lobpreisungen und Widerlegungen hervorgerufen. Eine vergleichende Uebersicht der hierdurch zu Tage geförderten, einander theilweise widersprechenden Ansichten mitzutheilen, liegt nicht in unserem Plane und würde dem Zwecke einer Lebensbeschreibung nicht entsprechen. Wir wollen uns vielmehr damit begnügen, den Eindruck wiederzugeben, den Manfred nach mehrfachem Lesen, und nachdem wir von Beurtheilungen und Uebersetzungen alles, dessen wir habhaft werden konnten, zu Rathe gezogen, auf uns gemacht hat.

Seiner Form nach ist das Gedicht dramatisch, dem Wesen und dem Inhalte nach aber lyrisch. Die Gefühle und Empfindungen des Helden darzustellen, ist der Zweck

des Ganzen. Das eigentlich Thatsächliche tritt in den Hintergrund und bleibt theilweise ganz im Dunkeln, oder wird nur leise angedeutet.

Ein mit seinem Schicksale und seinen Thaten unzufriedener Mann, ist der Graf Manfred mit sich und der Welt zerfallen. Er würde seinem Leben ein Ende machen, wenn ihn die Ungewißheit über das Loos der Menschen nach dem Tode nicht zurückhielte. Vergessenheit des Vergangenen ist das einzige Heilmittel, nach dem er sich sehnt. Diese zu erlangen, übt er seine Macht über die Geisterwelt, die ihm vermöge seiner kabbalistischen Künste unterwürfig ist. Die Genien der Elemente erscheinen auf seinen Ruf, ohne ihm helfen zu können. Er flieht in die Einöden der höchsten Schweizer-Alpen und wird von einem Gemsjäger von dem Abhange zurückgezogen, in den er, des Weges unkundig, zu stürzen im Begriff war. Eine Bergfee erscheint ihm. Auch sie vermag ihm keinen Trost zu geben. Nun steigt er in die Unterwelt hinab, und sein Flehen bewirkt, daß ihm die eigene Schwester erscheint, für die er in verbotener Leidenschaft geglüht, und die auf eine geheimnißvoll angedeutete Art in Folge dieser sündigen Flamme ihr Leben verlor. Sie verkündet ihm das baldige Ende seiner irdischen Leiden. Nun kommt Frieden in seine gequälte Seele. Er bereitet sich zum Tode und stirbt, indem er sowohl die auf ihn

eindringenden bösen Geister, als auch den frommen Priester abweist, der ihn bekehren will. „Es ist nicht schwer zu sterben!“ sind seine letzten Worte.

Die ungeheure Sensation, die ein solches Gedicht machen konnte, ist, außer dem ergreifenden wundersamen Inhalte und der schönen eigenthümlichen Form, doch unstreitig zu einem großen Theile auch äußeren Umständen zuzuschreiben. Einmal hatte sich, wie wir gesehen haben, das Publikum daran gewöhnt, Lord Byron mit seinem Helden zu identificiren. Im Manfred schien er nun eine umfassende, wenn auch geheimnißvolle Beichte abgelegt zu haben, die zu den überschwänglichsten Vermuthungen und Beschuldigungen erwünschte Gelegenheit bot. Man entblödete sich nicht, sein Verhältniß zu der Stiefschwester Auguste auf die abscheulichste Weise in den Schmutz zu ziehen, um eine thatsächliche Grundlage für die Dichtung in des Dichters Leben nachweisen zu können. So fand die Liebe zum Skandal, welche ein hervorstechender Charakterzug des englischen Publikums ist, in der Besprechung des Manfred die reichste Nahrung, und das Gedicht erhielt auf diesem unlauteren Wege Eingang in die weitesten Kreise.

Kaum besser erging es in Deutschland. Hat doch selbst Goethe bei dieser Gelegenheit von einem zweifachen Morde gefabelt, veranlaßt durch Byron's Leidenschaft

für eine Dame in Florenz, während er sich in dieser Stadt niemals aufgehalten hat, und das Ganze ein reines Märchen ist, welches der Dichterfürst ohne nähere Prüfung nachgesprochen hat. Was aber in Deutschland die Aufmerksamkeit ganz besonders auf das wundersame Drama lenkte, war ein anderer Ausspruch Goethe's, demzufolge er Manfred zwar nicht für eine Nachahmung, aber doch für eine selbstständige Nachbildung des Faust erklärte, und zwar für eine so geistreiche, daß darüber höchst interessante Vorlesungen gehalten werden könnten. Hier hatten nun unsere Literaten, für die der Faust von jeher eine unerschöpfliche Quelle für ihre Abhandlungen und Commentare gewesen ist, eine erwünschte Veranlassung, sich auch über Manfred auszubreiten, und so ward des Schreibens und Redens über das Gedicht kein Ende.

Lord Byron selbst hat es entschieden in Abrede gestellt, daß er den Goethe'schen Faust nachgeahmt habe. Dieser war damals noch nicht in's Englische übertragen, und Byron wußte von dem Gedichte nur so viel, als ihm dadurch im Gedächtnisse geblieben war, daß Monk Lewis ihm dasselbe einst aus dem deutschen Original mündlich vorübersetzt hatte. Allein selbst eine so flüchtige Bekanntschaft dürfte doch auf den Dichter nicht ohne Einfluß geblieben sein, wenn gleich die Aehnlichkeit der ersten

Scene des Manfred mit der ersten Scene des Faust und die Erscheinungen der Geister ebensowohl aus dem Marlow'schen Faust und der Faustsage überhaupt, als speciell aus dem Goethe'schen Werke sich herleiten lassen. Auffallender ist manche einzelne Uebereinstimmung: z. B. die des Verses „und Fluch vor allem der Geduld!"

Das Ganze aber ist durchaus dem Faust nicht an die Seite zu stellen. Es fehlt namentlich das humoristische Element vollständig, welches dem Goethe'schen Werke den größten Reiz verleiht, und den Leser über die Verzweiflung des weltvernichtenden Inhaltes erhebt. Ebenso hat die geheimnißvoll angedeutete Liebe Manfred's mit Faust's Liebe außer dem unglücklichen Ende gar Nichts gemein, und es lassen sich überdies die Eindrücke, welche auf Byron's Gemüth die Wirkung haben konnten, gerade damals ein solches Gedicht zu schaffen, so deutlich angeben, daß man keinen Grund hat, an eine Nachahmung zu denken. Diese Eindrücke sind mannigfacher Art: Die gewaltige Wirkung der schweizerischen Natur auf das Gemüth des Dichters, die Unterredungen mit Shelley, Byron's eigene, sehr erklärliche Schwermuth, wenn er seiner Vereinsamung im fremden Lande, bald traurig, bald zürnend gedachte, und endlich die Erinnerung an die Faustsage, die ihm nahe lag, wenn er sich bewußt wurde, wie ja er selbst ein Geisterbanner sei, der

die wundersamsten Gestalten mittelst des Zauberstabes der Phantasie vor sein geistiges Auge heraufzubeschwören vermochte. Auch spricht er Aehnliches in einem Briefe an Thomas Moore aus, wo er die Stimmung schildert, in welcher der dritte Gesang des Childe Harold damals niedergeschrieben wurde: „Ich war halb toll," sagt er, „während ich diese Verse machte. Philosophische Grübeleien, Berge und Sonne, eine unauslöschliche Liebessehnsucht und unaussprechliche Gedanken stürmten auf mich ein, und zugleich drückte mich der Alp meiner eigenen Verirrungen. Manchen Tag war ich nahe daran, mir eine Kugel vor den Kopf zu schießen, aber wenn ich dachte, wie meine Schwiegermutter sich darüber freuen würde, so unterließ ich es, und doch hätte es mir Spaß gemacht, sie nach meinem Tode als Gespenst zu verfolgen. — Aber wozu bei diesen kleinen Familienangelegenheiten verweilen!"

Aus so trüben Quellen floß nun auch die Eingebung, welche den Manfred entstehen ließ, und die Intensität solcher Empfindungen ist vielleicht die Ursache, daß sich in diesem Gedichte mehr als in irgend einem der Byron'schen Werke, seine unübertroffene Beherrschung des Ausdrucks für die düsteren Regionen des menschlichen Geistes offenbart. Zorn, Haß, Menschenverachtung und Verzweiflung zu schildern, vermochte er, wie niemals

ein Dichter vor oder nach ihm: „Er schöpfte," sagt Macaulay, „seine Beredtsamkeit aus einer nie versiegenden Quelle von Bitterkeit. Von dem wahnsinnigen Hohnlachen bis zur herzschmelzenden Klage giebt es keinen Schmerzenston, den er nicht anzuschlagen vermöchte." Dennoch aber würde man sehr irren, wenn man meinte, daß die in Manfred verkörperte Stimmung die gesammte Persönlichkeit des Dichters beherrscht hätte. Seine poetisch schöpferischen Momente waren es hauptsächlich, welche diese Färbung trugen. Im Uebrigen war er für die freudigen, harmlosen und geselligen Eindrücke des Lebens empfänglich genug, und namentlich stand sein Herz den Reizen der Natur offen, welche gerade damals ihn in üppigster Fülle umgaben. Seine Briefe und Tagebücher geben Zeugniß davon, und wir werden weiter unten durch Auszüge aus den Reisenotizen dies belegen.

Einer so wandelbaren Stimmung entsprechend, ist auch dasjenige, was er selbst über Manfred äußert. Zum ersten Male erwähnt er des Gedichtes in einem Briefe vom 15. Februar 1817 an seinen Verleger, wo er nach Besprechung verschiedener anderer Dinge hinzufügt: „Ich „vergaß zu melden, daß ich eine Art von dialogisirtem „Gedicht oder Drama in Jamben vollendet habe, welches „in der Schweiz begonnen wurde. Es ist in drei Akten, „aber von einer wilden, metaphysischen, nicht zu be-

„schreibenden Gattung. — — Ich habe von diesem „phantastischen Stücke keine große Meinung, wenigstens „habe ich es so eingerichtet, daß man es unmöglich auf's „Theater bringen kann, gegen welches ich seit meinem „Verkehr mit Drurylane die gründlichste Verachtung „habe. Es ist noch nicht einmal in's Reine geschrieben, „weil ich mich dazu jetzt zu träge fühle. Sobald es aber „copirt ist, werde ich es Ihnen schicken, und Sie mögen „es dann in's Feuer werfen, oder nicht." Am 9. März „schreibt er alsdann: „Hiebei folgt der dritte Akt von der „Art von dramatischem Gedicht, von dem ich neulich die „beiden ersten Akte übersandte. Ich habe dabei nur zu „bemerken, daß es nicht gedruckt werden darf, ohne vor„her nochmals bei mir anzufragen. Geben Sie es Herrn „Gifford, oder wem Sie wollen zur Durchsicht — — — „daß man nie daran denken kann, es aufzuführen, ist „klar. Ich zweifle sogar, ob es sich für den Druck eignet*). „Es ist zu sehr in meinem alten Styl, aber ich habe es „in einem wahren horreur vor der Bühne niederge„schrieben, mit der Absicht, sogar die Möglichkeit einer „Aufführung auszuschließen, denn ich weiß, daß meine

*) Man hat vor einer Reihe von Jahren in Wien den Versuch gemacht, Manfred auf die Bühne zu bringen, und zwar mit melodramatischer Musikbegleitung; es fand aber die Aufführung keinen Anklang im Publikum, und sie wurde auch nicht wiederholt.

„guten Freunde sich dennoch bemühen werden, Das zu
„thun, was mir den größten Abscheu einflößt, nämlich
„es aufzuführen. Ich merke, daß ich verteufelt manierirt
„werde, und muß mich ändern. Aber was soll ich
„machen! Wenn ich nicht irgend eine Arbeit vorhabe,
„so fürchte ich, daß meine Einbildungen und die Wirk=
„lichkeit mich erdrücken."

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Gedicht, welches
unter solchen Umständen entstanden ist, eine düstere und
unerquickliche Färbung trägt, und man kann nur dem
Urtheil Goethe's beistimmen, wenn derselbe sagt, daß
uns die Gluth einer grenzenlosen reichen Verzweiflung
am Ende lästig wird, wenn gleich der Verdruß, den man
empfindet, immer mit Bewunderung und Hochachtung
verknüpft ist. Nun aber soll ein Gedicht uns erfreuen
und erheben, und selbst die Tragödie darf niemals in
eine trostlose Quälerei ausarten, wie es in Manfred der
Fall ist. Nur der Gemsenjäger mit seiner Bergnatur
und seinem unverdorbenen menschlichen Gefühle ist ein
Lichtpunkt in diesem aus lauter Schatten zusammenge=
setzten Bilde. Aber dieser einzelne Punkt ist nicht hell
genug, um einen verklärenden Schein über das trübe
Ganze auszugießen. So mögen denn die Liebhaber
tiefsinnig melancholischer Grübeleien an diesem wunder=
lichen Drama ihre Freude haben; wir Anderen aber kehren

aus solchen dunklen Wolkenschatten so schnell wie möglich lieber in das Sonnenlicht des Tages zurück. Merkwürdig ist übrigens der Umstand, daß in der ersten und ursprünglichen Form des Stückes der dritte Akt von den englischen Freunden für völlig mißrathen erklärt wurde. Byron hatte nämlich seinen Helden im Zank mit einem fanatischen habgierigen Priester dargestellt. Sein klares poetisches Gewissen sagte ihm alsbald, daß man diese beinahe rohe Scene mit Recht getadelt habe, als unvereinbar mit der tief elegischen Stimmung des ersten Aktes. Er hat daher noch vor dem Drucke den ganzen letzten Akt umgearbeitet, und den Abt als einen wahrhaft frommen und milden Mann dargestellt, der aus reinster christlicher Liebe und Erbarmen sich zu Manfred begiebt, um diesen zu retten. Die Vergleichung beider Arbeiten ist in hohem Grade interessant, und giebt ein Beispiel von der Art und Weise, wie der Dichter seinen Ideen eine vollkommen neue und fast entgegengesetzte Wendung zu geben weiß, ohne dadurch die Einheit des ursprünglich ganz anders angelegten Werkes zu stören.

Verwandten Geistes, obgleich von ganz anderer Form, ist das zweite größere Gedicht, welches während dieses ersten Schweizeraufenthaltes entstand.

In dem romantisch gelegenen Schlosse Chillon, auf einer kleinen Insel im Genfer See, die jetzt mit dem dicht

daranliegenden Ufer verbunden ist, zeigt man in der halbunterirdischen ehemaligen Kapelle noch heute den Ring, an welchen der edle Republikaner Franz Bonnivard sechs Jahre lang angekettet war, und durch seine Wanderungen um den Schaft der Säule, die ihn festhielt, dem steinernen Fußboden die Spur seiner Tritte eindrückte. Der Herzog von Savoyen, gegen den er die Freiheit seiner Vaterstadt vertheidigt hatte, hielt ihn hier gefangen, bis er durch die Berner befreit wurde. Noch dreißig Jahre lang lebte er später für das Wohl seiner heimischen Republik, die er auch zur Erbin seiner Güter einsetzte.

An jener Säule des Gefängnisses liest der Reisende noch heute Lord Byron's Namen, und die Eindrücke, welche diese unterirdischen Gewölbe auf das Gemüth des Dichters hervorbrachten, sind in dem Gedichte „der Gefangene von Chillon" wiedergegeben.

Nur die trübe Seite der Begebenheit hat Byron verarbeitet und das Grauenhafte noch durch die Erfindung gesteigert, daß drei Brüder an die drei Säulen gefesselt waren. Der älteste sieht die beiden jüngeren sterben, und schwer gebeugt kann er selbst seiner späteren Befreiung nicht mehr froh werden.

Walter Scott hat das Gedicht so trefflich charakterisirt, daß wir dessen Worte hersetzen: „Man wird zugeben müssen," sagt er, „daß der Eindruck dieses Gedichts

mehr ein gewaltiger, als ein gefälliger ist. Bonnivard's Kerker ist ein zu trauriger Gegenstand, als daß die Macht des Dichters oder des Malers hinreichte, seine Schrecken zu bannen. Die Wirkung des Gedichts ist um so trostloser, weil der menschlichen Hoffnung darin der Anker geraubt ist, auf den sie sich stützen könnte, indem der Dulder, obgleich ein Mann von Geist und Herz, machtlos und thatenlos seinem Schicksale sich ergiebt. Als Gemälde jedoch ist die Darstellung, trotz ihrer dunklen Färbung, dem schönsten an die Seite zu setzen, was aus Lord Byron's Feder hervorgegangen ist, und dem Leser sinkt das Herz in der Brust fast ebenso wie dem Schlachtopfer, dessen Qualen geschildert worden."

Betrachten wir nun das Gedicht als ein Kunstwerk, so müssen wir eine Reihe von wunderbar ergreifenden Schilderungen in demselben bewundern. Der Tod der Brüder, die Gefühle der Ueberlebenden, und der Dämmerschein des Kerkers, der über das Ganze ausgegossen ist, erfüllen uns mit unendlicher Wehmuth. Aber diesen trüben Eindruck durch einen Strahl der Hoffnung verklären zu lassen, lag um so näher, als der wirkliche Bonnivard aus seinem Gefängnisse zu frischem, neuen Leben hervorging. Lord Byron aber läßt ihn geknickt und lebenssatt über die Schwelle des Kerkers in die Freiheit zurückkehren.

Das beweist auf's Neue, wie in dieser Periode seines poetischen Schaffens, nicht das Bedürfniß und der Wunsch, objective Kunstwerke zu erzeugen, sondern nur der Drang, seinen eigenen melancholischen Stimmungen Ausdruck zu geben, ihn zur Dichtung trieb.

Und dennoch waren die Augenblicke, wo er diesen Stimmungen sich hingab, stets nur vorübergehende. Dafür spricht nicht nur der heitere objective Ton in einem großen Theile seiner Briefe und Reiseschilderungen, sondern ganz vorzüglich der Umstand, daß er nach wie vor seine müssigen Tage mit einer ununterbrochenen Reihe von Liebschaften und Liebeleien ausfüllte. Dies ist ein für alle Mal unverträglich mit der gewöhnlichen Annahme, daß die trübgefärbten Gedichte dieser Periode der Ausdruck eines im Tiefsten zerrissenen und verdüsterten Herzens gewesen, wie man das so oft behaupten hört. Wenn er aber von seinen wechselnden Empfindungen damals fast nur die schwermüthigen in poetische Schöpfungen verwandelte, so findet das seine Erklärung theils darin, daß er die bösen Geister der Schwermuth durch die Thätigkeit des Dichtens am leichtesten zu bannen vermochte, theils aber auch in der Leichtigkeit und Meisterschaft, mit der er gerade für solche Zustände den immer neuen und immer treffenden Ausdruck bereit hatte.

Wir theilen im Folgenden einige Auszüge aus dem

Reisetagebuche mit, welches er während einer mit Hobhouse unternommenen Gebirgstour führte. Diese klaren und objectiv gehaltenen Schilderungen zeugen keineswegs von einem verdüsterten Gemüthe; und nur zuweilen fliegt ein leichter Schleier der Wehmuth darüber hin. Wer sich die Mühe nehmen will, diese Naturbeschreibungen mit den entsprechenden Stellen des Manfred zu vergleichen, der wird über die Unmittelbarkeit erstaunen, mit welcher in Byron's Seele die äußeren Sinneseindrücke sich in Poesie verwandelten, und wie es oft nur der Einschiebung von ein paar Worten bedurfte, um das Tagebuch in die herrlichste Dichtung umzuschaffen. In den besseren englischen Ausgaben der Werke Lord Byron's finden sich deshalb auch sehr zweckmäßig die betreffenden Stellen des Journals unter dem Text des Drama's abgedruckt.

Das Tagebuch beginnt am 18. September 1816 mit der Bemerkung, daß die Reise am Tage vorher in Hobhouse's Begleitung angetreten worden. — — Nach Clarens gelangten wir dies Mal zu Wasser. Von da zu Lande nach Chillon, durch eine Scenerie, welche der größte Maler nicht nachzubilden vermöchte. Besah nochmals das Schloß. Traf auf der Rückfahrt einen Wagen mit Engländern. Eine Dame in tiefem Schlaf. Schlafen in Umgebungen, die doch wahrhaftig den Schlaf verscheuchen sollten, — excellent! — Das erinnert mich an

eine andere Engländerin in Chamouny, die ihrer Gesellschaft zurief: „„Haben Sie jemals etwas so Ländliches gesehen?““ Ländlich! rief ich aus. Felsen, Tannen, Bergströme, Gletscher, Wolken und ewige Schneegipfel darüber, und — ländlich!

Nach einem leichten Mittagsmahle besuchten wir das Schloß in Clarens. Eine Engländerin hat es gemiethet. Die Familie war eben abwesend, und die Diener baten uns, das Innere zu besehen. Auf dem Tische des Salons Predigten von Blair und von noch Jemand, ich weiß nicht mehr von wem. Wir gingen dann in das Bosquet de Jülie u. s. w. Der Führer voll von Rousseau, den er beständig mit St. Preur verwechselte, und Buch und Autor durcheinander warf. Der Corporal, der uns die Wunder von Chillon erklärte, war so betrunken wie Blücher, und wie mir scheint, ein eben so großer Mann*). Er war noch dazu

*) Diese Stelle findet ihre Erklärung durch Byron's Verehrung für Napoleon, welche bewirkte, daß der Besieger desselben ihm auf's Aeußerste verhaßt war. Schon als er im Jahre vorher mit Blücher in den Londoner Salons zusammentraf, sprach er diesen Widerwillen aus: „Nie," sagt er, „habe ich einen minder ehrwürdigen Greis gesehen, als Blücher. Mit der Sprache und den Manieren eines Corporals, macht er auf die Ehren eines Helden Anspruch, gerade als müßte man einen Stein verehren, weil ein Mann darüber gestolpert ist."

taub, und weil er auch alle Andern für taub hielt, so brüllte er die Sagen von dem Schlosse so entsetzlich heraus, daß Hobhouse ernstlich böse wurde. Wir besahen aber Alles, vom Folterpfahl bis zum Burgverließ, und kehrten nach Clarens in größerer Freiheit zurück, als man im 15. Jahrhundert genoß.

Den 19. September.

— — Wundervolle Berggegend. Auf einem hohen, steilen Felsen blies ein Schäfer das Alpenhorn, ganz anders als in Arkadien, wo die Hirten mit langen Musketen, statt mit Schäferstäben umhergehen, und Pistolen im Gürtel haben. Unseres Schweizers Horn klang sanft, und hatte einen angenehmen Ton. — — Die Musik des Heerdengeläutes (ihr Reichthum besteht in Vieh, wie bei den Patriarchen), der Ruf der Hirten von Fels zu Felsen, wo sie ihr Rohr auf Höhen blasen, welche ganz unersteigbar erscheinen, die ganze umgebende Natur, — dies alles zeigte mir in greifbarer Wirklichkeit, was ich jemals von idyllischer Existenz mir vorgestellt oder geträumt habe, weit mehr noch als in Griechenland und Kleinasien, wo das Alles einen räuberisch kriegerischen Anstrich hat. Hier aber erscheint das Ganze rein und ungemischt, einsam, wild und patriarchalisch. Als wir herabstiegen, spielten sie den Kuhreigen und andere Lieder

zum Abschiede*). Meinen ganzen Sinn und Geist habe ich in letzter Zeit mit Natur erfüllt. — —

Den 20. September.

— — Das Volk hier sieht frei, glücklich und reich aus. Die letzte Eigenschaft bedingt noch keineswegs die ersten beiden. Prachtvolle Kühe. Ein Stier sprang beinahe in unseren Wagen. Das hätte eine angenehme Reisegesellschaft abgegeben. — — Rechts ein Berg mit ungeheuren Gletschern, der Klitzgerberg, weiter hin das Gockthorn — hübsche Namen, so sanft! Stockhorn, glaube ich, heißt er. Hoch und rauh, und hie und da Flecken von Schnee. Keine Gletscher, aber die Wolken lagen ihm recht hübsch auf den Schultern. An der Grenze von Waadtland und Bern wechselte das Französische gegen schlechtes Deutsch. Das Land ist berühmt wegen Käse, Freiheit, Eigenthum und keine Steuern.

Den 22. September.

— — Wir kamen nach Interlaken, und nun öffnet sich eine Reihe von Ansichten, die über alle Beschreibung und alle Vorstellung sind. Wir sind am Fuß der Jungfrau. Gletscher. Wasserfälle. Einer davon

*) Manfred, 1. Akt, 2. Scene.

stürzt vor unsern Augen neunhundert Fuß tief herab. Kehre beim Pfarrer ein. Gehe das Thal zu besichtigen. Höre eine Lawine donnergleich herabstürzen. Ungeheure Gletscher. Es brach ein Gewitter herein. Donner, Blitz und Hagel, alles vollendet schön und wundervoll. Ich zu Pferde. Führer will meinen Stock tragen. Mir fällt ein, daß es ein Stockdegen ist, der den Blitz anziehen könnte. Behalte ihn selbst zu meiner großen Beschwerde, denn als Peitsche konnte ich ihn nicht gebrauchen, und das dumme Pferd stand bei jedem Donnerschlage still. Mein dicker Mantel machte, daß ich ziemlich trocken nach Hause kam. Hobhouse, durch und durch naß, tritt in eine Hütte ein. Schickte ihm vom Pfarrer aus Schirm und Mantel. Das Pfarrhaus sehr gut, besser als viele englische Vikarwohnungen. Es liegt geradeüber von dem Wasserfall (Staubbach), den ich erwähnte. Dieser gleicht herabstürzend einem weißen Roßschweife, der im Winde flattert. So mag der Schweif des weißen Rosses ausgesehen haben, welches der Tod in der Apokalypse ritt. Es ist weder Nebel noch Wasser, sondern etwas zwischen Beiden. Die ungeheure Höhe macht, daß es sich in einer unbeschreiblichen Biegung bald verdichtet, bald auseinanderstäubt. Das war heut' der schönste Tag unseres Ausfluges. —— Steige zur Wanger-Alp hinauf. Der Blick umfaßt die Jung-

frau mit allen ihren Gletschern, das Silberhorn, leuchtend wie Wahrheit. Der kleine und große Eiger und als würdiger Schluß das Wetterhorn. Fast alle fünf Minuten hörten wir Lawinen fallen. Alles dies bildet nur die eine Seite der Aussicht. Auf der andern Seite wirbelten sich Wolken aus dem gegenüberliegenden Thale an den steilen Abhängen hinauf, gleich dem Schaum eines Höllenmeeres zur Fluthzeit, weiß und schweflich, und unergründlich tief. Beim Heruntersteigen kamen wir an Schnee vorbei. Warf Hobhouse mit Schneebällen. Zurück zu unsern Pferden. Kamen an einen Morast. Ich versank bis zum Kopf des Pferdes. Beschmutzt, aber unverletzt. Grindelwald, — speisten — stiegen wieder auf und ritten zu den obern Gletschern. Ein erstarkter Sturmwind. Sternenlicht, wundervoll, aber der Weg ganz verteufelt. Schadet nichts. Kamen glücklich an. Es blitzt hin und wieder, aber während des ganzen Tages das Wetter so schön, wie an dem Tage, wo das Paradies erschaffen wurde. Vorüber an ganzen Wäldern von verwitterten Tannen, die Stämme mit ihren todten Zweigen rindelos, wie abgeschält. Ein einziger Winter hat das gethan. Der Anblick gemahnte mich an mich selbst und mein Haus.

Den 24. September.

Am schwarzen Gletscher vorbei. Das Wetterhorn rechts. Ueber die Scheidek nach dem Rosenlauigletscher, der der schönste in der Schweiz sein soll. Kamen zum Reichenbachfall, durch das Berner Oberland, über den Brienzer See nach Brienz. Abends erschienen vier Mädchen von Oberhasli und sangen ihre Volkslieder. Zwei Stimmen davon sehr schön, ebenso die Melodien, wild und eigenthümlich, und doch zu gleicher Zeit so sanft. Das Singen ist vorbei, aber unten höre ich eine Fiedel. Kein gutes Omen für die Nachtruhe. Ich will hinunter gehen und dem Tanze zuschauen.

Den 25. September.

Die ganze Stadt Brienz schien unten in dem Zimmer zu sein. Hübsche Musik und ausgezeichnetes Walzen. Nur Bauern. Das Tanzen viel besser als in England. Die Engländer können nicht walzen, haben es nie gekonnt, werden es niemals können. Ein Mann mit der Pfeife im Munde tanzte so gut wie die andern. Auch Tänze zu Zweien und Vieren wurden sehr hübsch ausgeführt. Heut' früh schiffte ich mich auf dem See ein. Weiber ruderten uns in einem langen Boote. Es scheint hier Sitte zu sein, daß die Boote mit Weibern bemannt werden, denn obgleich in unserem Schiffe fünf

Männer und nur drei Frauen waren, so ruderten doch alle Frauen und nur ein Mann. Mittags in Interlaken. Ein Mädchen gab mir Blumen und hielt eine Anrede auf deutsch, wovon ich nichts verstehe. Ob die Rede hübsch war, weiß ich nicht, aber das Mädchen war hübsch. Nach dem Thuner See. Am Ufer sprengten sie Felsen mit Pulver, und warnten uns nur eine Minute vorher. Reine Dummheit. Aber sie hätten uns die Köpfe zerschmettern können. Das Wetter ziemlich, doch da wir jetzt aus den höchsten Berggegenden heraus sind, so ist das gleichgiltig. Hier in der Ebene muß mein Journal so flach werden, wie die Gegend. —

Das Tagebuch schließt am 29. September mit folgender Bemerkung: „Mit dem Wetter habe ich auf dieser dreizehntägigen Tour Glück gehabt. Glück auch mit meinem Reisegefährten Hobhouse. Glück auch darin, daß uns fast keine der kleinen Unannehmlichkeiten betroffen hat, die sonst von einer Fahrt durch wilde Gegenden unzertrennlich sind. Ich war eben in der Laune, daß mir Alles gefallen sollte. Ich bin ein Freund der Natur, und ein Bewunderer der Schönheit. Anstrengung kann ich ertragen, und Entbehrungen sind mir willkommen. Ich habe einige der schönsten und erhabensten Gegenden der Welt gesehen. Aber bei alle dem hat die Erinnerung an das Bittere, was ich erfah-

ren, mich nicht verlassen, und vor Allem wird das Bild meines verwaisten Hauses mich durch mein ganzes Leben begleiten. Nicht das Lied des Hirten, nicht der Donner der Lawinen und des Wasserfalles, nicht Berge, Gletscher, Wald und Wolken haben nur einen Augenblick lang den Druck erleichtert, der auf meinem Herzen lastet, oder mir die Kraft gegeben, mein unglückliches Selbst inmitten der Majestät, der Macht und Herrlichkeit zu vergessen, die mich nach allen Seiten rings umgiebt."

Drittes Kapitel.

Venedig.

In den ersten Tagen des October 1816 verließ Lord Byron die Schweiz, um sich in Begleitung seines Freundes Hobhouse nach Italien zu begeben. Vorher hatte er noch die Freude gehabt, mit seinem geliebten Schulfreunde Scrope Davies zusammenzutreffen, und in den Erinnerungen an Harrow zu schwelgen. Shelley war bereits früher nach England zurückgekehrt, um dann später nochmals mit seiner zweiten Gattin den Continent zu besuchen und in Byron's Nähe zu bleiben.

Ueber Martigny ging die Reise zuerst nach Mailand. Unterwegs wurden die borromäischen Inseln besucht — er fand sie sehr schön, aber zu künstlich. — Größeren Eindruck machte die Simplonstraße auf den Dichter. Hier, schreibt er, sind Natur und Kunst in gleichem Maße erhaben. Gott und Menschen haben Wunder gethan, des Teufels gar nicht zu gedenken, der sicher auch seine Hand im Spiele gehabt hat, um die Felsen und Abgründe, über welche der Weg führt, so wunderbar aufeinander zu thürmen. Mailand erinnert an Sevilla, dem es aber nicht gleichkommt. Auf der Ambrosianischen Bibliothek zog ihn besonders ein handschriftlicher Liebesbriefwechsel an, zwischen Lucrezia Borgia und dem Cardinal Bembo. Die Briefe kurz und sehr einfach, aber voll Liebesanmuth, gerade auf ihr Ziel losgehend. Eine wohlerhaltene lange Locke des schönsten Haares liegt bei der Handschrift. Von dieser Reliquie einen Theil zu erhalten, gab er sich die größte Mühe, allein ohne Erfolg. Nur ein einzelnes Haar konnte er heimlich sich zueignen. In der Gemäldegallerie ließ ihn, wie immer, das eigentlich Künstlerische kalt, dagegen das rein Menschliche in der Darstellung sprach ihn an. Eine Hagar von Guercino wirkte in dieser Weise besonders auf sein Gemüth. Gegen die niederländischen Bilder kann er seinen Ekel und Widerwillen

nicht stark genug aussprechen. Er verlangt, daß die Kunst einem erhabenen Ideale nachstrebe.

Von dem berühmten Beccaria, der durch seine Schriften den ersten Anstoß zur Abschaffung der Todesstrafe gegeben, erzählt er, daß derselbe Alles aufgeboten habe, um einen Bedienten, der ihn bestohlen hatte, aufhängen zu lassen.

Hier in Mailand wurde Byron auch von seinem medizinischen Reisebegleiter Polidori befreit. Dieser junge Mann hatte sich durch seinen Eigendünkel, seinen Hochmuth, seinen Mangel an Rücksichten, und durch seinen Hang zum Luxus dem Dichter schon längst unerträglich gemacht, obgleich derselbe die Schwächen des jungen überspannten Doctors mit unglaublicher Nachsicht lange geduldet hatte. Polidori gerieth im Theater in Mailand mit einem österreichischen Officier in Streit, in Folge dessen er verhaftet wurde. Byron's Dazwischenkunft bewirkte zwar seine Freilassung, doch erhielt er die Weisung, binnen vierundzwanzig Stunden über die Grenze zu gehen. Durch Unterstützungen und Empfehlungen aller Art suchte Byron ihm die Rückreise und den spätern Aufenthalt in England zu erleichtern.

Auf des Dichters Gesundheit und auf seine äußere Erscheinung hatte die Reise sehr vortheilhaft gewirkt, und wir haben über den Eindruck, den seine schönen aus-

drucksvollen Züge auf jeden Beschauer machten, einen in dieser Zeit verfaßten Bericht des bekannten Kunstkritikers Beyle, der sich folgendermaßen äußert:

„Im Herbst 1816 traf ich Lord Byron im Theater della Scala in Mailand. Er saß in der Loge des Chevalier de Brême. Mich frappirte sofort der Ausdruck der Augen des Dichters, während derselbe einem Sextett aus der Oper Helene zuhörte. Nie in meinem Leben habe ich schönere und ausdrucksvollere Züge gesehen. So müßte ein großer Künstler das Genie malen — — Tags darauf speiste ich in einer Gesellschaft, wo auch Lord Byron sich befand. Der Dichter Monti deklamirte einige seiner Verse, welche die anwesenden Italiener für die schönsten erklärt hatten, die seit hundert Jahren gedichtet worden. Er war entzückt. Die hochmüthige und ablehnende Miene, welche sonst seinem schönen Gesichte nicht zum Vortheil gereicht, war verschwunden. Er sah vollkommen glücklich aus. Nie werde ich den göttlichen Ausdruck dieser Züge vergessen. Das heitere Bewußtsein der Macht und des Genius spiegelte sich auf seinem Antlitz, ohne daß die geringste Beimischung von Absichtlichkeit dabei mitgewirkt hätte."

Die Geselligkeit in Mailand sagte unserm Dichter im Ganzen sehr zu, doch fühlte er sich von dem Unbehagen gedrückt, mit welchem die österreichische Herrschaft

die Gemüther der Italiener erfüllte, und er sagte in dieser Beziehung, man befände sich dabei wie auf einem Schiffe unter Quarantaine.

Nach einem Aufenthalte von einigen Wochen wird die Reise fortgesetzt. Unterwegs ergötzte er sich an der blauen Fluth des Gardasees, und an dem Anblick seiner köstlichen Ufer, und besichtigte dann die Merkwürdigkeiten von Verona. Hier imponirte ihm das Amphitheater, dessen Gleichen er in Griechenland nicht gesehen zu haben bekennt. Doch sind es nicht die Kunstwerke, welche hier seine Gefühle besonders anregen. Julia's Sarg fesselte sein Interesse in höherem Grade. Stückchen von diesem verwitterten Granite bricht er ab, um sie seiner Tochter und den Kindern seiner Schwester zu schicken. Um die Mitte des Novembers trifft Lord Byron endlich in Venedig ein, wo er einen längeren Aufenthalt zu nehmen gedenkt.

Er miethete zuerst eine Wohnung in dem Hause eines Kaufmannes, mit dessen junger Gattin er auch alsbald einen Liebeshandel anspinnt. So bewährte sich Venedig vom ersten Augenblick an, als der Ort, der seinen lockern Gewohnheiten den meisten Vorschub zu leisten geeignet war, und wo gerade diejenigen Versuchungen, denen er am wenigsten zu widerstehen ver-

mochte, sich in der allerverführerischsten Weise ihm aufdrängten.

Von der Sittlichkeit, oder vielmehr von der Unsittlichkeit der dortigen Frauen, entwirft er ein schreckliches Bild, wobei er, wie man sich denken kann, nicht als Moralprediger auftritt, der von Abscheu vor solchen Zuständen erfüllt wäre, sondern er nimmt die Sache mehr von der lächerlichen Seite. Die Moralität, sagte er, ist im Allgemeinen noch ganz so, wie zur Zeit der Dogen. Tugendhaft ist nach diesem Sittencoder eine Frau, die außer ihrem Manne nur Einen Liebhaber hat. Die, welche zwei, drei oder mehr haben, sind ein wenig wild, — und nur die ganz verworfenen, oder diejenigen, welche sich mit Leuten gemeinen Standes einlassen, überschreiten die Grenzen desjenigen, was einer verheiratheten Frau erlaubt ist. Freilich giebt es ausnahmsweise einige Beispiele von staunenswerther Tugend und Treue. So kenne ich eine Dame von fünfzig Jahren, die in ihrem Leben nur Einen Liebhaber gehabt hat; als dieser in der Jugend starb, wurde sie fromm und lebte allein mit ihrem Gatten. Natürlich ist sie auf diese Wunderthat nicht wenig stolz, und sie spricht zuweilen davon mit einer höchst ergötzlichen Salbung.

Lord Byron war nicht der Mann, der sich aus

einem solchen Sodom und Gomorrha eilig in's Weite gerettet hätte, vielmehr machte er sich in vollem Maße die Ungebundenheit zu Nutze, welche der Landesgebrauch ihm gestattete, und er riß nun alle Schranken nieder, welche ihn in der Heimath unter den Augen seiner prüden Landsleute noch einigermaßen im Zaume gehalten hatten. Es konnte ihm natürlich nicht verborgen bleiben, daß er auf diese Weise der Londoner guten Gesellschaft vollständig wie ein Verstoßener und Verworfener erscheinen mußte, und die Folge davon war, daß er mit äußerster Sorgfalt jedes Zusammentreffen mit reisenden Engländern vermied. So den Augen derer entrückt, deren Urtheil er noch allenfalls zu scheuen hatte, gab er sich unter der Gluth des üppigen italienischen Himmels, einem Leben voll von Ausschweifungen hin, die uns leider mit tiefem Widerwillen erfüllen müssen. Seine althergebrachte Verkehrung der Tages- und Nachtzeit setzte er dabei fort, auch hierin der Landessitte folgend; denn der Venetianer verschläft die heißen Tagesstunden und beginnt erst um Mitternacht recht aufzuleben. Seine Diät war um nichts regelmäßiger, als seine Zeiteintheilung. In beständiger Furcht, die kaum beseitigte Corpulenz seiner Gestalt wieder erscheinen zu sehen, kasteite er sich mit Fasten, um dann abwechselnd wieder zu schwelgen. Die Kräfte zu ersetzen, welche eine spärliche, fast nur aus

Pflanzenkost bestehende Nahrung ihm nicht gewähren konnte, nahm er zu geistigen Getränken seine Zuflucht, und trank besonders das beliebte Gemisch der Engländer, Rum und Wasser, in großen Quantitäten. Das hatte dann die gewöhnlichen Folgen, und die Kopfschmerzen am andern Morgen zu vertreiben, mußten Sodawasser und Sodapulver in großen Sendungen aus England immer auf's Neue bestellt werden.

Es genügt, diese Dinge hier angedeutet zu haben, weil das Eingehen auf Details uns doch keinen weitern Einblick in des Dichters Charakter gewähren würde. Wenn wir von einem Manne zu berichten haben, daß er ein Trinker gewesen, so wissen wir durch dies Eine Wort gerade so viel, als wenn wir ihn auf seinen Gängen in die Weinhäuser begleiten, und ihm die Flaschen nachrechnen wollten, die er geleert hat. Bei Lord Byron nun stand es in der Periode, von der wir reden, mit den sogenannten Liebesverhältnissen leider nicht besser. Bis auf geringe Ausnahmen, die wir kennen lernen werden, hatten seine Verbindungen mit dem weiblichen Geschlecht durchaus keinen Einfluß auf seine seelischen Zustände, etwa in der Art, daß sich der Charakter und die Gemüthsweise der Geliebten in seinen Gedichten wiederspiegelte. Es waren vielmehr Ausschweifungen, zu welchen sein ungebändigtes Naturell

ihn verführte, und um ein deutliches Bild von seinem Leben und Treiben in Venedig zu gewinnen, braucht der Leser sich eben nur zu vergegenwärtigen, daß neben seinem poetischen Schaffen, und neben dem, was seinen Geist sonst noch in Anspruch nahm, dieses willenlose Hingeben an die Verlockungen seiner Begierden stets begleitend einherging. Die natürlichen Wirkungen solcher Lebensart konnten nicht ausbleiben. In den Augenblicken, wo er nicht durch irgend eine dichterische Schöpfung aus sich heraus versetzt wurde, ergriff ihn ein Gefühl des Ueberdrusses und des Ekels, gegen welches er das rechte Mittel zu ergreifen nicht die Kraft hatte. In sich zu gehen, und das sittliche Moment, oder mit einem Worte, die Tugend, als eine Rettung aus seiner sinnlichen Versunkenheit zu erkennen und mit Ernst zu ergreifen, dazu war seine leicht bewegliche und bestimmbare Natur zu schwach. Er suchte deshalb nach einem andern Gegengifte, und glaubte ein solches in einer recht schwierigen und langweiligen Arbeit zu entdecken. Dies brachte ihn auf den seltsamen Gedanken, die schwerste aller Sprachen, welche jemals von einem Volke ersonnen ward, zu erlernen, nämlich die armenische. Veranlassung und Gelegenheit hierzu bot das Kloster St. Lazarus, von armenischen Mönchen bewohnt, welche in Venedig von jeher sich der tiefsten und gründlichsten

Studien beflissen haben. Byron sagt von diesem Kloster, es habe alle guten Seiten des mönchischen Beisammenlebens, ohne dessen Laster, vereinigt. Die saubere und behagliche Einrichtung, die sanfte Gemüthsart, und die ungeheuchelte Frömmigkeit der gelehrten Geistlichen erfüllten ihn mit der Ueberzeugung, daß inmitten dieser verderbten Welt es noch mehr als eine kleine bessere Welt gebe, und es that seinem Herzen wohl, auf Stunden wenigstens sich dem Strudel seines leidenschaftlichen Treibens zu entziehen, um in solchen Umgebungen eine geistig gesunde und erquickliche Luft zu athmen. Er interessirte sich lebhaft für die Arbeiten der Mönche, und nahm Theil an der englischen Uebersetzung einer armenischen Grammatik, und an der Herausgabe und Uebersetzung eines Manuscripts, welches einen apokryphischen Briefwechsel zwischen dem Apostel Paulus und den Aeltesten der Corinthergemeinde enthält.

Daß er in die Kenntniß der armenischen Sprache tiefer eingedrungen wäre, behauptet er selbst nicht, doch unterhielt ihn die Arbeit, und er wurde durch die Meisterschaft, mit welcher er das Englische beherrschte, den gelehrten Mönchen von Nutzen.

Diese Beschäftigung, mit den trockensten und ernstesten Dingen, welche ihn oft mehrere Stunden täglich fesselte, stand im schneidendsten Widerspruche mit

den Zerstreuungen, welche den Rest des Tages in Anspruch nahmen. Von jedem nähern Umgange mit Personen seines Standes sich zurückziehend, ließ er sich nur selten bewegen, hier und da größere Zusammenkünfte bei den tonangebenden Familien Venedigs zu besuchen. Im eigenen Hause aber verkehrte er fast ausschließlich mit der Dame, welche gerade die Gebieterin seines wandelbaren Herzens war, und da sehr oft eine neue Flamme aufloderte, bevor die alte erloschen war, so kam es nicht selten vor, daß Scenen der Eifersucht sich ereigneten, die, dem italienischen Nationalcharakter entsprechend, zu den lautesten und ungezügeltsten Ausbrüchen führten. Mit der naivsten Unbefangenheit berichtet Byron solche Dinge an seinen Freund Thomas Moore, und der Liebhaber von dergleichen kann sich an einer Schlachtscene zwischen zwei Schwägerinnen ergötzen, welche in der launigsten Weise unter dem 24. Januar 1817 mitgetheilt wird.

Inmitten von allem diesem Treiben schlummerte seine Dichtergabe nicht. Der vierte, und unstreitig schönste, Gesang des Childe Harold ward während des Jahres 1817 verfaßt, und die Widmung des vollendeten Gedichtes an Hobhouse trägt das Datum vom 2. Januar 1818*).

*) Ueber die Rapidität, mit welcher er die mehr als 180 Strophen verfaßte, aus denen dieser vierte Gesang besteht, giebt er

Diese merkwürdige Dichtung deckt uns die tiefe Strömung ernster Gedanken und Gefühle auf, welche in Byron's Seele unter dem trüben Schaume seiner frivolen Zerstreuungen, und seiner zur Schau getragenen Gleichgiltigkeit gegen das Urtheil der Welt dahinfloß. Ein solches Doppelleben des Geistes hat er seit dem Tage geführt, wo er die ersten Dichterlorberen erntete. Nur mit wenigen Freunden verkehrend, war ihm jede Berührung mit der großen Menge zuwider gewesen, und scheu hatte er sich stets von den Menschen zurückgezogen. Aber in der Einsamkeit erforschte er alsdann die tiefsten und geheimsten Regungen seines Herzens, um sie alsbald in Form von Gedichten dem großen Publikum Preis zu geben; und diesen Gedichten fühlt man es an, daß er bei jedem Worte sich von einer lauschenden Menge umgeben weiß, die bewundernd ihm zuhört.

Auf den ersten Blick sollte man glauben, daß dies Bloßlegen des innersten Herzens, dies öffentliche Klagen über Familienangelegenheiten, die sonst Jeder gern selbst

---

nicht ohne Selbstbefriedigung jedes Mal nach Vollendung eines neuen Abschnittes seinem Verleger Rechenschaft. Am 15. Juli hatte er achtundneunzig Strophen niedergeschrieben, und schon fünf Tage später, am zwanzigsten, zeigt er die Vollendung des Gedichts an, welches im ersten Entwurfe nur 126 Strophen enthielt, denen die übrigen im Laufe der ferneren Ueberarbeitung, und während des Drucks hinzugefügt wurden.

vor den nächsten Freunden geheim hält, bei dem Publikum Ekel, Ueberdruß und Widerwillen erzeugen müßte. Allein die Macht des Genies ist so groß, daß sie jedweden Stoff, den sie berührt, in ein Kunstwerk verwandelt; und so wandelt denn auch die Byronsche Muse jene intimsten Privatverhältnisse in allgemeine, uns mächtig ergreifende Betrachtungen und Schilderungen um.

Es ist dies übrigens in der Literaturgeschichte keine vereinzelt dastehende Erscheinung. Auch Rousseau zog sich in seiner Menschenfeindlichkeit auf eine einsame Insel zurück, und doch war er daselbst in fortwährender innerer Unterhaltung mit den Menschen begriffen, die zu verachten er sich einbildete, und auch er hat aus seiner Abgeschiedenheit die ausführlichsten und umfassendsten Selbstbekenntnisse mit einer Offenherzigkeit ohne Gleichen der Welt Preis gegeben.

Diese Aehnlichkeit mit Rousseau hatte schon des Dichters Mutter an dem Knaben wahrgenommen, der aber von einer solchen Vergleichung Nichts wissen wollte und sich sehr darüber ärgerte, als der Recensent in dem Edinburgher Review auf denselben Gedanken kam.

Was nun den Inhalt des vierten Gesanges von Childe Harold betrifft, welcher uns zu diesen Betrachtungen veranlaßte, so könnte man denselben im Allgemeinen als eine rhapsodische Elegie auf Italien bezeichnen.

Um Stoff in weiteren Kreisen hiezu zu sammeln, begab Lord Byron sich gegen Ende April auf einige Wochen nach Rom. Die Reise ging über Ferrara und Florenz. In erstgenannter Stadt wurde ihm auf der Bibliothek die Handschrift von Tasso's befreitem Jerusalem gezeigt, und nicht weit davon liegt die Zelle, in der man den Dichter länger als sieben Jahre gefangen hielt. Diese benachbarten Denkmale des Ruhmes und der Leiden Torquato's gaben Veranlassung zu den Versen, welche unter dem Titel: „Tasso's Klage" sich in den vermischten Gedichten befinden, und mit denen er mit vollem Rechte sich selbst zufrieden erklärt. „Tasso's Klage," schreibt er an seinen Verleger, „sehe ich für ganz gute Reime an, wie Pope's Papa zu seinem Sohne sagte, als dieser noch ein kleiner Junge war." Daß Tasso in dem neuen Gesange des Childe Harold nicht in den Vordergrund tritt, findet seine Erklärung durch das ebenerwähnte Gedicht, in welchem Byron seinem Interesse für das tragische Schicksal desselben einen besonderen Ausdruck gegeben hatte. Venedig und Rom bilden die Hauptpunkte, und Venedig wenigstens ist sicherlich nirgends schöner und poetischer beschrieben worden. Die ganze süße Melancholie der Mondscheinnacht kommt über uns, wenn wir mit Byron auf die Seufzerbrücke treten und die einst so mächtige Lagunenstadt zu unseren Füßen erblicken. Ita-

lien, zweimal so groß und herrlich und weltbezwingend, sieht der Dichter zerrissen und der Fremdherrschaft preisgegeben. Die verhängnißvolle Schönheit der gesegneten Halbinsel ward ihr Verderben, und trauernd ziehen die Schatten der Helden und Dichter, der Künstler und Staatsmänner vor dem Auge des Beschauers vorüber; und wenn wir von der tiefen Empfindung mit ergriffen werden, mit welcher die Betrachtung der antiken Meisterwerke die Brust des Dichters bewegt, wenn die Venus, der Laokoon, vor Allem aber der sterbende Fechter ihm fast zu Gedichten werden, so müssen wir annehmen, daß die Gleichgültigkeit, die er in Gesellschaft Anderer so oft gegen die bildenden Künste zur Schau trug, zum großen Theil wieder jenem eigenthümlichen Hange zuzuschreiben ist, dasjenige, was ihn am tiefsten bewegte, in sich allein zu verarbeiten, und erst in der Form von Gedichten der Welt mitzutheilen. Auch die Ruinen der römischen Bauwerke, vor Allem das Colosseum, üben eine ähnliche Wirkung auf ihn, und das ganze italienische Volk erscheint ihm im Lichte einer solchen Ruine. Aber er hofft und prophezeit schon die neue Erhebung des zertretenen Landes, welche in unseren Tagen sich zu verwirklichen scheint.

Childe Harold selbst tritt mit seiner Person vollständig in den Hintergrund, und erst am Schlusse wird seiner gedacht, mehr um der Form zu genügen, als weil

der flatternde Gedankengang es verlangte. Der Held des Liedes wird wie ein Abgeschiedener behandelt. Nur seine Gedanken und Empfindungen sind für die Ueberlebenden zurückgeblieben. So führt uns der Dichter zu Todesbetrachtungen, und die Trauerbotschaft, welche damals England und ganz Europa mit sympathischer Theilnahme erfüllte, findet eine passende Stelle der Erwähnung.

Die Tochter Georgs IV., Britanniens Hoffnung, war durch einen plötzlichen Tod der Welt entrissen, und sie nahm den jungen Thronerben, der die Kronen dreier Königreiche tragen sollte, mit sich in's Grab. Unter rührenden Betrachtungen über ihr Loos und über die unerfüllten Erwartungen eines trauernden Volkes findet das Lied seinen Schluß.

Von dem festen Grunde der Erde, die seiner Sehnsucht keine Befriedigung bietet, wendet er sich zu den Fluthen des Meeres, das er von Jugend auf so sehr geliebt, und in dessen Wellen zu baden bis an's Ende seine größte Lust geblieben ist. Er verehrt in den mächtigen Gewässern des Mittelmeers die Vermittelung zwischen den Küsten, an denen einst die Wiege alles Glaubens und alles Wissens stand. Das Lied ist zu Ende, und dem Leser wird überlassen, sich eine Lehre daraus zu ziehen, wenn er eine Lehre darin finden kann.

Betrachten wir nun diesen vierten Gesang als Kunstwerk, so gilt im Ganzen von ihm dasselbe, was von den drei ersten gesagt worden. Die Gedanken fließen in loser Weise einer aus dem anderen, und zwar so, daß man kaum annehmen kann, daß Byron im Voraus einen festen Plan für die aufeinanderfolgenden Strophen entworfen habe; ja man hat alle Ursache, ihm wörtlich zu glauben, wenn er irgendwo versichert, er wisse, wenn er ein Wort niederschreibe, noch nicht, wie das nächste lauten werde. Viele der einzelnen Theile des vorliegenden Gesanges gehören aber unstreitig zu dem Schönsten, was er überhaupt geschaffen. Auch sind hier die düsteren Ergießungen einer lebenssatten Weltanschauung durch den reichen Stoff, welchen Italiens Geschichte und Kunst darbieten, mehr in den Hintergrund gedrängt. Die meisterhafte Beherrschung der Sprache, und die Präcision, mit der die Gedanken ungezwungen in die knappste Form gefügt sind, finden wir auch hier wieder, und wir empfangen, trotz Allem, was sich tadeln läßt, durchaus den Eindruck, daß ein großes poetisches Genie zu uns redet.

Da des Dichters Ausflug nach Rom hauptsächlich dazu diente, den geistigen Stoff zu diesem Gedichte ansammeln zu helfen, so wird es am Orte sein, aus den brieflichen Reiseberichten hier Einiges mitzutheilen.

Von Foligno aus schreibt er am 23. April: „In

Florenz blieb ich nur Einen Tag, da ich nach Rom eile, und auf dem Wege dahin mich jetzt hier befinde. Ich habe indessen die beiden Gallerien gesehen, aus denen man trunken von soviel Schönheit zurückkehrt. Die Venus erregt mehr Bewunderung als Liebe, aber es sind hier Bildwerke und Gemälde, die mir zum ersten Male eine Idee davon gegeben haben, was die Leute mit ihrem enthusiastischen Gerede über diese künstlichste unter den Künsten eigentlich meinen. Den größten Eindruck machten auf mich Raphael's Geliebte, ein Portrait, Titian's Geliebte, eine Venus in der Gallerie Medicis. Die Venus. Die Parzen, ein Gemälde von Michael Angelo, und Antinous und Alexander, und ein paar nicht sehr decente Gruppen in Marmor. Auch in die mediceische Kapelle ging ich. Eine hübsche Spielerei mit großen Stücken von sehr kostbaren Steinen, zum Andenken an fünfzig vermoderte und vergessene Gerippe. Sie ist unvollendet, und wird so bleiben.

Die Kirche St. Croce umschließt vielen hochberühmten Staub. Die Gräber von Macchiavelli, Michael Angelo, Galilei und Alfieri machen sie zur Westminsterabtei Italiens. Die Grabmäler selbst gefielen mir nicht, sie sind schwer und überladen. Was braucht es mehr als eine Büste und einen Namen? Allenfalls noch eine Jahreszahl für so unchronologische Leute wie ich z. B.

— Aber die Allegorien und Lobhudeleien sind ein für alle Male abscheulich, noch schlimmer als die dicken Perückenköpfe, welche die Bildhauer aus der Zeit Carls II. auf römische Figuren setzten. — —

Rom, 5. Mai. Seit einigen Tagen bin ich in der Wunderstadt Rom. Ich habe vom Morgen bis Abend nichts gethan, als Merkwürdigkeiten besehen, außer daß ich den dritten Akt von Manfred umarbeitete. Heute früh sah ich einen lebendigen Pabst und einen todten Cardinal. Pius VII. bestattete den Cardinal Broschi, dessen Leiche im Staat in Chiesa nuova ausgestellt war. Rom entzückt mich mehr, als irgend Etwas, was ich bisher gesehen habe, mit Ausnahme von Athen und Constantinopel. Dennoch werde ich nicht lange hier bleiben. Ich habe ein Reitpferd angeschafft, und auf demselben nach allen Richtungen hin Ausflüge in die Umgegend gemacht."

Nachdem er einige Tage länger in Rom verweilt, änderte er seine Ansicht dahin, daß er die Stadt dennoch für interessanter als Constantinopel und Griechenland erklärte. Um sie als Wohnsitz lieb zu gewinnen, dazu fehlte ihm die Gemüthsruhe, weil ihn die Sehnsucht zu seiner venetianischen Geliebten zurückzog. Der Brief, der dies ausspricht, enthält folgende merkwürdige Worte: „Beschreibungen kann ich nicht geben, weil die ersten Eindrücke bei

mir allemal zu stark und zu verwirrt sind, bis erst das Gedächtniß sie geordnet und unter ihnen ausgewählt hat, so wie auch in der Landschaft der Hintergrund weniger deutlich, aber desto sanfter verschmolzen erscheint. Es muß noch andere Werkzeuge der Sinneswahrnehmung geben, als uns Sterblichen zu Theil geworden sind; denn wenn wir Vieles zugleich auffassen sollen, so setzt uns das jedes Mal in Verwirrung, und wir empfinden dabei, daß wir einer höheren und weitergreifenden Macht des Verständnisses bedürfen. — — Von meiner armen Schwester Auguste habe ich einen Brief erhalten, der voll Besorgniß wegen meines letzten Unwohlseins ist. Bitte, sagen Sie ihr (und das ist die Wahrheit), daß ich mich besser als je befinde, und bei einer Gesundheit, die mir fast zu viel wird, dick und roth geworden bin, und von impertinenten Leuten wegen meines kräftigen Aussehens beglückwünscht werde, da ich doch bleich und interessant aussehen müßte. Sie erzählen mir, daß mein Vetter George Byron einen Sohn hat. Auguste schreibt, eine Tochter. Welches von beiden ist wahr? Es kommt indessen nicht viel darauf an; der Vater ist ein guter Mensch und ein braver Officier, und hat eine hübsche kleine Frau geheirathet, die trotz ihrer Mitgift doch seine Kinderzahl noch mehr als seine Einkünfte vergrößern wird. Wenn er ein Commando bekäme, würde es ihm

Nichts schaden. Zu Euch zu kommen, fällt mir nicht ein, so lange ich meine Geschäfte von hier aus besorgen kann. Läßt Newstead sich leidlich verkaufen, so komme ich überhaupt nicht mehr zurück, denn ich fühle mich außerhalb Eurer Insel viel glücklicher, als auf derselben. Von Engländern sind nur wenige hier, aber doch einige von meinen Bekannten, unter Anderen der Marquis von Landsdowne, bei dem ich morgen speise. Die Jersey's traf ich unterwegs in Foligno. Ich vergaß zu sagen, daß die Italiener Chillon und noch andere Gedichte nachgedruckt haben. Eine Spitzbüberei. — Es ist eine hübsche kleine Ausgabe, hübscher als Ihre, und wird schon verkauft, wie ich zu meiner Ueberraschung sah, und sie haben merkwürdiger Weise das Englische ganz correct gedruckt. Wie und weshalb sie es gethan, weiß ich nicht. Wahrscheinlich wegen der Engländer. — — — Ich bin hier fast den ganzen Tag zu Pferde, gerade wie ich es auch in Constantinopel gethan habe. Aber Rom ist die ältere Schwester, und die schönere. Wegen des Colloseum, Pantheon, Vatican St. Peter rc. — siehe Reisehandbuch — sie sind ganz unbeschreiblich und müssen g e s e h e n werden. Der Apoll von Belvedere ist das Portrait der Lady Adelaide Forbes, und ich glaube, daß ich niemals eine frappantere Aehnlichkeit gesehen habe."

Am 28. Mai war Byron bereits wieder nach Venedig zurückgekehrt. Er wäre, wie er sagt, gern auch nach Neapel gegangen, aber die Menge Engländer, die dort sein sollten, schreckte ihn ab. „Ich hasse sie lieber von Weitem," schreibt er, „es müßte denn ein Erdbeben, oder ein guter wirksamer Ausbruch des Vesuv mich mit ihrer Nachbarschaft aussöhnen."

Interessant ist die Beschreibung einer Hinrichtung, der er zwei Tage vor seiner Abreise in Rom beiwohnte; interessant nicht blos als Schilderung, sondern weil man daraus ersieht, wie er solche Dinge förmlich als Studium behandelte, ebensowohl für die äußeren Vorgänge, als für die Vorgänge in seinem Inneren. Er sagt: „Das Verfahren mit den verlarvten Priestern, den halbnackten Henkersknechten, dem Verbrecher mit verbundenen Augen, dem schwarzen Crucifix und der Fahne, dem Schaffot, den Soldaten, dem ganzen langsamen Aufzuge, und dem schnellen Rasseln und schweren Fall des Beiles, das verspritzte Blut und der geisterhafte Anblick der vorgezeigten Köpfe, alles das ist weit eindrucksvoller als die gemeine, unedle, schmutzige und hündische Art, wie man an englischen Verbrechern die Todesstrafe vollzieht. Zwei von den Delinquenten benahmen sich mit ziemlicher Fassung, aber der dritte starb mit großem Entsetzen und Widerstreben. Es war furchtbar anzusehen, wie er sich

nicht niederlegen wollte, dann war der Hals zu dick für die Oeffnung, und der Priester mußte die Schmerzensrufe durch seine noch lauteren Ermahnungen übertäuben. Der Kopf war herunter, ehe das Auge dem Fallbeil folgen konnte. — — Jedenfalls ist diese Hinrichtungsart besser als die orientalische, und auch, wie es mir scheint, besser als das Richtbeil unserer Väter. Der Schmerz scheint gering, und doch ist der Eindruck der Vorbereitungen für den Verbrecher und für die Zuschauer ein gewaltiger, und macht das Blut erstarren. Die Enthauptung des ersten machte mich ganz heiß, und ich hatte ein trockenes Gefühl im Munde, und mich befiel ein solches Zittern, daß ich kaum das Opernglas halten konnte. Ich stand zwar nahe dabei, wollte es aber doch ganz genau sehen, wie man Alles im Leben einmal genau sehen sollte. Bei dem zweiten und dritten (so entsetzlich schnell gewöhnt man sich an die Dinge) muß ich zu meiner Beschämung bekennen, daß ich nur noch das Gefühl des Ekels und Widerwillens empfand, obgleich ich beide gerettet hätte, wenn ich es im Stande gewesen wäre."

Während er auf diese Weise Alles, was um ihn her sich begab, mit scharfer Beobachtung in sich aufnahm, als Stoff für künftige poetische Verwendung, so enthalten seine Briefe auch sämmtlich Andeutungen darüber, daß

ihn die Dinge in der Heimath, namentlich die politischen und literarischen Angelegenheiten, sehr lebhaft interessirten. Zur Vergleichung mit den betreffenden Versen in Childe Harold folgt hier der Brief, welcher den Tod der Prinzessin Charlotte erwähnt: „Diese Nachricht hat auch hier Alles erschüttert, und muß zu Hause wie ein Erdbeben empfunden worden sein. Die lange Liste von mehr als dreihundert Personen, welche Erbrechte auf die englische Krone haben, muß auf alle treuen Unterthanen sehr beruhigend wirken, und auf die Ausländer nicht minder, mit Ausnahme des Signor Travis, eines reichen jüdischen Seidenhändlers hierorts, der sich über die lange Trauerzeit in England bitter beklagt, da in Folge davon alle großen Bestellungen auf Seide für ein Jahr lang rückgängig gemacht sind.

„Der Tod der armen jungen Frau ist in jeder Rücksicht höchst beklagenswerth. Zu sterben mit zwanzig Jahren, im Wochenbette, und noch dazu mit einem Knaben! Sie, die künftige Königin, und gerade als sie anfing, sich glücklich zu fühlen, und ihrer selbst und der Hoffnungen, die sie erweckte, froh zu werden! Soviel ich weiß, ist sie die erste englische Prinzessin, die, soweit unsere Geschichte reicht, im Kindbette gestorben ist. Mir thut es in jeder Beziehung leid. Wir kommen um eine weibliche Regierung, und haben eine Fürstin verloren, die

durchaus harmlos war. Und dann alle die Freudenbezeugungen, die es gegeben hätte, die Adressen und wie John Bull bei dieser Gelegenheit sich in Unkosten gesetzt und besoffen hätte! Der Prinz Regent wird wieder heirathen, sobald er seine Frau los ist, und der Hofpoet wird jetzt eine Elegie, und dann eine Ode schreiben! —“

Ist nun hier der Ernst der Empfindung nach gewohnter Art durch Späße und Satyren überdeckt, so spricht sich die theilnehmende und liebevolle Gesinnung gegen seine Freunde unverhüllt in dem Briefe aus, den Byron am 2. Febr. 1818 an Thomas Moore richtete, als dieser eins seiner Kinder durch den Tod verloren hatte. Er schreibt: „Erst heut habe ich Ihren Brief vom 8. Octbr. erhalten, in Folge einer der so häufigen ganz unerklärlichen Verzögerungen des Postenlaufes. Ihr häusliches Unglück ist ein schweres, und ich empfinde mit Ihnen so tief wie ich überhaupt zu empfinden vermag. So lange ich lebe, wird alles, was Sie verlieren, auch für mich ein Verlust sein, und was Ihnen gegeben wird, ist Gewinn für mich, und wie sehr auch der Strom meines Herzblutes versiegen mag, für Sie wird stets noch ein Tropfen auf dem Grunde bleiben. Ich kann ganz mit Ihnen empfinden, denn (Selbstsucht ist ja nun einmal die Grundlage alles irdischen Daseins) auch ich bin von Liebe für meine eigenen Kinder durch und durch erfüllt. Zu dem

kleinen Töchterchen aus meiner Ehe hat sich hier noch ein ungesetzmäßiges Schwesterlein eingefunden, und ich hoffe, daß wenigstens eine von beiden die Stütze meiner alten Tage werden soll, wenn ich jemals — ich hoffe, es wird nicht der Fall sein — diesen traurigen Lebensabschnitt erreiche. Ich habe eine große Liebe zu meiner kleinen Ada, wenn sie auch einst mich vielleicht ebenso quält wie ihre Mutter. — — Meine eigne Lebensart anlangend, so habe ich seit acht Tagen kaum einen Augenblick Schlaf genossen. Wir sind jetzt auf der Höhe des Carnevalschwindels, und heut und morgen muß ich wieder die ganze Nacht auf den Beinen sein. Ich habe einige Maskenabenteuer gehabt, von denen ich aber nicht erzählen darf, da sie noch im Gange sind. Ich will das Gold aus den Schachten der Jugend bis auf das letzte Körnchen zu Tage fördern, und dann gute Nacht! Ich habe gelebt, und bin zufrieden. — — Jetzt muß ich meine Abendtoilette machen. Es ist Oper und Ridotto, und Gott weiß was, und außerdem Ball. Und somit immer und immer der Ihrige. B. Postscript. Der Ruhm und Erfolg von Lalla Rookh macht mich ganz glücklich, und nochmals gratulire ich zu dem wohlverdienten Erfolge."

Neben Moore war es auch Walter Scott, auf dessen Werke er stets mit aufrichtiger Liebe und Bewunderung hinsah, und wenn er auf diese beiden zu sprechen kommt,

wird er jedesmal ernsthaft, während die sonstigen Erscheinungen der Tagesliteratur, deren keine seiner Aufmerksamkeit entgeht, fast alle mit mehr oder weniger Spott und Humor abgefertigt werden. Interessant ist es, daß „die Erzählungen meines Wirths“, welche damals, wie alle Scott'schen Romane anonym erschienen, von vielen Personen, ja selbst von der Schwester unseres Dichters, für ein Werk Lord Byron's gehalten wurden; er sagt, daß er dies erklärlich finde, wegen gewisser in dem Werke enthaltener Aeußerungen und Beziehungen zu lebenden Personen, ohne jedoch näher anzugeben, welches diese Beziehungen gewesen seien. Ueberhaupt giebt es wohl keinen bündigeren Beweis gegen die damals weitverbreitete und auch jetzt noch nicht überall verschwundene Meinung, daß Byron eigentlich eine Art von menschenfeindlichem Teufel gewesen sei, als die innige gegenseitige Achtung und Freundschaft, welche zwischen W. Scott und Byron bis an dessen Tod bestanden hat. Nicht die Menschen, sondern nur die steifen Formen der englischen Gesellschaft haßte Byron, und setzte sich über dieselben ebenso rücksichtslos hinweg, als seine Landsleute in ihrer Unterwürfigkeit gegen die Forderungen äußern Anstandes oft zu weit gehn.

Viertes Kapitel.

Beppo. Uebersiedlung in den Palast Mocenigo.

In der poetischen Richtung Lord Byron's tritt während dieses venetianischen Aufenthaltes ein Wendepunkt ein. Es wurde ihm klar, daß seine größern Gedichte bisher eigentlich stets dasselbe Thema variirt hatten. Die edelmüthigen Räuber und die heldenhaften Verbrecher, welche er zu Hauptfiguren in seinen Gesängen gemacht hatte, zeigten unter einander eine ebenso große Familienähnlichkeit, wie die Damen, durch deren Liebreiz sie zu ihren überschwenglichen und abenteuerlichen Thaten begeistert wurden. Auch in der Form hatten diese Schöpfungen eine gewisse Gleichförmigkeit, und Childe Harold mit seiner verdüsterten Weltanschauung, seiner Liebe zur schönen Natur und seiner Menschenverachtung lag nicht weit ab vom Corsaren und Lara. Byron fühlte nun in sich die Kraft auch nach ganz anderen Richtungen hin zu glänzen, und nicht nur der innere Drang seiner Befähigung, sondern auch die Furcht, daß das Publicum der Wiederholungen des ähnlichen Stoffes überdrüssig werden möchte, trieben ihn an, nach neuen Gegenständen und neuen Formen sich umzusehen. Hiezu nöthigte ihn noch überdies der Umstand, daß fortan, bei gereifteren

Jahren jenes Piratenthum ihm nicht mehr als eine ideale Lebensweise erscheinen konnte, die fort und fort zu verherrlichen eine des Dichters würdige Aufgabe wäre. Vor allem aber gewährten solche Schilderungen ihm keinen Raum, diejenige Richtung seines Talentes zur Geltung zu bringen, welche unstreitig zu den hervorragendsten Seiten seiner reichen Begabung gehörte, nämlich die witzige und humoristische Auffassung der gesammten innern und äußern Lebensverhältnisse.

Ein entschiedener Schritt aus dem bisher betretenen Wege heraus war nun schon im Gefangenen von Chillon geschehen. Hier hatte ein wirkliches Ereigniß und wirkliche äußere Eindrücke den Stoff zu einem abgeschlossenen Gedichte gegeben, dessen einzelne Theile offenbar in dem Bestreben aneinander gereiht waren, ein organisches Kunstwerk zu bilden. Und während er diesen geschichtlichen Stoff in die alte Form seiner Erzählungen brachte, so verwandelte er gleichzeitig in Manfred die alten menschenfeindlichen und selbstquälerischen Faust-Gesinnungen in ein dramatisches Gedicht, und richtete von nun an seine Augen wieder mit Ernst auf das Drama; unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Rom schrieb er an seinen Verleger, um sich Quellen für das Studium der Geschichte Marino Faliero's zu verschaffen. Daß er grade auf diesen Stoff zuerst verfiel, ist nicht zu verwun-

dern. Der Name des unglücklichen Dogen tönt dem Fremden in Venedig von allen Seiten entgegen, die Steine in der Stadt erzählen seine Geschichte. Täglich besteigt man die Treppe, wo er enthauptet wurde, und täglich führt uns der Weg in den Dogenpalast, wo der Platz mit einem Trauerschleier verhängt ist, den sein Bild in der Reihe der Herzöge einzunehmen bestimmt war. Wie nun kurz vorher Bonnivart's Kerker, und Tasso's Gefängnißzelle ihn zu poetischen Schöpfungen angeregt hatten, so konnte es nicht fehlen, daß die venetianischen Monumente, in ihrer Großartigkeit auf eine gleich großartige Geschichte hindeutend, seine Dichtergabe noch mehr zu neuem Aufschwunge anreizen mußten.

Dennoch vergingen fast drei Jahre, bis inmitten seines unruhigen Treibens, und der vielfachen Zerstreuungen und Abhaltungen, die Vorarbeiten vollendet wurden, und er an die Ausführung des Werkes gehen konnte, auf das wir seiner Zeit zu sprechen kommen werden.

Neben den mannigfachen dramatischen Entwürfen aber, die in seinem Geiste zu keimen begannen, bewegte ihn mit besonderer Lebhaftigkeit noch der Gedanke an die Ausführung einer ganz andern Art von Gedichten. Auch hiezu kam ihm die Anregung von außen. Grade um diese Zeit nämlich (October 1817) erhielt Byron aus England das unter dem angenommenen Namen Whistlecraft erschie-

nene komische Gedicht über König Arthus und dessen Tafelrunde. Verfasser desselben ist der in jenen Tagen vielfach genannte ausgezeichnete Diplomat John Hookham Frere*), dessen Name ohne Zweifel eine bedeutende Stelle in der englischen Literaturgeschichte einnehmen würde, wenn er die Poesie zur Aufgabe seines Lebens gemacht hätte, statt sie nur als eine Erholung für seine Mußestunden zu betrachten. Frere hatte die Geschmeidigkeit erkannt, mit welcher die achtzeilige Strophe der Italiener sich jedem Thema fügt, welches man in dieser Form vorzutragen beabsichtigt.

Schon Ariost's unsterbliche Gesänge beweisen, daß Heldenthaten und idyllische Gemälde sich in gleich angemessener Weise in diesen Ottaverimen schildern lassen, und daß jede Art von Leidenschaft darin ihren entsprechenden Ausdruck finden kann. Daß aber auch für das Burleske und die Satyre diese Stanzen sich vorzüglich eignen, davon hatte Francesco Berni**) den Beweis geliefert, indem er sich für die Umarbeitung des verliebten Roland von Bojardo des ariostischen Metrums bediente.

Wirklich scheint die ganze Anordnung dieser Verse auf eine geistreiche und witzige Pointe angelegt zu sein, indem die siebente und achte Zeile mit ihrem gemein-

---

*) geb. 1769, gest. 1846.

**) geb. 1490, gest. 1536.

schaftlichen Reime gleichsam den Schluß und das Facit aus dem Inhalte der sechs ersten Zeilen zusammenzufassen bestimmt sind, während diese, mit ihren drei Paaren verschlungener Reime die Voraussetzungen darzulegen haben, aus welchen der Schluß gezogen wird. Die drei ersten Viertel der Stanze erzählen die Fabel, und die Endzeilen geben die Moral dazu.

Frere hat eine solche Anschauungsweise dieser Reimart dem englischen Humor auf's Trefflichste angepaßt, und es ist nicht zu verwundern, daß Lord Byron hier sofort das Werkzeug erkannte, mit dem er, seiner poetischen Eigenthümlichkeit zufolge, die herrlichsten Kunstwerke zu schaffen gedachte. Diese Erkenntniß drängte sich ihm so unmittelbar auf, daß er alsbald, und zwar, wie erzählt wird, in Einem Niedersitzen, das komische Gedicht Beppo auf's Papier warf, in welchem er dem ganzen Uebermuth seiner Laune freien Lauf ließ, und eine Anecdote aus dem venetianischen Gesellschaftsleben mit einer solchen Fülle von übersprudelndem Humor erzählte, daß dieses kleine poetische Erzeugniß an übermüthiger Anmuth kaum seines Gleichen haben mag. Die epigrammatische Wirkung des gewählten Versmaßes steigerte sich unter seiner Hand in's Unendliche. Die absolute Herrschaft, welche er über die Sprache übte, kam ihm dabei ebenso sehr zu statten, wie die Gewalt, mit welcher er sich, wie kein anderer

Dichter, den Reim dienstbar gemacht hatte. Wort und Reim sind seine Sclaven, und müssen jeden Befehl des Herrn, auch den tollsten alsbald vollführen, während andere Dichter, und oft sogar die besten, doch zu Zeiten dem Reime oder dem Sylbenmaße Concessionen machen. Schon bei Gelegenheit des Childe Harold haben wir gesehen, daß ein schwieriges und verwickeltes Versmaß für Byron nur ein Zügel war, gegen den sein Pegasus mit um so wilderen und graciöseren Sprüngen in's Gebiß schäumte. Dieser Uebermuth steigert sich fast zu Ausgelassenheit, wenn der Dichter sich in der ihn noch weniger beschränkenden achtzeiligen Stanze bewegt. In vollster Freiheit singt er dann wirklich und wahrhaftig wie der Vogel singt, der in den Zweigen wohnet. Bald läßt er in süßem schmelzenden Liedeston sich vernehmen, bald mit mächtigem Flügelschlage hebt er zum Aether sich empor, und stürzt auf einen an Kraft ihm scheinbar überlegenen Feind herab, bald endlich, mit grausamem Vergnügen vernichtet er die Würmer und Insekten, die ihm in den Wurf kommen. In solchem Gebahren zeigt sich dann Lord Byron, um einen Goethe'schen Ausdruck zu gebrauchen, „grenzenlos genial"! Er fühlt sich so recht eigentlich in seinem Elemente, und plätschert mit freudigem Uebermuth in den Wellen des Gesanges, wie ein Fisch, den man aus dem Netz in seine heimischen Fluthen zurückversetzt.

Von diesem tollen Treiben aber, und von dem Genuß, den seine derartigen Dichtungen gewähren, kann man sich nur einen Begriff machen, wenn man sie in der Ursprache liest. Sei die Uebersetzung auch noch so treu und vortrefflich, der eigentliche Reiz geht dennoch verloren, weil keine Mühe und kein Talent des Dolmetschers die unmittelbare Wildheit des augenblicklichen Schaffens wiederzugeben vermag.

Ueber den Inhalt der 99 Strophen, aus denen Beppo besteht, ist es kaum nöthig, etwas zu sagen. Das gewöhnliche Thema der italienischen Posse, eine galante Frau und ein betrogener Ehemann, wird auch hier abgehandelt. Aber nicht dieser Faden der Erzählung ist es, welcher uns entzückt, sondern die arabeskenartig in tausend Windungen um denselben sich schlingende Kette von drolligen und launigen Gedanken und Einfällen üben den Zauber auf den Leser aus. Alles ist mit so leichter spielender Hand hingeworfen, und dabei doch so correkt, als wenn ein großer Maler in müssiger Stunde den Stift zur Hand nimmt, und mit seinen Skizzen irgend ein weißes Blatt anfüllt, und halb unbewußt ein kleines Kunstwerk schafft, welches noch in den spätesten Zeiten von Kennern und Liebhabern bewundert, und sorgsam aufbewahrt wird. Auch in Beppo findet sich übrigens die dem Dichter eigenthümliche, leichtfertige Art und Weise

wieder, mit welcher er die Schwächen des weiblichen Geschlechtes stets betrachtet hat, und die ihm während seines ganzen Lebens so viel Leiden und Freuden bereiten sollte.

Daß Lord Byron selbst über Beppo, als Kunstwerk betrachtet, nicht sofort ein richtiges Urtheil hatte, wird uns nicht wundern, zu hören, nachdem wir seiner Unsicherheit in dieser Beziehung schon so oft begegnet sind.

Die erste Erwähnung des Gedichtes findet sich in einem Briefe an Murray vom 12. Oct. 1817. „Ich habe," schreibt er, „in letzter Zeit ein humoristisches Gedicht in 84 achtzeiligen Stanzen geschrieben*), in, oder nach der vortrefflichen Manier des Herrn Whistlecraft (den ich für Frere halte) nach einer venetianischen Anecdote, die mich amüsirte. Für heute sage ich aber nichts weiter darüber." Alsdann am 23. desselben Monates: „Mr. Whistlecraft hat keinen größeren Verehrer als mich. Ich habe, ihm nachahmend, eine Geschichte in 89 Strophen geschrieben, die Beppo heißt. Italienische Abkürzung von Joseph. Ich überlasse sie Ihnen als Zugabe für das Honorar des vierten Gesanges von Childe-Harold, damit Sie zu Ihrem Gelde kommen. Vielleicht ist es besser, das Ding anonym zu veröffentlichen. Doch davon wollen

*) Es sind also fünfzehn Stanzen erst später hinzugekommen.

wir noch reden. In die beabsichtigte große Gesammtausgabe meiner Gedichte können Sie alles aufnehmen, mit Ausnahme der englischen Barden, deren Wiederabdruck ich niemals gestatten werde."

Erst am 19. Januar 1818 sandte er dem Verleger das vollständige Manuscript mit folgenden Worten: „Sie erhalten hiebei die Erzählung in drei gesonderten Couverts. Sie muß allein ohne Namen gedruckt werden. In eine Zeitschrift paßt sie nicht, wegen der vielen politischen Anspielungen. Aendert nichts! Verschafft Euch nur einen Gelehrten, welcher die italienischen Redensarten corrigirt (denn nebenbei gesagt, Euer Druck mit den ewigen, nie endenden Druckfehlern macht mich ganz krank), und nun helf' Euch Gott! Hobhouse, der vor vierzehn Tagen abgereist ist, hat das ganze Manuscript mitgenommen, und wenn er nicht in den Alpen den Hals gebrochen hat, so schwimmt er jetzt mit meiner Handschrift im Munde, und seinen Mantelsack in der rechten Hand, in einer Korkjacke zwischen Calais und Dover. Der Carneval ist auf seiner Höhe und ich befinde mich in den größten Kämpfen der Aufregung wegen eines neuen Liebeshandels, ich weiß selbst nicht recht wie? oder mit wem? außer daß sie unersättlich liebedurstig ist, kein Geld nehmen will, und blonde Haare und blaue Augen hat, (eine Seltenheit hier zu Lande) und daß ich sie auf einer

Maskerade traf, und daß, wenn sie sich demaskirt, ich so klug bin wie vorher. Ich will mein Bischen Jugend, so lange es dauert, auf alle Weise benutzen."

Beppo war kaum erschienen, als das Gedicht auch sofort das ungeheuerste Aufsehen machte. Tausende von Exemplaren wurden in wenig Tagen verkauft, und die Auflagen folgten schnell aufeinander, trotz des Anstoßes, den der lockere Inhalt mit Recht bei den Engländern erregte. Aber der frische Humor und die Unmittelbarkeit der muntersten Laune wirkten mit so erheiternder Gewalt, daß auch die strengsten Sittenrichter nicht zu widerstehen vermochten. Die Leichtfertigkeit des Ganzen trägt durchweg einen gewissen vornehmen Charakter, und wo dieser sich findet, ist das englische Publikum zu unbegränzter Nachsicht geneigt.

Wenn nun auch ein eigentlicher Inhalt dem Gedichte abgeht, so sind doch die einzelnen Züge von der Art, daß sie ein treues Bild der italienischen, namentlich der venetianischen Gesellschaft geben. Byron hatte Gelegenheit genug gehabt, diese gründlich kennen zu lernen. Denn während er vor den reisenden Engländern sich scheu zurückzog, so brachte ihn seine persönliche Liebenswürdigkeit und seine vielfachen Abenteuer, mit Männern und Frauen aller Klassen der italienischen Bevölkerung in nächste Verbindung. Der Reiz des Geheimnißvollen, der ihn, in Folge

der vielen, zum Theil fabelhaften Gerüchte umgab, die über sein früherers Leben verbreitet waren, sein Dichterruhm, sein hoher Rang, und die Schönheit seiner persönlichen Erscheinung, bewirkten, daß alle Kreise der Gesellschaft mit dem größten Eifer sich bemühten, ihn an sich zu ziehen. Dazu kam noch besonders die Art und Weise, wie er als Cicisbeo seiner schönen jungen Wirthin, im Anfange seines Aufenthaltes in Venedig, seine Neigung auf jede Art und Weise mit absichtlicher Oeffentlichkeit zu erkennen gab, eine Handlungsweise, die nach ortsüblichen Begriffen für durchaus löblich angesehen wurde.

Er wohnte noch immer in seinem ersten Quartier, in der sehr engen Straße Spezieria, wo das Haus jenes Kaufmanns gelegen war, und so sehr fühlte er sich an die junge Dame seiner Wahl gefesselt, daß er weder im Theater noch in den Ridottos sich ohne sie zeigte, und es wurde bereits erwähnt, daß die Sehnsucht nach ihr, ihn seinen römischen Ausflug abkürzen ließ. Ja er gab die Reise nach Neapel gänzlich auf, weil er es vorzog, zu einem Stelldichein zu eilen, welches er mit Marianna in einiger Entfernung von Venedig verabredet hatte.

In der That behielt dies Verhältniß für eine Zeitdauer seinen Reiz, die im Verhältniß zu des Dichters sonstiger Unbeständigkeit wunderbar lang ist, nämlich

während ganzer zwölf Monate. Es lockerte sich jedoch allmälig, als ein höchst unromantischer Vorfall sich ereignete, welcher den Enthusiasmus des Liebenden abzukühlen wohl geeignet war. Er hatte außer mannigfachen sonstigen Geschenken der Geliebten einen kostbaren Diamantschmuck verehrt. Als nach einiger Zeit ihm von einem Juwelier wiederum verschiedene Schmucksachen zur Auswahl vorgelegt wurden, war er nicht wenig erstaunt, jenen selbigen Schmuck unter diesen Gegenständen wieder zu erkennen, den Marianna verkauft hatte, wahrscheinlich weil die nicht glänzenden Vermögensumstände ihres Mannes das baare Geld nöthiger erheischten, als den Besitz des Geschmeides. Byron nahm zwar die Sache so wenig ernsthaft, daß er dem eigentlichen Zusammenhange gar nicht weiter nachforschte, vielmehr den Schmuck zurückkaufte, und der Dame zum zweiten Male verehrte, indeß fing er doch seit dieser Zeit an, sein bisheriges Quartier eng und unbequem zu finden. Er sah sich nach einem Palaste am großen Canale um, den er miethen könnte, und nachdem die Unterhandlungen mit dem Grafen Gritti sich zerschlagen hatten, ließ die Gräfin Mocenigo sich bereit finden, ihm einen ihrer drei Paläste für die jährliche Summe von 200 Louisdor abzutreten. Er siedelte nunmehr dahin über, und hat während seines ganzen Aufenthaltes in Venedig diese herrlich gelegene Wohnung inne gehabt.

Dergleichen Erfahrungen und alles, was damit zusammenhing, mußte ihn denn allerdings in die Kenntniß des venetianischen Lebens genugsam einweihen, und diese Kenntniß, welche in Beppo so deutlich zu Tage tritt, berechtigte ihn wohl, sich für einen competenten Richter über Schilderungen des italienischen Volkslebens zu halten. „Vielleicht," sagt er in einem seiner Briefe, „weiß ich mehr von dem italienischen Volksleben, als sonst ein Engländer, denn ich habe unter ihnen gelebt, und zwar an Orten, wo vormals Engländer gar nicht hingekommen sind*). Aber etwas über sie zu schreiben, wie man mehrfach von mir verlangt hat, ist nicht meine Absicht. Ihre Moral ist nicht unsere Moral, ihr Leben nicht unser Leben. Engländer, Franzosen und Deutsche könnt Ihr verstehen, nicht aber die Italiener. Ihre klösterliche Erziehung, die Cavaliere serventi, ihre ganze Art zu sein und zu denken ist so ganz eigenthümlich, und die Verschiedenheit von unserer Sitte tritt, je länger man mit ihnen verkehrt, um so mehr zu Tage, daß ich wirklich nicht weiß, wie ich Euch ein solches Volk begreiflich machen soll. Denn diese Italiener sind zu gleicher Zeit mäßig und lüderlich, ernst von Charakter, und hanswurstmäßig

*) Diese Worte sind 1820 geschrieben, wo Byron lange Zeit in Ravenna, und im Sommer sich an verschiedenen Orten auf dem Lande in der Gegend von Venedig aufgehalten hatte.

in ihren Vergnügungen, empfänglich für Eindrücke und Leidenschaften, die, plötzlich entstehend, doch dauerhaft sind (und das findet sich bei keinem Volke wieder), und die in der That nach unseren Begriffen keine Art von Geselligkeit haben. Daher kommt es auch, daß sie keine Comödie besitzen (auch die von Goldoni ist keine), denn dazu ist eben Geselligkeit erforderlich, die auf dem Theater wiedergegeben wird.

Ihre sogenannten conversazioni sind keine Gesellschaften. Wenn sie sprechen wollen, gehen sie in's Theater, und in Gesellschaft sind sie stumm. Die Frauen sitzen in einem Kreise, und die Männer stehen in Gruppen umher, oder spielen um geringe Einsätze Pharo oder Lotto. Ihre Akademien sind Concerte wie die unsrigen, nur förmlicher und mit besserer Musik. Das Beste sind noch die Bälle und Maskeraden des Carnevals, wo Jedermann sechs Wochen lang verrückt ist. Nach Tische machen sie Verse, oder haben Einer den Anderen zum Besten, Alles in einer Art und Weise, auf die Ihr Nordländer niemals eingehen würdet.

Was die Weiber betrifft, von der Fischerfrau bis zur Gräfin, so haben sie ein System von festen Gesetzen für das, was für schicklich gehalten wird, und sie spielen ihre Herzensspiele nach gegebenen Regeln, von denen man sich nicht entfernen darf, wenn man nicht verlieren

will. Eifersüchtig sind sie wie die Furien, und sie erlauben ihren Anbetern auch nicht zu heirathen, wenn sie es hindern können, sondern suchen dieselben in und außer dem Hause stets an ihrer Seite gefesselt zu halten. Kurz, sie haben einen Sittencodex erdacht, den man am besten so bezeichnet, daß sie aus dem sechsten Gebote das Wörtchen „nicht" ausgestrichen haben. Der Grund davon ist, daß sie heirathen, um ihren Aeltern zu Willen zu sein, lieben aber wollen sie für sich allein. Sie fordern von dem Liebhaber Treue wie eine Ehrenschuld, den Ehemann aber bezahlen sie wie einen Handwerker, d. h. gar nicht. Spricht man über den Charakter eines Herrn oder einer Dame, so wird nicht danach gefragt, wie sie sich gegen ihren Gatten oder Gattin, sondern wie sie sich gegen den Liebhaber oder die Geliebte betragen. Wollte ich einen Quartband hierüber vollschreiben, so könnte er eigentlich Nichts weiter enthalten, als was ich hier anmerkte."

Bedenkt man, daß Lord Byron, damals in der Blüthe seiner Jahre, sich in den Strudel einer solchen Geselligkeit gestürzt hatte, so ist es, wenn man auf seine ganze Persönlichkeit Rücksicht nimmt, nicht sowohl zu verwundern, daß er mit vollen Segeln auf solcher Strömung sich treiben ließ, als es vielmehr merkwürdig bleibt, daß er damals Neigung verspürte, in derselben

Zeit gerade solche poetische Arbeiten zu liefern, welche einem ganz anderen, und zwar dem nach Form und Inhalte allerstrengsten Gebiete der Kunst angehören, nämlich dem dramatischen. Ja durch eine Grille, welche man hauptsächlich auf die mißverstandenen Theorien der Aesthetiker zurückführen muß, ließ er sich seltsamer Weise verleiten, seine Dramen mit strengster Berücksichtigung der drei Einheiten von Raum, Zeit und Handlung anzulegen, und er fühlte sich auch in dieser Beschränkung noch frei genug, um nicht nach dem ersten Versuche wieder davon abzustehen.

Fünftes Kapitel.

Don Juan.

Vor der Hand waren es indessen nur die Ideen zu solchen Arbeiten, welche in seinem Kopfe sich bewegten, und er hatte daneben bereits andere, dem Manfred verwandte, und in Form und Inhalt sich demselben nähernde Werke in's Auge gefaßt, in welchen er die Anschauungen und Gedanken niederlegen wollte, welche in ihm durch seinen beständigen inneren Kampf gegen den kirchlichen Bibelglauben, durch die Lektüre Gibbon's, und

durch den Umgang mit Shelley theils entstanden, theils weiter ausgebildet waren.

Alle diese Dinge bedurften aber einer Vorbereitung durch geschichtliche, poetische, philosophische und theologische Studien, und es war durchaus nicht in seiner leidenschaftlichen, den Eingebungen des Augenblicks unterworfenen Art, etwa jede andere dichterische Thätigkeit so lange auf die Seite zu schieben, bis er sich zur Ausführung jener Pläne gehörig vorbereitet hätte.

In der Zeit, von der wir jetzt reden (1817 und 1818), folgte er zunächst dem Anstoße, welchen er durch Niederschreibung des Beppo sich selbst gegeben hatte, und bereits am 19. September 1818 war der erste Gesang seines größten, und unstreitig genialsten Werkes, des Don Juan, vollendet.

Um diesen spanischen Namen hat sich bekanntlich in der ganzen romanischen Literatur ein Sagenkreis gebildet, ähnlich wie um den Doctor Faust der Germanen. Beide Persönlichkeiten haben das mit einander gemein, daß sie nach verschiedenen Seiten hin die Unzufriedenheit des Menschen mit sich selbst darstellen, der ein Jeder anheimfallen muß, sobald er ein anderes Lebensprinzip für maßgebend anerkennt, als die Forderungen der höchsten Sittlichkeit.

Der deutsche Repräsentant dieser Richtung will in

der Wissenschaft und dem Forschen danach sich selbst genug thun, und erst als er hier sich getäuscht findet, ergiebt er sich dem Teufel, der ihn zu sinnlichen Ausschweifungen verführt, und zuletzt als Beute mit sich in die Hölle zieht.

Die Romanen stellen ihren Helden als einen vornehmen, schönen und reichen Mann dar, der auf die Frauen einen unwiderstehlichen Reiz übt, sowie er seinerseits sich zu denselben unwiderstehlich hingezogen fühlt. Dieser ursprünglich spanische Sagenkreis hat sich um zwei verschiedene Personen gruppirt, welche beide den Namen Don Juan führen. Der erstere, Don Juan Tenorio, hatte die Tochter des Gouverneurs von Sevilla verführt, tödtet deren Vater im Zweikampfe, und lädt dann die Statue desselben zum Gastmahle ein. Das Marmorbild erscheint und führt den frechen Spötter zur Hölle. Der zweite, Don Juan de Maranha, ging mit dem Teufel ein Bündniß ein, und bestand in Folge dessen die wunderbarsten Abenteuer des Kampfes und der Liebe, wurde schließlich durch die Fürbitten seiner Mutter mit der Kirche ausgesöhnt, und starb im Geruche der Heiligkeit.

Die Art und Weise, wie Molière und Mozart diese Don-Juan-Sage poetisch und musikalisch in ihren weltberühmten Werken verherrlicht haben, ist bekannt. Byron

war der dritte, der dieses Gegenstandes sich bemächtigte, und wahrlich kein unwürdiger Mitbewerber auf diesem Felde des Ruhmes. Daß er sich gerade diesen Helden für sein Gedicht wählte, ist kein Wunder. Er selbst war eine solche Don-Juan-Natur, und während die Zeitgenossen ihm prophezeiten, daß er gleich dem Don Tenorio zur Hölle fahren werde, so wissen wir, daß Walter Scott der Ansicht war, Byron werde einst noch zur Frömmigkeit sich bekehren, und im Schooße der katholischen Kirche durch die Strenge seiner Bußübungen sich auszeichnen. Er selbst mochte Etwas von beiden Richtungen in sich fühlen, und darum ist er auch bis zuletzt nicht mit sich selbst darüber in's Klare gekommen, welchem Ende er seinen Don Juan entgegenführen sollte.

Auf vierundzwanzig Gesänge war das Gedicht angelegt. Nach Beendigung des sechzehnten rief der Tod den Dichter ab. Die beiden letzten Abschnitte erschienen erst 1824 zum ersten Male im Druck. Mehr als sechs Jahre lang also hat Lord Byron mit längeren und kürzeren Unterbrechungen sein Epos fortgesetzt, und in den Zwischenräumen noch fast alle seine Dramen, und eine große Zahl von anderen Gedichten aus dem Füllhorn seines überreichen Geistes ausgeschüttet.

Dennoch scheint es angemessen, den Don Juan als Ganzes schon jetzt zu besprechen.

Ueber die Anlage desselben finden sich mehrere Aeußerungen in verschiedenen Briefen des Dichters.

Von dem ersten Gesange*) meldet er am 19. September 1818 dem Verleger: „Ich habe den ersten langen Gesang (etwa einhundert und achtzig Octaven) eines Gedichts im Style und der Manier des Beppo beendet, wozu der gute Erfolg dieses letztgenannten mich ermuthigt. Es heißt Don Juan, und soll meiner Absicht nach sich in einer kleinen, ruhigen und witzigen Art über allerlei Dinge verbreiten. Doch hege ich Zweifel, ob es nicht — wenigstens so weit es bis jetzt gediehen — zu frei ist für unsere so sittsamen Zeiten. Jedenfalls werde ich den Versuch anonym machen, und wenn es keinen Effect hat, so höre ich auf. Dedicirt ist es an Southey, mit guten einfachen bissigen Versen über die politische Wetterwendigkeit dieses poeta laureatus, und über die Art, wie er zu derselben gekommen ist."

Den 25. Januar 1819. „Drucken Sie Alles, nur die Verse über Castlereagh müssen natürlich ausgelassen werden, da ich nicht zur Stelle bin, um ihm Genugthuung zu geben. Ist das Gedicht poetisch, so wird es dauern, wo nicht, wird es fallen. Alles Andere ist

*) Derselbe enthält jetzt zweihundert und zweiundzwanzig Stanzen, und in siebenzehn Stanzen eine erst nach des Dichters Tode veröffentlichte satyrische Widmung an Southey.

dummes Zeug, und hat noch niemals meinen Werken weder genützt noch geschadet. Langweiligkeit ist in solchen Dingen der einzige Annihilator. Das heuchlerische Tagesgeschwätz verachte ich, wie alle Eure anderen Superfeinheiten, die Euch zu Gesichte stehen, wie den alten Britten die Farben, womit sie sich bemalten. Will man sich diesen Prüderien fügen, so fällt der halbe Ariost, Shakespeare, Lafontaine und alle Schriftsteller aus den Zeiten Karls II." Den 2. Februar 1819. „Den zweiten fertigen Gesang habe ich noch nicht abgeschrieben, wegen meiner natürlichen Trägheit, und entmuthigt durch das lauwarme Wasser, welches man über den ersten ausgegossen hat. Ich sage Ihnen das, damit Sie es weitersagen, denn ich will Alles offen ausgesprochen haben. Hätten die Kritiker gesagt, die Poesie sei schlecht, so würde ich mich dabei beruhigt haben. Aber sie sagen das Gegentheil, und reden dann von meiner Moralität. Dies Wort habe ich immer nur von Schuften gehört, die es um irgend eines Zweckes willen vorbrachten. Ich bleibe dabei, daß es das allermoralischste Gedicht ist. Wollen die Leute die Moral nicht entdecken, so ist das ihr Fehler, und nicht meiner."

Nachdem Murray nochmals die Auslassung einiger ihm anstößigen Stellen dringend befürwortet hatte, antwortete ihm Byron am 16. April 1819: „Ihr sollt

mir aus meinen Gesängen kein Tractätchen machen. Das Gedicht wird Beifall finden, wenn es interessant ist; aber von Eurem verdammten Zustutzen und Beschneiden will ich Nichts wissen. — Ich werde meinen Weg machen, ihnen Allen zum Trotze, und ich will mich wehren wie ein Stachelschwein!"

In einem späteren Briefe endlich heißt es: „Der fünfte Gesang ist so weit entfernt davon, der letzte des Don Juan zu sein, daß es vielmehr eigentlich erst der Anfang ist. Ich habe die Absicht, ihn die Tour durch Europa machen zu lassen, mit gehöriger Beimischung von Belagerungen, Kämpfen und Abenteuern, und zuletzt soll er wie Anacharsis Clootz in der französischen Revolution sein Ende finden. Wie viele Gesänge es werden, weiß ich eigentlich selbst nicht, noch auch, ob ich es jemals zu Ende bringe, auch wenn ich so lange lebe. Ich habe vor, ihn in Italien den Cavaliere servente spielen zu lassen, in England soll er Anlaß zu einer Ehescheidung geben, und in Deutschland ein sentimentalschmachtender Werther sein. Auf diese Art werde ich Gelegenheit haben, die Lächerlichkeiten einer jeden Landesweise anschaulich zu machen, und natürlich meinen Helden immer verzogener und blasirter zu schildern. Ob er aber zuletzt in der Hölle, oder in einer unglücklichen Ehe Ende nehmen soll, darüber bin ich noch nicht mit mir einig, weil ich nicht

weiß, welches die schwerste Strafe ist. Die spanische Sage ist für die Hölle, aber wahrscheinlich ist das nur eine Allegorie für den anderen genannten Zustand. Nun sind Sie im Besitz alles dessen, was ich selbst über den Gegenstand weiß."

Betrachten wir nun dies merkwürdige Gedicht nach seinem Inhalte, sofern uns derselbe in den sechzehn Gesängen vorliegt, so ist zuvörderst die Mannigfaltigkeit und der Reichthum, und die stets überraschende Abwechselung der Erfindung wahrhaft staunenswerth. Die Scenen fügen sich auf's Natürlichste eine an die andere, und doch würde man niemals das Folgende aus dem Vorhergehenden zu errathen vermögen.

Ein junger liebenswürdiger, mit natürlicher Empfänglichkeit für jeden Genuß reich ausgestatteter Knabe, dem es aber auch an Thatenlust, Tapferkeit und Ausdauer nicht mangelt, wird von seiner pedantischen Mutter Donna Ines auf's Verkehrteste erzogen. Diese Dame und ihr Gemahl, Don Jóse, sind unleugbar mit der Absicht geschildert, des Dichters eigene Erlebnisse während seines Ehestandes zu parodiren, und zwar in einer so giftig ironischen Weise, daß der Leser über sich selbst ärgerlich wird, wenn er trotz aller moralischen Mißbilligung doch nicht im Stande ist, das Lachen zu unterdrücken.

Donna Ines, heißt es, war so tugendhaft, als

träten Miß Edgeworth's Schriften leibhaftig aus ihrem Einband, sie hatte keinen einzigen Fehler — und das ist der schlimmste von allen.

Der eigentliche Grund der Uneinigkeit zwischen den Eheleuten wird übrigens auch hier unerwähnt gelassen, wie denn Lord Byron zu allen Zeiten, in Ernst und Spott, in zornigen und wehmüthigen Aeußerungen über diese Verhältnisse, stets wiederholt hat, daß die Veranlassung zu seiner Trennung von Lady Byron in einer Reihe von Kleinigkeiten bestanden habe, die für jeden Dritten vollständig unbegreiflich sein würden. Merkwürdig bleibt es aber, daß Don Jóse offenbar der Untreue gegen die Gattin beschuldigt wird.

Der Held Don Juan verliert seinen Vater sehr frühe und kommt unter die Vormundschaft der Mutter, die einen Musterknaben an Sitte und Weisheit aus ihm zu machen beschließt, und ihn namentlich die alten Klassiker nur in solchen Ausgaben lesen läßt, wo die anstößigen Stellen sorgfältig ausgemerzt, und um das Aufsuchen derselben zu erleichtern, in einem Index am Schlusse zusammengedruckt sind*).

Auch das alte Familiengebetbuch, auf dessen Rändern die herrlichsten Miniaturbilder schöner weiblicher

*) Eine Monstrosität, deren ein englischer Herausgeber des Martial sich wirklich schuldig gemacht haben soll.

Heiligen zu sehen sind, behält Donna Ines für sich, und giebt dem Sohne ein anderes. Er darf nicht die Bekenntnisse des heiligen Augustinus studiren, der seine Ausschweifungen so lebhaft schildert, daß der Leser ihn darum beneidet.

So wächst der Knabe heran, und ist kaum sechzehn Jahre alt geworden, als er in unbewußter Liebe zu einer schönen jungen Freundin seiner Mutter entbrennt. Donna Julia, die reizende Frau des Don Alonzo, eines Funfzigers, verliebt sich in den Jüngling. Ein strafbares Einverständniß zwischen Beiden wird von dem Gatten entdeckt, und Donna Julia muß in ein Kloster wandern, während Don Juan auf Reisen geschickt wird. In einem Briefe sagt sie dem Scheidenden das letzte Lebewohl! —

Man macht sich sicherlich keiner Uebertreibung schuldig, wenn man sagt, daß in der Erzählung dieses ersten Liebesabenteuers des Helden sowohl der humoristische, wie der sentimentale Theil der Darstellung mit einer Meisterschaft des Ausdrucks, mit einem Witze, und auf der anderen Seite mit einer Gluth der Empfindung vorgetragen ist, die nirgends ihres Gleichen hat. Die tollsten Sprünge aus einem Gegensatz in den anderen folgen auf einander, aber es ist nicht die Spur von dem Gesuchten und Gemachten zu entdecken, mit welchem z. B. Heine oft die rührendsten Stellen seiner Gedichte

durch einen frivolen Mißklang unterbricht. Bei Byron macht sich auf solche Weise lediglich diejenige Seite des Talentes geltend, welche wir bei einer früheren Gelegenheit in der Art bezeichnet haben, daß sich während der Momente dichterischer Begeisterung in seiner Seele Alles und Jedes, das Große wie das Kleine, das Ernste wie das Heitere, das Tragische neben dem Lächerlichen gleichmäßig in Poesie verwandelt. Wie ein goldig gefärbtes Glas uns eine Landschaft im hellsten Sonnenglanze erblicken läßt, und zwar nicht blos die Wolken und Berge, die Bäume und Quellen, sondern auch die Menschen und ihre Geräthschaften, bis zu dem Alltäglichsten und Gemeinsten herab, so gießt unser Dichter den Zauber seiner hinreißenden poetischen Schilderung ebenfalls auf die Gesammtheit der Begebenheiten aus, die er uns vorführt, auf die gleichgültigen und niedrigen mit derselben Kraft und Wirkung, wie auf die höchsten und ergreifendsten.

Donna Julia's Brief z. B. ist ein Meisterstück der glühendsten lyrischen Dichtung. Die Liebesverzweiflung eines schuldigen Weibes, welche zwischen Reue und Sehnsucht hin und her schwankt, die Abschied nehmen muß, und doch sich nicht losreißen kann, das völlige Aufgehen der Frauenseele in dem einen Alles verschlingenden Gefühl der Liebe, ist mit so über-

schwänglicher, aus dem tiefsten Grunde des Herzens strömender Beredtsamkeit nirgends wiedergegeben. Die Sprache wird zur lyrischen Musik. Mit dem Schmerzensrufe, daß es ihr nicht verstattet sei zu sterben, schließt sie; aber bis zum Tode will sie ihn lieben, und für ihn beten.

So endet die 197. Strophe des ersten Gesanges, und die 198. beschreibt mit der größten Ausführlichkeit, wie sie den Brief auf goldgeränderte Papier mit zierlicher Rabenfeder geschrieben, wie ihre zitternde Hand kaum das Siegelwachs an den Wachsstock zu bringen vermag, wie sie aber doch, ohne eine Thräne zu vergießen, in den duftenden superfeinen Lack ihr Petschaft drückt, eine Sonnenblume darstellend, mit dem Motto: Elle vous suit partout.

Damit schließt Don Juan's erstes Abenteuer. Es ist eben ganz einfach der Hergang. Wenn sie den Brief schrieb, so mußte sie ihn auch siegeln, und das Petschaft wurde durch ihren Schmerz so wenig geändert, wie die Rabenfeder, die auf dem Schreibzeug lag. Das Komische, welches in diesen Gegensätzen liegt, ist allerdings absichtlich pointirt, aber es ist im Grunde doch nur der Humor des Lebens selbst, welches in solchen Gegensätzen verläuft.

Die englischen Kritiker, und namentlich Jeffrey, haben diesen Brief Donna Julia's für eine arge poetische

Inconsequenz erklärt. Die junge Dame, sagen sie, läßt sich von ihrer Leidenschaft zu einem verbrecherischen Verhältnisse mit einem jungen, kaum erwachsenen Menschen hinreißen. Sie wird entdeckt, und bis zu dem Augenblick, wo man sie auf eine höchst lächerliche Weise der That überführt, behauptet sie ihre Unschuld in einer so kecken Weise, daß man sie frech nennen kann. Wie durfte nun, fragt man, der Dichter einem solchen Weibe diese zartempfundenen Abschiedsworte in den Mund legen, oder vielmehr in die Feder dictiren? Jeffrey wird darüber förmlich pathetisch. „Auf diese Art," sagt er, „werden alle unsre Begriffe von Recht und Unrecht verwirrt, unser Vertrauen in die Tugend wird erschüttert bis zum Grunde, und auf Wahrheit und Treue ist kein Verlaß mehr!"

Aber war denn Donna Julia als Tugendheldin geschildert, oder vielmehr als eine schwache, sinnliche Frau, die, nachdem ihr Ruf, ihre Freiheit und ihr Glück vernichtet ist, im Augenblick, wo sie gezwungen wird von ihrem Geliebten und von der Welt Abschied zu nehmen, sich zu einer pathetischen Liebesverzweiflung erhebt?

Noch mehr aber als die Immoralität, welche man in dem Gedichte fand, war den Engländern die Leichtfertigkeit anstößig, mit der über religiöse Dinge gesprochen wird. Die Strophen 205—206 reden von der Art, wie

der Dichter seine Arbeit fortzuführen denkt, und er geht die berühmtesten englischen Dichter durch, um zu zeigen, wie man ihnen zu folgen, oder die von ihnen eingeschlagenen Wege zu meiden habe. Diese Vorschriften kleidet er in die Form der zehn Gebote. An andern Stellen witzelt er über die Parabel von Lazarus und dem reichen Manne, und läßt es überhaupt an Spötteleien à la Voltaire nicht fehlen. Das war zuviel für die orthodore Verehrung der Briten für jedes Bibelwort. Der Spötter mußte unerbittlich der Verdammniß anheimfallen, und er wußte dies selbst so gut, daß er sagte, ein Kamel werde leichter durch ein Nadelöhr gehen, als sein Don Juan durch die Thür einer englischen Familienwohnung. Aber nicht genug damit. Der Uebermuth scheint ihn förmlich gekitzelt zu haben, sich möglichst viele Feinde zu machen, was er doch wahrhaftig nicht erst nöthig hatte. So erzählte er in ironischer Ausgelassenheit in der 219. und 220. Strophe, daß er das british Review bestochen, und von dem Herausgeber die Zusicherung einer lobhudelnden Recension erhalten habe, und unglaublicher Weise nahm der Redacteur dieser Zeitschrift die Sache ernsthaft, und erklärte den Lord für den schwärzesten Verläumder. Byron antwortete in einer höhnischen Epistel, welche die an sich schon klare Lächerlichkeit der Beschuldigung noch klarer machte. Die Dich-

ter Coleridge, Wordsworth und Southey griff er auf's Schonungsloseste an, — kurz er schlug auch hier wie ein ungezogener Knabe nach allen Seiten um sich, und die Keckheit solcher Angriffe kennt so wenig eine Grenze, wie die poetische Genialität derselben über alle Grenzen hinausgeht.

Die Fluth der Schmähungen, welche das Erscheinen des ersten Gesanges auf ihn herabzog, hinderte ihn nicht, in Zeit von vier Wochen (13. Dezember 1818 bis 20. Januar 1819) die 216 Strophen des zweiten Gesanges zu vollenden.

Hier wird nun erzählt, wie Donna Inez, um dem Skandal, den ihres Sohnes Abenteuer erregt hat, ein Ende zu machen, den Jüngling mit einem Hofmeister Pedrillo auf Reisen schickt. Sie selbst errichtet während seiner Abwesenheit eine Sonntagsschule, wozu der Erfolg, den sie bei der Erziehung des eigenen Kindes erzielt hat, sie ermuthigt. Dem Abreisenden, der sich in Cadiz einschifft, giebt sie einen Brief voll guter Lehren mit (er las ihn nie) und viele Wechselbriefe, die ihm besser behagen. Sein Schmerz über die verlorene Geliebte wird durch die Seekrankheit unterbrochen. Ein Sturm erhebt sich, das Schiff geht zu Grunde, die Mannschaft rettet sich in ein offenes Boot, und treibt, den Qualen des Hungers und des Durstes Preis gegeben,

auf offener See herum, bis die Aermsten, zur Verzweiflung getrieben, den Beschluß fassen, einander selbst zur Nahrung zu dienen. Das Loos soll entscheiden, wer zuerst geopfert werden soll. Um die Loose aus Papier machen zu können, nehmen sie dem Helden Donna Julia's Brief mit Gewalt fort. Den armen Pedrillo trifft das Loos. Man öffnet ihm die Adern, und an dem Leichnam stillen sie, mit Ausnahme von Wenigen, unter denen Don Juan, ihren Hunger. Doch die ekle Speise wirkt verderblich. Im Wahnsinn stürzen sie in's Meer. Die Ueberlebenden tragen ihre Qualen noch einige Tage, bis am Horizonte Land erscheint, und sie endlich in der 100. Strophe eine Insel erreichen.

Alle diese Vorgänge sind auf's Treueste nach der Natur gemalt. Byron hat die Schilderungen, wie solche in den merkwürdigsten Seereisen sich finden, in seiner Beschreibung zusammengedrängt, und so eins der ergreifendsten Gemälde gegeben, welches im Kreise der epischen Dichtung überhaupt zu finden ist. Auch hier sind wieder in das Grauen der Verzweiflung einzelne humoristische Züge zerstreut, aber wiederum nur solche, auf welche der Verlauf der Begebenheiten von selbst führt, und die also auch hier nur den Humor des wirklichen Lebens wiedergeben. Wenn z. B. die äußerste Hungersnoth die Verunglückten zu dem Versuche treibt, ihre Schuhe und

Nützen als Nahrungsmittel zu verwenden, so ist dies ein Umstand, dessen die aus solcher Drangsal Erretteten wohl selbst mit Lächeln gedenken; und wenn es auch damals für den armen Don Juan schlimm genug war, daß er seine Gefährten um eine Klaue von dem Schoßhunde seines Vaters bitten mußte, als das Thier dem unwiderstehlichen Bedürfnisse geopfert ward, so ist auch dies nur einer von den Zügen, wie sie die Reisebeschreiber uns vielfach mitgetheilt haben. Dazu kommt noch, daß die Art und Weise, wie solche Nebenumstände angebracht werden, keineswegs den hochtragischen Eindruck des Hintergrundes beeinträchtigt, auf dem sie als komische Glanzlichter spielen. Wir finden eben nur in dem poetischen Bilde das Große neben dem Kleinen, das Hohe neben dem Niedern und Gemeinen, ganz so wie im wirklichen Leben wieder.

Auch hatte Lord Byron von der Art, mit welcher er solche Gegensätze auffaßte, das vollste poetische Bewußtsein. „Ich will,“ sagt er, „den Vorwurf widerlegen, den man mir aus der schnellen Aufeinanderfolge von Ernst und Scherz gemacht hat. Der Ernst hebt den Scherz desto stärker hervor, und umgekehrt, wenigstens sollte es so sein. Man sagt mir, der Mensch könne nicht zu gleicher Zeit durchnäßt und verbrannt werden. Das zeugt von geringer Erfahrung. Man braucht nur bei

heißem Wetter eine Meile weit schnell gegangen zu sein. Hat mein Tadler sich niemals, während er seiner Dame den Hof machte, eine Tasse heißen Thee auf seine Nankinbeinkleider gegossen? Hat er niemals während der Mittagshitze in der See gebadet, wo der Schaum des ganzen Oceans nicht im Stande ist zu hindern, daß unser Scheitel versengt wird — — —"

Doch zurück zur Erzählung! In dem Augenblicke, wo die Unglücklichen ihr Boot durch die Brandung an die Küste bringen wollen, schlägt dasselbe um. Die von Hunger und Mangel Entkräfteten versuchen durch Schwimmen sich zu retten, doch Don Juan ist der einzige, welcher das Ufer erreicht. Die Andern werden von den Wellen verschlungen. Mit Aufbietung seiner letzten Kräfte erklimmt der Held des Gedichtes den steilen Rand des Eilandes, und sinkt bewußtlos nieder. Als er die Augen wieder aufschlägt, gewahrt er, über sich gebeugt ein holdes Mädchenantlitz.

Haidee, die Tochter eines Seeräuberfürsten, war mit ihren Gefährtinnen an die Stelle gekommen, wo Juan lag. Mit zarter Sorgfalt bringen die Mädchen den Schiffbrüchigen zum Leben zurück, und nun kann Byron der Versuchung nicht widerstehen, noch einmal den Ton des Corsaren und Lara's anzuschlagen, und er besingt die Liebe des jungen Räubermädchens mit einer

flammenden Farbenpracht, welche durch den Humor, für welchen hier Raum gewonnen ist, die früheren romantischen Erzählungen weit hinter sich läßt. Jene älteren Gedichte erklärten wir aus dem knabenhaften Vergnügen Lord Byron's, sich selbst in reizende und gefahrvolle Lagen hineinzuträumen, hier aber schwebt der zum Manne herangereifte Dichter auf den Schwingen des Humors hoch über seinem Gegenstande, und schaut mit fast mitleidigem Lächeln auf das Treiben des verliebten jungen Paares herab. Die orientalische Ueppigkeit, mit welcher die Feste geschildert werden, durch welche Haidee ihr Liebesglück gleichsam sichtbar darzustellen sich bestrebt, dient zugleich als Einfassung für eines der köstlichsten lyrischen Juwele, welches wir Byron verdanken. Ein alter Sänger greift während des Mahles in die Saiten, und feiert die alte untergegangene Herrlichkeit Griechenlands in Strophen, die an Innigkeit der Empfindung dem Abschiedsgesange im Anfang des Childe Harold gleich kommen; und außer diesem Liede sind noch eine große Anzahl nicht minder strahlender Edelsteine mit verschwenderischer Hand in diesen Gesängen umhergestreut, z. B. das Ave Maria in der 102. und 103. Strophe. Dazwischen läßt der Dichter wieder in satyrischen Ausfällen gegen die Modedichter des Tages seinem Uebermuthe freien Lauf.

Im dritten und vierten Gesange wird die Erzählung des Abenteuers fortgesetzt. Der Räuberfürst Lambro kehrt zurück. Er überrascht Don Juan bei seiner Tochter, nimmt ihn nach heftigem Widerstande gefangen, und schickt ihn auf den Sclavenmarkt nach Constantinopel. Haidee verfällt in Wahnsinn und stirbt. Don Juan wird mit einer Anzahl von Unglücksgefährten zum Verkauf ausgestellt. Höchst ergötzlich ist die Beschreibung einer ganzen italienischen Operngesellschaft, welche von einem treulosen Impresario betrügerischer Weise zu Sclaven gemacht ist; ebenso ist der Engländer sehr launig geschildert, welcher seiner dritten Frau entlief, und unterwegs in Gefangenschaft gerieth, und Macaulay ist, wie so oft, auch hier in seinem Urtheil ungerecht, wenn er grade diese Figur herabsetzt, und sich fragt, eine wie anders lebensvolle Gestalt Walter Scott aus dem armen Ehemanne gemacht haben würde.

Auf dem Wege zum Markte hat die Favoritsultanin unsern Don Juan erblickt, und sich in ihn verliebt. Sie läßt ihn durch einen ihren schwarzen Eunuchen ankaufen. In Weiberkleider gesteckt wird er trotz seines Sträubens zu ihr geführt. Die majestätische Dame fragt ihn: „Christ, kannst du lieben?" Er aber, Haidee's Bild noch im Herzen tragend, weist sie mit stolzen Worten zurück. Die Fürstin, deren Launen noch niemals Widerspruch

erfahren haben, will im ersten Zorn ihn tödten, doch der Kampf widerstreitender Gefühle bewegt sie so heftig, daß sie zusammenbricht, und Don Juan ist im Begriff, durch den Anblick ihrer Beschämung und ihrer Liebesgluth erweicht zu werden, als unerwartet der Sultan eintritt. Ihm gefällt die neu angekommene Sclavin, und er befiehlt, sie in den Harem zu führen. Das giebt, wie man sich denken kann, zu den prachtvollsten Beschreibungen, aber auch zu dem tollsten Uebermuthe Anlaß, wenn die Folgen geschildert werden, welche der Eintritt eines verkleideten Mannes in den Kreis der Sultansgeliebten nach sich zieht. Allein diese Scenen bilden den schwächsten Theil des ganzen Gedichtes, weil Byron sich hier in üppigen Schilderungen gehen läßt, denen eigentlich jeder Gedankenhintergrund fehlt, und die ihm nur Anlaß geben, sein beliebtes Thema an der Sinnlichkeit und Verführbarkeit der Frauen in der abscheulichsten Weise auszuspinnen.

Mit Hilfe des mitleidigen Eunuchen gelingt es Juan und jenem Engländer zu entkommen. Zwei türkische Damen aus dem Harem begleiten sie, und die kleine Karawane gelangt in Suwarow's Lager, als dieser gerade im Begriff steht, Ismail zu belagern (1790). Den Engländer Johnson erkennt der General wieder, als einen Soldaten, der früher unter ihm gedient hatte, und

in türkische Gefangenschaft gerathen war, und beide Freunde erhalten eine Anstellung im Heere.

Die Beschreibung der Belagerung ist vielfach getadelt worden, weil man sagt, daß die ariostische Art und Weise auf solche modernen Vorgänge nicht angewendet werden dürfe. Allein uns scheint gerade dieser Theil des Gedichtes zu den größten Meisterstücken des Dichters zu gehören, und wir finden in der Manier, wie die Lage der Festung, die Anstalten zum Angriff, Suwarow's Persönlichkeit und der ganze Hergang des Unternehmens uns vor Augen geführt wird, einen neuen Beweis für Byron's „grenzenlose Genialität." Er betrachtet die Vorfälle aus dem höchsten menschlichen Standpunkte, wo die kriegerischen Großthaten der Könige und Feldherrn so klein, und die sittliche Kraft der Einzelnen so groß erscheint. Diese abweichende Anschauung erzeugt natürlich ein Lächeln über die Verkehrtheit der Menschen, die sich für „Medaillen, Rang und Bänder, Stickereien und Scharlach" zur Schlachtbank führen lassen, wenn die Habsucht oder der Ehrgeiz der Großen ihnen solche Spielereien vorhält. Aber auch in tiefem Ernste spricht er seinen Abscheu vor dem Kriege in den schönen Schlußzeilen der 3. Strophe des 8. Gesanges aus, mit den Worten, daß der Ruhm, eine einzige Thräne getrocknet zu haben, höher gelten müsse, als das Vergießen ganzer Ströme von Blut.

„Der siebente und achte Gesang (sagt Lord Byron in einem Briefe vom 8. April 1822) enthält das vollständige Detail der Belagerung und Erstürmung von Ismail, mit den gehörigen Sarkasmen über die Fleischer en gros d. h. über die stehenden Soldheere. In diesen Dingen, wo gegenwärtig die Philosophie mit der Tyrannei in offenem Kampfe begriffen ist, muß man das Schwert ziehen, und die Scheide wegwerfen. Wohl weiß ich, daß es einem furchtbaren Gegner gilt. Aber ausgefochten muß der Kampf werden, und zuletzt wird derselbe doch der Menschheit zum Guten gereichen, wie schlimm er auch für den Einzelnen ablaufen mag, der sich in diese Gefahr begiebt."

Das Thatsächliche und Locale dieser Erzählung hat Byron wörtlich einem französischen Geschichtswerke entnommen*), und bei dieser Verwandlung der Prosa in Ottaverime einmal wieder die fast despotische Herrschaft bewiesen, die ihm über die Sprache zu Gebote stand. Jedes Wörtchen, ja fast jede Silbe, die behufs solcher Umwandlung hinzugesetzt oder fortgelassen werden mußte, ist unter seiner Hand zu einem geistreichen Spiele des Witzes und der Laune geworden, und die Vergleichung bietet das höchste Interesse dar. An eigentlich

*) Essai sur l'histoire ancienne de la nouvelle Russie par le Marquis Gabriel de Castelnau.

hochpoetischen Stellen ist dieser Abschnitt des Epos allerdings im Ganzen arm, und nur da, wo der alte Pascha auftritt, der seine fünf Söhne um sich her fallen sieht, und dann nach verzweifelter Gegenwehr selbst den Tod findet, und ferner wo das kleine, unter Leichen verlassene Türkenmädchen beschrieben wird, dessen Don Juan sich annimmt, um es auferziehen zu lassen, erhebt sich das Gedicht zu einem höhern Schwunge. Dagegen ist ein desto schärferer und verzehrenderer Gebrauch von der Satyre gemacht, mit welcher der Dichter spottend und vernichtend gegen die Feinde des Freiheitsideales zu Felde zieht, für welches Byron stets eine schwärmerische Verehrung gehegt und ausgesprochen hat. Mit dieser Freiheitsliebe war es ihm wirklich tiefer Ernst, nur darf man dabei niemals vergessen, daß der Engländer die Begriffe von Freiheit und Gleichheit nicht für unzertrennlich hält, wie Franzosen und Deutsche dies thun, sondern daß die englische Freiheit, ihrer geschichtlichen Entstehung nach, recht eigentlich auf der Verschiedenheit der Einzelnen beruht, der einzelnen Personen sowohl, als der Stände und Berufsarten. So sieht der Britte z. B. seinen Adel mit ganz andern Augen an wie wir. Die englischen Lords und die englische hohe Geistlichkeit waren es, welche die magna charta erkämpften, und bei allem Großen und Schönen, was

uns in der englischen Geschichte begegnet, stehen die Namen der Adelsgeschlechter im Vordergrunde. Und eben weil dieser englische Adel kein Junkeradel ist, darum kann in England die höchste und idealste Freiheitsliebe mit der entschieden aristokratischen Gesinnung verbunden sein, und eine solche Verbindung fand sich auch in Lord Byron's Persönlichkeit. Was er bekämpft, und was stets von neuem die Ausbrüche seines bittersten Zorns veranlaßt, ist die wunderbare Erscheinung, daß die Völker sich so lange der absoluten Willkürherrschaft ihrer Könige fügen konnten, und am tiefsten ergrimmt ist er darüber, daß nach den Freiheitskriegen Europa's Völker es sich gefallen ließen, daß man das Netz der alten Tyrannei nur noch fester über ihren Häuptern zusammenzog. Deshalb sein sonst unerklärlicher Widerwille gegen die Schlacht bei Waterloo, und gegen Wellington, der die Krücken der Willkürherrschaft wieder ausflicken half. „Wenn deine Schmeichler dich den Retter der Nationen nennen," ruft er ihm zu, „so sind diese ja nicht gerettet, sondern haben nur eine Sklaverei mit der andern vertauscht. Man nennt dich Europa's Befreier, aber Europa ist noch ebenso geknechtet wie vorher! Die Helden des Alterthums verzichteten auf jede Belohnung, auch Washington und Pitt starben arm, aber der Held von Waterloo läßt sich mit Reichthümern und Nationalbe-

lohnungen überschütten, während seine irischen Lands-
leute Hungers sterben.“ Das sind noch die gelindesten
der Schmähungen, die dem gefeierten Helden des Tages
angethan werden, und man kann sich denken, wie sehr
dies den Mißkredit erhöhen mußte, in welchen Byron
ohnehin schon bei seinen Landsleuten gerathen war.
Allein seine augenblicklichen Einfälle waren für ihn
souveraine Gebiete, und keine Rücksicht der Vernunft
oder der Berechnung konnte ihn bewegen, das zu unter-
drücken, was ihm gerade durch den Kopf oder durch die
Feder ging.

In der Fortsetzung des Gedichtes wird nunmehr
Folgendes erzählt: Don Juan, der sich bei der Erstür-
mung Ismails tapfer benommen, und durch die Sorg-
falt, mit welcher er bei eigener Lebensgefahr das gerettete
Kind in Sicherheit zu bringen wußte, einen romantischen
Nimbus um sich verbreitet hatte, wird von Suwarow
auserwählt, der Kaiserin Katharina die Siegesbotschaft
zu überbringen. Der Feldherr, der unter dem Deckman-
tel seiner rohen Manieren feine Welt- und Menschen-
kenntniß verbarg, wußte gar wohl, daß ein so hübscher,
junger Abgesandter vor den Augen der Herrscherin
Gnade finden werde.

Mit Courierpferden eilt der junge Held nach Pe-
tersburg. Die Kaiserin, noch immer eine ganz stattliche

Frau, interessirt sich beim ersten Anblick für den schlanken Jüngling, der zu ihren sonstigen sechsfüßigen Günstlingen einen anziehenden Gegensatz bildet. Die stattliche Uniform, in der er kniend die Depesche überreicht, kleidet ihn so wohl, daß Katharina eine Zeitlang darüber vergißt, das Siegel zu erbrechen. Juan wird erklärter Liebling, und lebt im Glanze des Hofes, beneidet und von Schmeichlern umgeben, zur großen Freude seiner Mutter, die er von seinen Erfolgen in Kenntniß setzt. Allein die Lebensart ist für seine Constitution zu angreifend, und er fühlt sich krank. Der Leibarzt verordnet eine Mixtur, wozu das Recept in der vierten Strophe des zehnten Gesanges ausführlich mitgetheilt wird. Die Medicin schlägt indessen nicht an. Veränderung des Klima's wird vorgeschlagen, und Katharina muß sich, sehr wider ihre Neigung dazu entschließen, den angenehmen jungen Spanier eine Zeitlang aus ihrer Nähe zu entfernen. Mit einer diplomatischen Sendung schickt die Kaiserin ihn nach England. In Begleitung eines großen Gefolges reist er ab, das gerettete nun zehnjährige türkische Kind Leila an seiner Seite.

Durch Polen geht die Fahrt über Königsberg, Berlin und Dresden, dann den Rhein abwärts nach Holland, wo er sich einschifft, und gar bald die Kreidefelsen Englands zu Gesicht bekommt, „wo die stolzen

Krämer wohnen, welche die Welt mit ihren Waaren und ihren Gesetzen beglücken." — Mit den raschen englischen Pferden eilt er der Hauptstadt zu, ganz anders als im langsamen Deutschland, wo die Postillone den Reisenden in solchem Schritt führen, „als wollten sie ihr Trinkgeld zu Grabe fahren."

Die Beschreibung des Weges nach London ist von Goethe mit Recht für ein großes Meisterstück erklärt worden. Photographische Treue der Auffassung äußerer Gegenstände ist hier mit der freisten Laune verbunden, in einer Weise, wie sie sich vielleicht nur bei Boz-Dickens wieder findet. Ebenso geistreich, und ebenso voll heiterstem Humor ist die Erzählung von der Art, wie Don Juan in die vornehmen englischen Kreise eingeführt wird. Die Leerheit und Langeweile in diesen hochfeinen Soireen, die geheimnißvolle Albernheit des diplomatischen Treibens, und das aristokratische Wesen dieser gesammten Menschenklasse, die voll mitleidiger Verachtung auf die übrigen Leute herabblicken, welche aufstehen, wenn jene zu Bette gehen, und nicht wie sie selbst, die Nacht zum Tage, und den Tag zur Nacht machen! Man kann sich nichts Ergötzlicheres denken, um so mehr, als man der Schilderung anmerkt, daß sie nicht von einem neidischen Zuschauer herrührt, der nur aus der Antichambre durch die Thür des Salons guckt, sondern von einem Manne,

welcher ein solches Treiben unter den allergünstigsten Verhältnissen selbst mitgemacht hat, und der sogar als einer der hellsten Sterne an diesem Nachthimmel glänzte, und nun das Scheinleben um so herzlicher satt hat.

Wie im Kaleidoscop die gewöhnlichsten, alltäglichsten Dinge, Steinchen, Blätter und Glasperlen, sich zu den reizendsten Figuren gestalten, ohne von ihrer eigentlichen Form etwas zu verlieren, so läßt uns Lord Byron dies Alltagstreiben in einer so genialen Anordnung erblicken, daß selbst das Gemeine dadurch zum Kunstwerk erhoben wird.

Dessenungeachtet bringt es vom zwölften Gesange an der Gegenstand mit sich, daß das lyrische Element in dem Gedichte zurücktritt, und dasselbe mehr den Charakter einer Satyre auf die socialen Zustände Englands annimmt. Daß auch die ausschweifenden und anstößigen Stellen, welche in der ersten Hälfte des Don Juan uns so häufig begegnen, sich in der zweiten nicht mehr finden, hat seinen Grund in mächtigen äußeren Einflüssen, deren Quelle wir später kennen lernen werden. Der Dichter schlägt nunmehr einen ganz andern Ton an. Die sanften Empfindungen werden von der Bitterkeit des Hohnes verzehrt, den er auf das gehaltlose Leben und die geheimen Verbrechen der Großen ausgießt. Hätte er Zeit gehabt, den Helden seines Gedichtes noch durch Deutschland, Frankreich und

Italien zu führen, wie es die Absicht war, so wären für diese Länder dann voraussichtlich ganz andere und neue Tonarten angestimmt worden. Für England aber überwog das Andenken an die Unbill, die Kränkungen und Verfolgungen, welche der Dichter daselbst erfahren hatte, zu sehr, um eine harmlose Beschreibung aufkommen zu lassen. Nur bei der Beschreibung des Schlosses, in welchem Lord Henry Amundeville seine Gäste empfängt, geht der Ton in's Elegische über. Dies Schloß ist kein anderes als Newstead Abbey, und seine Mauern und Thürme, der klare See, die herrliche gothische Architektur, die sich in den Fluthen spiegelt, Alles stimmt vollständig mit der Lage und dem Anblick des Familiensitzes der Byron's *). Auch der gespenstische Mönch erscheint, und es zeigt sich, daß die schalkhafte, nicht eben prüde Herzogin von Fitzfulke diese Maske gewählt hat, um eine Liebesintrigue mit Don Juan anzuspinnen.

Diese Herzogin ist eine von den drei Damen, zu welchen der Held des Gedichtes in dem Schlosse, und in der dort versammelten bunten Gesellschaft in Beziehung tritt. Lady Adeline Amundeville und Aurora Raby sind die beiden andern. Alle drei empfinden den Zauber der Erscheinung des jungen Don Juan, aber sie

*) Beauties of England. Vol. XII. art. Newstead.

verhalten sich ihm gegenüber durchaus verschieden nach ihren verschiedenen Naturen. Adeline und Aurora gehören unstreitig zu den feinsten und schönsten Schöpfungen der Byron'schen Muse. Sie sind mit einer Lebendigkeit und Zartheit der Charakteristik geschildert, welche allein genügen würde, den oft wiederholten Vorwurf zu widerlegen, Byron's Männer und Frauen seien sämmtlich nach demselben gleichförmigen Typus gebildet.

In Bezug auf Adeline v. Amundeville können wir ohne Vorbehalt unterschreiben, was Ida von Düringsfeld über diese poetische Schöpfung sagt: „Das Bild der Lady Adeline ist wie auf Emaille hingezaubert, mit unendlich feinen Pinselstrichen, aber eben deshalb läßt sich auch von ihr nur lesen, nicht erzählen. Das sieht man deutlich, daß Adeline und Juan durch eine Leidenschaft aneinandergezogen werden, und dies beginnende Verhältniß ist eben so köstlich graciös gemalt, wie Adeline selbst. Sie ist nicht schlecht, nicht verderbt geschildert, nur nicht edel und seelenvoll. Aus der Welt ist sie, mit ihrer ganzen Art, ihrem Stolze, ihrem Anstande, ihrer Anmuth — aber freilich auch mit ihrer Seele. Poesie ist nicht in ihr, wohl aber die höchste conventionelle Schönheit, und die ganze Meisterschaft des vornehmen Daseins.“ Von Aurora Raby sagt die treffliche Friederike Bremer: „Sie ist der schönste Stern an By-

ron's nächtlichem Himmel." Und doch ist diese Aurora Raby eigentlich nur dieselbe Figur, welche tausend und tausend Romanschreiber und Schreiberinnen von jeher als Heldinnen ihrer Erzählungen hinzustellen versucht haben. Aber es geht mit solchen poetischen Gemälden gerade so, wie mit wirklichen Gemälden. Wie viel ideale weibliche Köpfe haben die Künstler aller Zeiten zu malen versucht, und wie selten begegnen wir einem Bilde, das uns vollkommen befriedigt! Lord Byron hat nun bei der Schilderung dieser jungen aufblühenden Schönheit gerade in's Ziel getroffen, und man sagt nicht zu viel, wenn man behauptet, daß eine zartere, reinere und reizendere Mädchengestalt niemals von einem Dichter gebildet worden ist. Dabei ist Aurora Raby keine von den verschwebenden Engelsgestalten, die aus Luft und Duft gewoben sind, sondern sie ist ein leibhaftiges Mädchen, wie Jeder wünschen mag, sie unter seinen Angehörigen und Freunden zu besitzen.

Daß unserem Dichter diese Schöpfung noch fast am Schlusse seiner poetischen Laufbahn gelang, giebt wohl den unwiderleglichsten Beweis dafür, daß trotz aller Frivolität und aller Ironie, mit der er den innersten Kern seines Wesens zu verhüllen liebte, dennoch in dem tiefsten Heiligthum seines Herzens die reine Flamme edelster Begeisterung für die Erscheinungen der höchsten Sittlichkeit nie

erloschen war. Wie hätte sie sonst noch kurz vor seinem Ende in so herrlichem Lichte emporlodern können?

Leider ist die Schilderung des lieblichen Mädchens ein Fragment geblieben, und das Aufdämmern einer Neigung zu Don Juan wird nur leise angedeutet. Was der Dichter mit ihr vorhatte, läßt sich nicht errathen; und vielleicht haben wir Ursache, das Skizzenhafte dieser Erscheinung mit derselben wehmüthigen Theilnahme zu betrachten, mit der wir die Nachricht von dem Tode eines jungen unschuldigen Mädchens vernehmen, indem wir uns daran erinnern, welchen Versuchungen, welchen Stürmen, und vielleicht welchem Unheil sie in bessere Sphären entrückt worden ist. Ungern versagen wir uns ein weiteres Eingehen in diesen reizenden weiblichen Charakter, allein der Zauber der Strophen, die ihr gewidmet sind, ist von so zartem Hauche, daß jede Uebersetzung oder Uebertragung denselben nothwendig verwischen muß.

Als besonders gelungen wollen wir aus den letzten Gesängen nur noch die Scene hervorheben, wo Lord Henry Amundeville sein Amt als Friedensrichter versieht. Man wird dabei an eine Scene auf dem Schlosse des Grafen in Wilhelm Meister erinnert, doch hat Byron mit der ihm eigenen Präcision der Sprache, in wenigen Zeilen ein viel bunteres und lebensvolleres Gemälde ent-

faltet, als Goethe an jener Stelle. Wahrhaft ergreifend ist das Bild des armen Landmädchens, welches unter Bereitern, Baumeistern, Gemäldehändlern und Speculanten aller Art den hohen Herrschaften vorgeführt wird. Das unglückliche Kind soll für seinen Fehltritt büßen, und der Gegensatz zwischen dieser ländlichen Tragödie und der Gleichgültigkeit der vom Diner eben aufstehenden großen Herrschaften, ist voll tiefergreifender Naturwahrheit.

Soviel von dem Inhalt der sechzehn Gesänge des Don Juan; doch ist alles dies gleichsam nur das leere Gerüst, um welches sich die üppigste Fülle der Gedankenwindungen und der wunderlichsten momentanen Einfälle und Betrachtungen heraufrankt, und dasselbe oft vollständig zu überwuchern droht. Dabei ist die Freiheit und Leichtigkeit der Empfindung und des Ausdrucks so groß, daß man einem geistreichen Manne zuzuhören glaubt, der in ernstem Eifer, oder in übermüthiger Laune des Gesprächs sich vollkommen zwanglos über Alles ergeht, was ihm in den Sinn kommt.

Zwischen der Veröffentlichung des ersten und des letzten dieser Gesänge liegen, wie gesagt, sechs Jahre in der Mitte, und dieser Zeitraum, sowie die inneren und äußeren Lebenserfahrungen, welche derselbe enthielt, haben auf Art und Ton der Erzählung in ihrem Fortschreiten

mächtig eingewirkt. Die leidenschaftlich sinnliche Erregung des ersten Theils klärt sich gegen das Ende zu einer mehr reflectirenden gegenständlichen Ruhe ab, während die Schärfe der Beobachtung und des Witzes sich gleich bleiben, eher noch gesteigert erscheinen.

Das Aufsehen, welches das Erscheinen des ersten Gesanges von Don Juan in England erregte, war ungeheuer. Das gesammte lesende Publikum gerieth in die heftigste Bewegung. Der Name des Verfassers stand nicht auf dem Titelblatt, auch der Verleger hatte sich nicht genannt, aber Lord Byron wurde sofort allgemein genannt. Die unübertreffliche Schönheit der Sprache und Darstellung, der Reichthum von Geist, Witz und Empfindung, der hier verschwenderisch ausgestreut war, mußte einstimmige Anerkennung finden, aber ebenso einstimmig verdammte man das Gedicht als ein durchaus unsittliches und verderbliches. Mehr als vierzig Recensionen aus jener Zeit liegen uns vor. Aus allen ersieht man, daß das Publikum eine moralische, oder vielmehr eine unmoralische Sündfluth hereinbrechen zu sehen glaubte. Man fürchtete für die Sittlichkeit der ganzen menschlichen Gesellschaft, wenn dergleichen geduldet würde, und nur wer das Entsetzen mit erlebt hat, welches das Leben Jesu von Strauß bei seinem Erscheinen in Deutschland hervorrief, und wie damals ein jeder, der

Anspruch darauf machte, religiös und gläubig gesinnt zu sein, die leibliche Ankunft des Antichristes zu erleben meinte, — nur der kann sich von dem Angstschrei einen Begriff machen, mit dem die prüde englische Welt die Stützen ihres moralischen Gebäudes wanken zu sehen befürchtete, wenn der erste Dichter der Nation, und noch dazu ein Lord, sich dergleichen unterstehen dürfte.

In Prosa und Versen ergossen sich die Schmähungen über Lord Byron. „Was soll man von einem Gedicht sagen," ruft die British Review aus, „welches so verbrecherisch ist, daß kein Buchhändler wagen darf, seinen Namen zu dessen Veröffentlichung herzugeben, obgleich die meisten von ihnen die Schande auf sich laden, es zu verkaufen!" Ja man ging soweit, selbst das poetische Verdienst einer solchen Production nicht anerkennen zu wollen. „Dichtung und Moral," sagt ein anderes kritisches Blatt, „sind eine der andern würdig. Sollen wir ein solches Machwerk überhaupt charakterisiren, so können wir nur sagen, daß die Erzählung der gemeinsten Ausschweifungen in erbärmlichen Knittelversen uns dargeboten wird." „Wir haben hier," so läßt die Edinburgh Review sich vernehmen, „zum ersten Mal in unserer Literatur ein Werk, dessen Gegenstand Unglauben und Sittenlosigkeit ist, und dessen einziger

Schmuck in einer verderbten Phantasie und gotteslästerlichem Hohn und Spott besteht."

Bei solchen Ausbrüchen des officiellen sittlichen Unwillens gehörte kein geringer Muth dazu, die Vertheidigung des Dichters zu versuchen, und mit anerkennenswerther Kühnheit tritt eine in Form eines Briefes an Byron abgefaßte Kritik für ihn in die Schranken: „Ich betrachte," heißt es daselbst, „den Don Juan ohne Weiteres als Dein bestes Werk. Es ist von allen bei weitem das geistvollste, aufrichtigste, interessanteste und poetischste, und man wird es noch lesen, wenn Harold längst vergessen ist. Ueberdies denkt Jedermann wie ich, sie haben nur nicht die Courage, es zu sagen. — — — Der Styl des Don Juan ist in unnachahmlichster Weise ganz Dein eigener, süß und feurig, hinreißend und leicht, wunderbar leicht, und ein wahres Gegengift gegen alle Affectation und Heuchelei. Zehn Stanzen dieses Gedichts sind soviel werth, wie Dein ganzer Manfred, und doch ist Manfred in seiner Art auch ein edles Werk. Wahrlich, ich wußte gar nicht, welch ein ganzer Kerl Du seist, bevor ich den Don Juan gelesen. Nach meiner Ueberzeugung wird in funfzig Jahren von der ganzen jetzigen englischen Literatur nicht viel mehr übrig sein, als Dein Don Juan und Walter Scott's Romane. — —" Zum Schluß noch Goethe's Urtheil über das Gedicht:

„Don Juan ist ein gränzenlos geniales Werk, menschenfeindlich bis zur herbsten Grausamkeit, menschenfreundlich in die Tiefen süßester Neigung sich versenkend; und da wir den Verfasser nun einmal kennen und schätzen, ihn auch nicht anders wollen, als er ist, so genießen wir dankbar, was er uns mit übermäßiger Freiheit, ja mit Frechheit vorzuführen wagt. Dem wunderlichen, wilden, schonungslosen Inhalte ist auch die technische Behandlung der Verse ganz gemäß, der Dichter schont die Sprache so wenig, als die Menschen. — —“

Sollen wir nun unser eigenes Urtheil über die Moralität des Gedichts aussprechen, so versteht es sich vor allen Dingen, daß Don Juan keine Lektüre für junge Mädchen und Knaben ist. Ja wenn wir uns an den Goethe'schen Vers halten: „Und willst du wissen, was sich ziemt, so frage nur bei edlen Frauen an,“ dann ist es jedenfalls ein unziemliches Gedicht. Aber muß denn gerade Alles sich zur Lektüre für Damen eignen? Soviel steht fest, daß tausend andere Werke aus allen Literaturen sich anführen lassen, welche wahrlich noch weniger Anspruch darauf haben, moralisch genannt zu werden, und Goethe gesteht z. B. selbst ein, daß seine römischen Elegien nur durch die Gewalt des klassischen Versmaßes erträglich sind, und daß sie, in die Form des Don Juan umgewandelt, sich ganz verrucht

ausnehmen würden. Lucian, Rousseau, Wieland, Bürger, Dryden, Pope und wie viele sonst, haben in ihren Werken solche Stellen, welche den stärksten im Don Juan Nichts nachgeben; und daß gerade über Lord Byron so lautes Geschrei sich erhob, liegt genau genommen darin, daß er viel sittlicher als die Genannten war, indem er seine Excesse nicht beschönigte, sondern offen und ehrlich hinstellte.

Die Tendenz des ganzen Gedichtes ist vollkommen dem entsprechend, was er selbst über seine Absichten ausspricht, daß es nämlich eine Satyre sein soll auf die Heuchelei der Menschen, mit welcher sie ihre Unsittlichkeiten vor sich selbst und vor der Welt zu bemänteln streben. Diesen Gesichtspunkt verliert er niemals aus den Augen, und Donna Julia z. B. wird in demselben Augenblicke verspottet, wo ihre Zusammenkunft mit Don Juan in tropischer Farbengluth ausgemalt wird. „Sie streichelt die Hand des Knaben," sagt er, „nur aus Versehen, sie glaubte, es wäre ihre eigene;" und wenn der zauberische Mondschein des Südens die Liebenden beleuchtet, so wird zugleich der Mond als arger Kuppler abgekanzelt.

Auch für diejenigen, welche eine eigentliche sogenannte Moral verlangen, d. h. eine poetische Justiz, die an dem Sünder vollstreckt wird, nun wahrhaftig, auch für diese ist genug gethan. Donna Julia muß entehrt

in ein Kloster wandern, Haidee stirbt im Wahnsinn, die Sultanin bleibt in Wuth und Scham verlassen zurück, und Ihre Majestät die Kaiserin Katharina muß den ungetreuen Liebhaber noch obendrein mit großen Ehrenbezeigungen und Unkosten zu ihrem außerordentlichen Ambassadeur machen, um nicht merken zu lassen, daß man ihrer sobald überdrüssig geworden sei.

Was Byron mit den drei Heldinnen der letzten Gesänge für Pläne hatte, wissen wir nicht, aber wahrscheinlich sollten sie, wenn sie sündigten, ebensowenig ungestraft bleiben, wie die andern.

Dessenungeachtet fühlt der Dichter Mitleid mit den Fehltritten seiner schönen Schöpfungen, und er widmet ihnen eine rührende Theilnahme, und schlimmsten Falls ein Wort bedauernder Spötterei. Und wenn er uns auch im Bilde seiner Dichtungen anschaulich macht, daß Schmach und Elend die nicht ausbleibenden Folgen der Untreue und Unbeständigkeit sind, so steigt er doch niemals auf die Kanzel des Sittenpredigers, sondern überläßt es demjenigen, der sich frei von Sünde fühlt, den ersten Stein auf sie zu werfen. Tolerant gegen die Fehler und Laster, von denen ihn sein eigenes Bewußtsein selbst nicht freisprach, wird er nur bitter, und bis zum Ingrimm ernsthaft, wo es sich um Bekämpfung der Lüge und Heuchelei handelt, nicht aber, wo Schwäche

und Sinnlichkeit den Menschen auf Abwege locken. Hat er sich zuweilen in üppigen Schilderungen weiter gehen lassen, als man billigen kann, so geschieht es doch in so anmuthiger Weise und in so geistreicher Form, daß man kaum den Muth hat, diese Stellen ungeschrieben zu wünschen. Schlegel hat einmal gesagt: „Schlüpfrige Verse machen, die nicht einmal schön sind, heißt sich dem Teufel umsonst übergeben.“ Nun in diesem Falle hat sich Byron wenigstens theuer genug verkauft, denn die Schönheit seiner Verse dürfte kaum jemals vor oder nach ihm übertroffen worden sein!

Wenn dessenungeachtet selbst seine besten Freunde unaufhörlich in ihn drangen, sich erhabenere Stoffe zu wählen, und sich eine Aufgabe zu stellen, an der er Jahre lang zu arbeiten, und dafür ewigen Nachruhm zu ernten habe, so antwortete er hierauf mit folgender merkwürdigen Aeußerung: „Mein bestes Werk hoffe ich italienisch zu schreiben, doch wird es mich noch neun Jahre kosten, bis ich dieser Sprache vollkommen Herr bin; und wenn dann meine Phantasie noch lebendig ist, und ich selbst noch lebendig bin, dann will ich versuchen, was ich wirklich zu schaffen vermag. Was das Urtheil der Engländer betrifft, von dem Ihr redet, so sollen sie alsdann urtheilen, bevor sie mich mit ihrer insolenten Herablassung beleidigen. Für ihr Vergnügen habe ich nicht geschrieben. Gefällt es ihnen, so ist das ihre Sache. Nie habe ich

ihren Meinungen und ihrem Stolze geschmeichelt, und niemals werde ich das thun. Ebensowenig will ich Damenbücher schreiben, al dilettar le femine e la plebe. Ich habe aus der Fülle meines Geistes geschrieben, aus Leidenschaft, aus besonderem Anlaß, aus vielerlei Ursachen, aber niemals ihres Beifalls wegen. Was das Lob des Publikums werth ist, weiß ich ganz genau. Wenige Bücherschreiber haben mehr davon genossen, als ich, und wollte ich ihren Anforderungen mich bequemen, so könnte ich ihren Beifall bald wieder erlangen. Aber ich liebe Euch nicht, und fürchte Euch nicht. Ich will mit Euch kaufen und verkaufen, aber ich will nicht mit Euch essen, ich will nicht mit Euch trinken, ich will nicht mit Euch beten. Sie hatten mich zu ihrem Götzen gemacht, um dann das Götzenbild von seinem Gestell wieder herabzustürzen. Nun, es ist davon nicht zerbrochen. Jetzt scheint es, als wollten sie mich wieder aufrichten, aber das sollen sie unterwegs lassen."

War es ihm mit dieser Gleichgültigkeit gegen den Tadel des Publikums auch keineswegs Ernst, so handelte er nach seiner launisch leidenschaftlichen Weise doch so, als wenn er die öffentliche Meinung eher zu verhöhnen, als zu versöhnen trachtete. Das beweist besonders auch die Sorglosigkeit, mit der er an vielen Stellen des Don Juan die empfindlichste Seite des englischen Publikums,

nämlich die rechtgläubige Kirchlichkeit beleidigte. Denn gerade Das, was man als Religionsspöttereien empfand, zog ihm die giftigsten Schmähungen zu, und genau besehen, sind doch diese Spöttereien immer nur gegen die Heuchler, und keineswegs gegen die Religion und gegen die Frommen gerichtet; aber es ist bekannt, daß solche Angriffe gerade viel schwerer gestraft werden, als die gegen das Heiligste selbst.

Hat nun nach allem bisher Gesagten kaum irgend ein Gedicht mehr Anlaß zu Tadel der verschiedensten Art gegeben, als Don Juan; kann man ihm Planlosigkeit und Abschweifungen, Verspottung der Sitte und Religionsmeinungen vorwerfen, trifft den Dichter wegen einzelner Stellen überdies der Vorwurf, daß er lüsterne Scenen ausführlicher geschildert hat, als dem feinfühlenden Leser angenehm ist, so wird doch der erbittertste Tadler gestehen müssen, daß aller dieser Fehler ungeachtet, das Gedicht durch Genialität, und durch die Kunst, das Interesse des Lesers in jedem Augenblicke in Spannung zu erhalten, von keinem anderen Dichterwerke übertroffen wird, und daß wir es lieber mit all seinen Fehlern besitzen, als gar nicht besitzen wollen. Walter Scott sagt nicht zu viel, wenn er ausspricht, daß wer Don Juan kennt, eingestehen muß, daß Byron an Erfindung so reich war, wie Shakespeare, daß er jede Region des

menschlichen Lebens kannte, und jeden Ton der Lyra anzuschlagen wußte, von dem schmelzendsten Klang der Liebe, bis zu dem markerschütternden Schrei der Verzweiflung.

Nur ungern reißen wir uns von der Besprechung dieses größten Werkes unseres Dichters los. Aber wir müssen zurück zur Betrachtung seines Lebens während der Zeit, wo er dasselbe verfaßte, oder vielmehr, wo er sich durch Niederschreibung desselben von anderen, schwierigeren poetischen Arbeiten Erholung gönnte.

Sechstes Kapitel.

Des Dichters wildes Leben in Venedig.

Wie ungünstig auch die Urtheile über die Moralität des Don Juan seiner Zeit ausfielen, und wie sehr auch heute noch gar viele Stimmen das Gedicht als ein unsittliches verdammen, so muß doch leider das Urtheil über den Lebenswandel, welchen der Dichter führte, als die ersten Gesänge entstanden, noch weit ungünstiger lauten.

Wir haben bereits erklärt, weshalb es nutzlos sein würde, ein detaillirtes Gemälde von Lord Byron's zahl-

losen Liebschaften, die nicht nur schnell eine der andern folgten, sondern oft gleichzeitig neben einander hergingen, vor dem Leser aufzurollen. Indessen wollen wir zur Charakterisirung der bei aller Leichtfertigkeit doch immerhin genialen Art, mit welcher er auch solche Angelegenheiten betrieb, einen Brief nicht unterdrücken, in welchem der Lord eine der originellsten seiner venetianischen Geliebten beschreibt. Sie hieß Margarita Cogni, und hatte von dem Gewerbe ihres Mannes den Zunamen Fornarina erhalten. Ein englischer Künstler hatte sie gemalt und das Bild mit nach London genommen, wo es viel Aufsehen erregte. Dieser Umstand veranlaßte einen der Freunde des Dichters, denselben um nähere Auskunft über die Schöne zu bitten, und Folgendes ist die Antwort Lord Byron's:

„Da Du die Geschichte der Margarita Cogni zu hören wünschest, so will ich sie erzählen, wenn gleich sie etwas länglich werden dürfte.

Ihr Gesicht ist von dem schönen venetianischen Schnitt aus den Zeiten der klassischen Maler. Ihre Gestalt vielleicht zu groß, aber darum nicht minder schön, und ganz für die Nationaltracht geeignet.

Im Sommer 1817 ritt ich einst mit einem Begleiter an dem Ufer der Brenta entlang, und gewahrte unter einer Gruppe von Landleuten zwei so schöne junge Frauen-

zimmer, wie ich seit langer Zeit nicht gesehen hatte. Es herrschte grade damals viel Noth unter der Bevölkerung, und ich hatte einigen von den Leuten Unterstützungen zukommen lassen. Großmuth kann hier, mit geringem Aufwande von Kosten, sehr glänzend erscheinen, und meine Gaben waren, weil sie von einem Engländer kamen, im Munde der Leute gewiß noch vergrößert worden. Ob die Frauen bemerkten, daß wir sie ansahen, weiß ich nicht, aber Eine von beiden rief mir zu: „Wenn Ihr andern helfen könnt, warum nicht auch uns?“ Ich wandte mich um und sagte: Meine Liebe. Ihr seid zu schön und jung, um meines Beistandes zu bedürfen. Sie antwortete: „Wenn Ihr wüßtet, wie ich wohne, und wie ich mich nähre, Ihr würdet nicht so sprechen!“ Das Alles ging im Scherze vor sich, und während mehrerer Tage sah ich sie nicht wieder. Einige Zeit nachher begegneten wir beiden Frauen noch einmal, und sie versicherten nun ganz ernsthaft, daß sie damals die Wahrheit gesagt hätten. Sie waren Cousinen, Margarita verheirathet, die andere nicht. Ich fing nun an, die Sache in anderem Lichte zu betrachten, und verabredete eine Zusammenkunft auf nächsten Abend. Es bedurfte nur kurzer Zeit, um uns zu verständigen, und sie blieb nun für lange die einzige Person, die ein Uebergewicht über mich behielt, gegen welches ich zwar oft ankämpfte, aber immer ohne Erfolg. Das lag zum

Theil in ihrer persönlichen Erscheinung. Sie war sehr brünett, groß, von venetianischem Ausdruck, und hatte die schönsten schwarzen Augen. Sie war zweiundzwanzig Jahre alt, eine Venetianerin durch und durch, in ihrer Sprache, ihren Gedanken, ihrem Ansehn, mit der ganzen Naivetät und Possenhaftigkeit ihrer Nation. Sie konnte weder lesen noch schreiben und mich also auch nicht mit Briefen incommodiren. Nur zweimal ließ sie sich für einen Groschen von einem Schreiber auf der Straße eine Epistel für mich anfertigen, als ich krank war und sie deshalb nicht sehen konnte. In ihrer Art war sie stolz und eigenmächtig, und pflegte zu mir zu kommen, so oft es ihr beliebte, ohne sich um Zeit, Ort oder Personen zu kümmern. Trat ihr irgend ein Frauenzimmer in den Weg, so brauchte sie ihre Fäuste.

Als ich ihre Bekanntschaft machte, hatte ich noch eine Liaison mit einer vornehmen Dame, welche unklug genug war, ihr zu drohen; denn es war durch das Wiehern meines Pferdes unter dem Landvolke ruchbar geworden, daß ich oftmals spät ausritt, um die Fornarina zu besuchen. Margarita, von der Dame angegriffen, schlug ihr Kopftuch zurück und erwiderte in ihrer entschiedenen venetianischen Art: „Ihr seid sein Weib nicht, und ich bin es auch nicht. Ihr seid seine Geliebte, und ich bin es auch. Euer Gemahl ist ein Schwachkopf, so ist auch mein

Mann. Uebrigens, welches Recht habt Ihr, mich zu schelten? Wenn er mich vorzieht, ist es meine Schuld? Wollt Ihr ihn festhalten, so bindet ihn an Euer Schürzenband, aber bildet Euch nicht ein, daß ich Euch eine Antwort schuldig bleiben werde, weil Ihr reicher seid, als ich bin!" Nachdem sie dies Meisterstück von Beredtsamkeit beendet hatte, dessen Wortlaut ein Ohrenzeuge mir mittheilte, so ging sie ihres Weges und ließ die Dame unter einer Menge herbeigekommener Leute zurück, um über den ihr ertheilten guten Rath nachzudenken.

Als ich mein Sommerquartier, welches ich in la Mira gemiethet hatte, verließ, um für den Winter nach Venedig zurückzukehren, zog sie mir nach, und da sie bald merkte, daß sie Favoritin sei, so kam sie oft genug zu mir. Sie war eigenwillig und im höchsten Maße eifersüchtig. Auf dem Maskenballe, am letzten Carnevalstage, wo alle Welt sich zusammenfindet, hatte ich der Gräfin Contarini den Arm gegeben. Margarita trat heran und riß der Dame die Maske vom Gesicht, worauf ein verdammter Lärm entstand. Doch das ist blos einer von ihren vielen Streichen.

Zuletzt überwarf sie sich mit ihrem Manne, lief von ihm fort und kam in mein Haus. Ich stellte ihr vor, daß das nicht anginge, sie aber erwiderte, sie wolle eher auf der Schwelle liegen bleiben, als zu ihm zurückkehren.

Er schlage sie (das sanfte Tigerweibchen!), bringe ihr Geld durch und vernachlässige sie in schamloser Weise. Da es schon Mitternacht war, hieß ich sie bleiben, und am andern Morgen war es unmöglich, sie fortzubringen. Ihr Mann kam, brüllte und schrie, und beschwor sie, zurückzukommen. Umsonst. Dann ging er zur Polizei, die Polizei kam zu mir. Ich sagte: der Mann möchte sie holen, ich brauchte sie nicht. Sie wäre gekommen und ich könnte sie nicht aus dem Fenster werfen. Man möchte sie fortführen, ob durch's Fenster oder durch die Thüre, wäre mir einerlei. Man brachte sie endlich zu „ihrem hektischen becco“, wie sie ihren Mann nannte, zurück. Nach wenigen Tagen rannte sie ihm auf's Neue davon, und nun gab es Spectakel vollauf. Zuletzt nistete sie sich, ohne mich zu fragen, und wahrhaftig ganz gegen meinen Willen bei mir ein. Meine Indolenz ließ es geschehen. Ich konnte nicht ernsthaft bleiben. So oft ich zu toben begann, brachte sie mich durch einen von ihren venetianischen Affenstreichen zum Lachen, und die Hexe kannte die Gewalt, die sie über mich hatte, gut genug, und übte sie mit dem Takt und dem Erfolge aus, welcher in dieser Beziehung allen weiblichen Wesen, hohen wie niedern, gemeinsam ist. Eine Dame meiner Bekanntschaft protegirte sie, und das verdrehte ihr vollends den Kopf. Sie war stets in Extremen, entweder weinend oder lachend,

und in ihrem Zorne so wild, daß sie der Schrecken von Mann, Weib und Kind war, denn sie hatte Kräfte wie eine Amazone, und ein Temperament wie Medea. Sie war ein schönes, aber ganz unbezähmbares Geschöpf. Ich war der einzige Mensch, der sie in Ordnung halten konnte, und wenn sie sah, daß ich ernstlich böse wurde (und man sagt, daß ich in solchen Augenblicken entsetzlich aussehe), so ergab sie sich. Aber sie hatte tausend Narrheiten. In ihrem Kopftuche, wie die niedern Stände es tragen, sah sie bezaubernd aus, aber leider wollte sie einen Federhut haben, und was ich auch sagen und thun mochte (und ich sparte die Worte nicht), sie ließ sich von dieser Verkleidung nicht abbringen. Den ersten Hut warf ich in's Feuer. Doch ich wurde früher müde, die Hüte zu verbrennen, ehe sie müde ward, immer neue anzuschaffen; so setzte sie es denn durch, sich zu entstellen, denn der Hut kleidete sie gar nicht.

Demnächst verlangte sie auch ein Schleppkleid zu tragen wie eine Dame — natürlich. Nichts konnte sie davon abbringen. Eine Robe colla cua (so sagte sie auf venetianisch statt cola) sollte durchaus angeschafft werden, und da ihre verdammte Aussprache des Wortes mich lachen machte, so hatte der Streit ein Ende und sie schleppte ihren Teufelsschweif auch überall hinter sich her. Inzwischen prügelte sie die Mägde und unterschlug meine

Briefe. Ich fand sie eines Tages über einem derselben grübelnd. Aus der Gestalt und dem Ansehen des Couverts wollte sie herausbringen, ob er von einer Dame sei, und sie fing an, das Alphabet zu lernen, mit dem offen erklärten Vorsatze, meine Briefe zu öffnen und zu lesen.

Ich darf übrigens nicht vergessen, ihrem Haushaltungstalente Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Von dem Augenblicke an, wo sie sich als „Haushälterin" bei mir einstallirte, betrugen meine Ausgaben nicht mehr die Hälfte von dem, was ich früher gebraucht hatte, und Jedermann that seine Schuldigkeit besser. Die Zimmer waren stets in Ordnung, und ebenso alles Andere — nur sie selbst nicht.

Ich habe Grund zu glauben, daß sie in ihrer wilden Manier wirklich Anhänglichkeit an mich hatte. Zum Beweise will ich nur Ein Beispiel anführen. Eines Tages wurde ich auf der Fahrt nach dem Lido von einem heftigen Unwetter überrascht. Die Gondel gerieth in Gefahr. Hüte flogen in's Meer, das Boot voll Wasser, Ruder verloren, unruhige See, Donner, Regen in Strömen, Nacht — und der Sturm ließ nicht nach. Als wir nach hartem Kampfe mit Wind und Wellen zurückkehrten, fand ich sie am Canal auf den offnen Stufen vor dem Palaste Mocenigo, die großen schwarzen Augen durch ihre Thrä-

nen hindurchleuchtend, das lange dunkle Haar aufgelöst vom Regen triefend, hing über Gesicht und Brust. Sie war dem Unwetter vollständig preisgegeben, und wie der Wind Haar und Kleider um ihren schlanken Leib umherwarf, Blitze sie umzuckten, und die Wogen zu ihren Füßen rollten, da glich sie der Medea, die aus ihrem Drachenwagen gestiegen war, oder der Sibylla des Sturmes, der sie umbrauste — das einzige lebende Wesen, das rings umher, außer uns selbst zu erblicken war.

Als sie mich unversehrt ankommen sah, wartete sie nicht, bis ich sie begrüßen konnte, sondern rief mir entgegen: „O Hund der heiligen Jungfrau! ist das ein Wetter, um nach dem Lido zu fahren!“ Damit rannte sie in das Haus und tröstete sich damit, daß sie den Gondoliere ausschalt, weil er das Wetter nicht vorausgesehen. Mein Diener erzählte mir nachher, sie habe durchaus in einem Boote mir nachfahren wollen, und nur die Weigerung der Schiffer, bei solchem Wetter sich hinauszuwagen, habe dies verhindert. Dann habe sie in strömendem Regen sich auf die Stufen niedergesetzt und sich weder fortbringen, noch beruhigen lassen. Ihre Freude, als sie mich wiedersah, hatte eine ziemliche Beimischung von Wildheit und gab mir die Vorstellung von einer Tigerin, die ihr Junges wiederfindet.

Aber das Ende ihrer Herrschaft nahte heran. Sie

wurde stets unlenksamer, die Anklagen häuften sich, wahre und falsche — ein Günstling hat nie Freunde — und so beschloß ich, sie zu entfernen. Ganz ruhig zeigte ich ihr an, daß sie nach Hause gehen müsse (sie hatte sich eine hübsche Summe bei mir erspart), aber sie weigerte sich, mich zu verlassen. Ich blieb fest und sie ging — Rache und Messerstiche drohend. Ich sagte ihr, gezogene Messer habe ich schon vor ihrer Zeit gekannt, und wenn sie anfangen wolle, so stehen Messer und Gabel hier auf dem Tische ihr zu Diensten, Einschüchterung werde ihr nichts nützen. Andern Abends — ich saß gerade beim Essen — kam sie herein (als Einleitung hatte sie eine Glasthüre erbrochen, die von der Hausflur zur Treppe führte) und grade auf meinen Tisch zugehend, riß sie mir ein Messer aus der Hand, wobei sie mich leicht am Daumen verwundete. Ob sie die Waffe gegen mich oder gegen sich selbst brauchen wollte, weiß ich nicht; wahrscheinlich gegen keinen von beiden. Mein Kammerdiener Fletcher ergriff sie bei den Armen und entwaffnete sie. Dann ließ ich meine Gondel in Bereitschaft setzen, und befahl, sie nach Hause zu führen. Sie schien vollkommen ruhig und ging die Treppe hinunter. Ich setzte mich wieder zu Tische. Wir hörten großen Lärm, gingen hinaus und trafen die Gesellschaft auf den Stufen, im Begriff, sie hinaufzutragen. Sie hatte sich in den Canal gestürzt. Daß sie sich das

Leben nehmen wollte, glaube ich nicht. Aber wenn man weiß, wie sehr jeder, der nicht schwimmen kann, sich vor tiefem Wasser fürchtet — und die Venetianerinnen ganz besonders, obgleich sie mitten in den Wellen leben — und daß es finstre Nacht und sehr kalt war, so zeigt es doch, daß sie eine verteufelte Art von Courage hatte. Sie wurde ohne viel Gefahr und Schaden herausgezogen, außer daß sie Salzwasser geschluckt hatte, und durch und durch naß war. Ich sah, daß sie die Absicht hatte, sich wieder festzusetzen, und ließ deshalb einen Arzt rufen, den ich fragte, wieviel Stunden vergehen müßten, damit sie sich nach ihrer Aufregung beruhigte. Er nannte die Zeit. Hierauf sagte ich: „Ich gebe Dir soviel Zeit und noch mehr, wenn Du es nöthig hast, aber wenn Du alsdann das Haus nicht verlässest, so gehe ich!"

Alle meine Leute waren voll Bestürzung. Sie hatten sich stets vor ihr gefürchtet, und nun waren sie vollständig gelähmt. Ich sollte die Polizei holen lassen, sagten sie, mich zu beschützen u. s. w., wie ein Haufen serviler Hunde, was sie auch waren. Ich dachte nicht an dergleichen, sondern war überzeugt, die Sache würde so oder anders doch zu Ende kommen. Auch war ich gewohnt, mit leidenschaftlichen Frauenzimmern zu verkehren, und kannte ihre Art und Weise.

Nachdem sie zu sich gekommen war, ließ ich sie

aus dem Hause transportiren, und ich habe sie nachher nicht wieder gesehen, außer ein Paar Mal unter den Zuschauern in der Oper. Sie machte noch allerlei Versuche, zu mir zurück zu kommen, aber keinen gewaltsamen mehr. Ich vergaß zu sagen, daß sie sehr bigott war, und sich bekreuzte, so oft sie das Gebetläuten hörte.

Das ist die Geschichte von Margarita Cogni."

Wenn man sich billig verwundert, wie Lord Byron sich herbeilassen konnte, mit so viel Naivetät Geschichten in die Oeffentlichkeit zu bringen (denn seine Briefe, das wußte er sehr wohl, wurden überall umhergezeigt) und von Dingen zu erzählen, welche sonst Jedermann gern mit dem dichtesten Schleier des Geheimnisses bedeckt, so lag eine Veranlassung zu seinem Berichte in dem Umstande, daß das Abenteuer mit der Fornarina, durch Erzählungen von Reisenden entstellt und vergrößert, seinen Weg in die englischen Tagesblätter gefunden hatte. Man berichtete die schauderhaftesten Dinge über ihn. Er habe ein junges Mädchen aus vornehmer Familie durch verwerfliche Künste verführt, und dieselbe dann aus seinem Fenster in den Canal gestürzt, wo sie ertrunken sei, und dergleichen mehr. Solche Gerüchte zu widerlegen, fühlte er sich allerdings getrieben, aber er that es, wie wir sehen, recht con amore, und machte überhaupt aus seinem Thun und Treiben kein Geheimniß. Ja man erfährt mit Ver-

wunderung aus seiner damaligen Correspondenz, daß er gerade in der Zeit, wo er sich dem nach unseren Begriffen allerverwerflichsten Leben ergeben hatte, mit Abfassung seiner Memoiren beschäftigt war. Es muß in dieser Beziehung ein eigenthümliches Element in der italienischen Luft liegen. Sehen wir doch in Bevnenuto Cellini's Selbstbiographie ein ähnliches Beispiel vor uns, wie ein hochbegabter Künstler mit größter Unbefangenheit seine sinnlichen und sittlichen Ausschweifungen behaglich vorträgt, und sich dabei des Beifalls der Leser im Voraus versichert hält.

Schon am 17. Juli 1818 hatte Lord Byron seinem Verleger gemeldet, daß er neben andern Dingen auch sechs bis sieben Bogen von seiner Lebensbeschreibung niedergeschrieben habe, und daß er ihm die Handschrift, sobald sie vollendet sei, zuschicken werde. Aus dem, was von diesen Memoiren gerettet worden ist, ersehen wir, daß Byron durch diese Aufzeichnungen nicht etwa eine Entschuldigung oder Bemäntelung seiner Fehler anstrebte, sondern mit höchster Unbefangenheit Gutes und Böses von sich offen aussprach. Auch blieb ihm für einen besondern Bericht wirklich nicht viel übrig, nachdem er in seinen Gedichten von Anfang seiner poetischen Laufbahn an stets ohne Scheu und Rückhalt sich selbst darzustellen bemüht gewesen war, und sein Leben, Thun und Treiben, sein Dichten und Trachten, alle seine Leidenschaften und

Laster, ja sogar seine intimsten häuslichen und ehelichen Verhältnisse als Stoff für seine Werke verarbeitet hatte.

Nun ist es immerhin ein betrübendes Schauspiel, wenn wir mit ansehen müssen, wie ein hoher und edler Geist sich durch den Umgang mit Personen befleckt, die so tief unter ihm stehen. Indessen darf man, um unparteiisch und gerecht über ihn zu urtheilen, Zweierlei nicht außer Acht lassen. Einmal war es ihm seiner Natur nach ein unwiderstehliches Bedürfniß, in beständigem vertrauten Umgange mit Frauen zu stehen. Das weibliche Wesen in allen seinen Formen war ein Lebenselement für ihn. In der Ehe hatte er das gehoffte Glück nicht gefunden, und konnte es nicht finden nach der leichtfertigen Art, mit welcher er bei der Wahl seiner Gattin zu Werke gegangen war, und so hatte er im Augenblick seiner Trennung von ihr, ja eigentlich schon im Augenblick, wo er mit Lady Byron vor den Altar trat, den ersten Schritt zum nahen Fall gethan. Zweitens aber befindet auch Lord Byron sich seinen Verurtheilern gegenüber in einer höchst ungünstigen Lage. Denn der Anspruch, daß jeder von seines Gleichen gerichtet werde, welcher da, wo es sich um Ansichten über Sitte und Standesehre handelt, ein durchaus gerechtfertigter ist, wurde ihm nur sehr selten erfüllt.

Während nämlich auf dem Rechtsgebiete nur ein

und dasselbe gleiche Gesetz souverain über Alle herrschen darf und herrschen soll, so weichen doch in der gesellschaftlichen Welt, und auf dem Gebiete der Stände, und was damit zusammenhängt, die Begriffe der verschiedenen Menschenklassen himmelweit von einander ab, so daß nur der Standesgenosse competenter Richter über den Standesgenossen ist. „Nun aber gehören," wie Major Parry in seinen Denkwürdigkeiten sehr richtig bemerkt, „die meisten Personen, welche Lord Byron verurtheilen, der Mittelklasse an; und gerade die Tugenden, welche vorzugsweise den Bürgerstand zieren, häusliche Sitte und Ehrbarkeit, fehlen ihm. Seine ganze Erziehung und Lebensweise waren der Entwickelung derselben hinderlich. Die Verurtheiler bedenken aber nicht, daß er an seiner hohen Stelle Verdienste besaß, von denen sie sich keinen Begriff machen können."

Diese Ansicht ist hier allerdings mit echt englisch aristokratischem Hochmuthe vorgetragen, allein sie ist für England, wo die gebildeten Klassen zugleich die Vornehmen sind, in viel tieferer Weise begründet, als es den Anschein hat. Berichtigend möchten wir von unserem Standpunkte aus hier dem Leser in's Gedächtniß rufen, was bereits bei Gelegenheit der früheren Jugendthorheiten des Dichters bemerkt wurde, daß nur derjenige ein vollkommen zutreffendes Urtheil über Lord Byron's Sitt-

lichkeit zu fällen berufen ist, der mit gleichen Mitteln an Rang, Geburt, Reichthum, Schönheit, Liebenswürdigkeit und Genie ausgestattet, und von gleich leidenschaftlichen Trieben der Sinnlichkeit beherrscht wie er, sich dennoch rein erhalten, und allen Versuchungen widerstanden hat. Lehrt uns doch die Geschichte, daß gerade von solchen Männern, die im Uebrigen mit den edelsten und glänzendsten Eigenschaften des Herzens und des Genies ausgestattet waren, diese sinnlich sittlichen Verhältnisse in leichtfertiger Weise aufgefaßt worden sind. Hier hält selbst die christliche Moral ihre volle Strenge zurück, eingedenk der schönen Worte, welche der Erlöser gerade in Beziehung auf Verbrechen aus Sinnlichkeit ausgesprochen hat: Wer sich frei von Sünden fühlt, der hebe den ersten Stein auf! —

Die Verabschiedung der Margarita Cogni bildete übrigens einen Wendepunkt in Byron's Leben. Er war in seinem Verkehr mit Frauen während der Jahre 1817 und 1818 allmälig bis zu einer Stufe herabgesunken, wo ihm endlich selbst die Augen darüber aufgehen mußten, daß er auf diesem Wege seinem leiblichen und geistigen Verderben unaufhaltsam entgegeneile. Die Nothwendigkeit der Umkehr wurde ihm klar. Daß aber auch das Bessere, welches er ergriff, nur im Verhältniß zu dem Verderben, aus dem er sich losriß, ein Besseres war,

und daß ein streng sittlicher Maßstab hier überhaupt nicht wohl angelegt werden kann, muß unter diesen Umständen als selbstverständlich betrachtet werden.

Am 6. April 1819 schreibt er an Murray: „Ihr fragt nach meiner Gesundheit. Beim Beginn des Jahres befand ich mich in einem Zustande von sehr großer Erschöpfung; und dabei war meine Verdauung so schlecht, daß ich nicht das Geringste ohne Beschwerden genießen konnte. Ich sah ein, daß ich meine Lebensart ändern mußte, die mich zu einem welken Blatte gemacht hatte, das sehr nahe daran war, vom Baume herabzufallen. Jetzt befinde ich mich besser an Leib und Seele. — —“

Es ist sehr zu bedauern, daß Capitain Basil Hall, derselbe berühmte Reisende, dem wir eine so interessante Schilderung seines Besuches bei Walter Scott verdanken, und der gerade in dieser Zeit Venedig besuchte, durch eine Reihe von unglücklichen Zufällen verhindert war, Lord Byron zu sehen. Wir würden sonst eine so unentstellte und klare Beschreibung seines ganzen damaligen Wesens und Treibens erhalten haben, wie sie für den Lebensbeschreiber nur erwünscht sein kann.

Aber auch so sind die Notizen des Capitains von hohem Interesse, und lassen uns erkennen, wie das rein Menschliche in dem Dichter von dem Strom des Nie-

drigen und Gemeinen, welches oft darüber hinfluthete, dennoch unberührt blieb.

„Am 31. August," sagt Capitain Hall, „erkrankte ich, nach kurzem Aufenthalte in Venedig, plötzlich daselbst. Ich hatte von den dortigen Aerzten so wenig Gutes gehört, daß ich nicht wußte, wen ich um Rath fragen sollte. Persönlich kannte ich Niemanden, und der einzige Empfehlungsbrief, den ich bei mir hatte, war für Lord Byron. Man hatte mir so viel von dessen Widerwillen gegen reisende Engländer erzählt, daß ich bis dahin nicht gewagt hatte, mich ihm zu nähern. Nun aber war ich sicher, daß ein erkrankter Landsmann ihm nicht mehr im Lichte eines reisenden Touristen erscheinen werde, und ich schickte deshalb einen meiner Reisebegleiter mit einem Briefe zu ihm, in welchem ich, meine Zudringlichkeit mit der Noth entschuldigend, ihn um seinen Rath wegen des Arztes bat, dessen ich mich bedienen sollte. Unglücklicher Weise hatte mein Bote, obgleich es beinahe Mittag war, Lord Byron noch schlafend gefunden, und nicht gewagt, ihn wecken zu lassen. Diese Nachricht traf mich während eines heftigen Fieberanfalles, und in meiner Ungeduld ließ ich durch meinen Gastwirth nunmehr den ersten besten Arzt holen, unter dessen Händen ich mich bereits befand, als Lord Byron's Diener mir in großer Hast folgendes Schreiben brachte: „Werther Herr, Doctor Aglietti ist

der beste Arzt, nicht allein in Venedig, sondern in ganz Italien. Er wohnt am großen Canal und ist leicht aufzufinden. Ich vergaß seine Hausnummer, bin aber wahrscheinlich in ganz Venedig der einzige Mensch, der dieselbe nicht kennt. Zwischen ihm und irgend einem anderen hiesigen Arzte ist gar kein Vergleich. Ich bedauere herzlich, von Ihrem Unwohlsein zu hören, und sobald ich angezogen bin, eile ich zu Ihnen. Ich schreibe dies im Bette, und habe nur so eben erst Ihren Brief erhalten. Ich bitte Sie, überzeugt zu sein, daß nur meine ungewöhnlich späten Stunden mich verhindert haben, sofort zu antworten, und persönlich zu Ihnen zu eilen. Es ist noch keine Minute her, seit man mich geweckt hat. Ich habe die Ehre rc." Se. Herrlichkeit folgte diesem Briefe auf dem Fuße, und ich hörte seine Stimme im Nebenzimmer. Aber obgleich er eine Stunde lang wartete, so konnte ich ihn doch nicht sehen, weil ich mich unter den unerbittlichen Händen meines Doctors befand. Im Laufe desselben Tages kam er noch einmal. Aber da schlief ich. Als ich erwachte, fand ich den Kammerdiener des Lords neben meinem Bette sitzend. Er habe Befehl von seinem Herrn, sagte er, so lange bei mir zu bleiben, als ich unwohl sei, und er war beauftragt, mir alles zu Diensten zu stellen, was sein Herr besitze, oder zu beschaffen vermöge. Der Lord werde selbst zu mir

kommen und mir Gesellschaft leisten, sobald ich ihn wissen lasse, daß es mir von Nutzen sein könne.

„Demgemäß ließ ich am nächsten Tage um einige Bücher bitten, die ich alsbald nebst einem Verzeichniß seiner ganzen Bibliothek erhielt. Lord Byron kam an diesem Tage mehr als ein Mal, aber stets war ich durch irgend Etwas verhindert, ihn anzunehmen, und am folgenden Tage war mein Fieber so heftig, daß ich mit Niemand sprechen konnte. Sobald ich im Stande war, das Haus zu verlassen, nahm ich eine Gondel und fuhr zu Lord Byron, um ihm zu danken. Es war bereits drei Uhr, aber ich fand ihn noch nicht auf. Als ich nächsten Tages um fünf Uhr den Versuch wiederholte, mußte ich zu meinem Schmerze erfahren, daß Lord Byron eben zu mir unterwegs war, so daß wir uns kreuzten, ohne uns zu treffen, und so war ich zu meinem tiefen Bedauern genöthigt, Venedig zu verlassen, ohne ihn gesehen zu haben."

Wer sich so, wie hier geschildert wird, gegen einen ihm ganz fremden kranken Landsmann benimmt, der beweist zur Genüge, wie sehr er jeder edlen Regung fähig ist, und so müssen wir deshalb den Taumel von Ausschweifungen, zu denen er sich hatte fortreißen lassen, als einen vorübergehenden betrachten, und zu den vielen Widersprüchen und Excentricitäten rechnen, von denen sein

Leben voll war, und die sich unschwer aus der großen Charakterschwäche und Bestimmbarkeit erklären lassen, welche ihn, einem Schiffe ohne Steuer und Segel vergleichbar, zum Spielball für jeden Hauch auf dem Meere der Leidenschaften machten.

Siebentes Kapitel.

Allegra. Erste Bekanntschaft mit der Gräfin Giuccioli.

Unter solchem Verhältniß muß es als ein günstiger Umstand betrachtet werden, daß Byron gerade damals auch äußerlich daran erinnert wurde, daß er noch Pflichten gegen andere Wesen außer ihm zu erfüllen habe.

Eine junge Engländerin, mit der er im Sommer 1816 in der Schweiz einen Liebeshandel angeknüpft hatte, schickte ihm sein und ihr Kind in Begleitung einer jungen Wärterin nach Venedig. Lord Byron freute sich herzlich über das kleine Wesen, bemerkte aber bald, daß die Begleiterin selbst noch zu jung und unerfahren sei, um gehörig für das Kind sorgen zu können, und er mußte sich nach einer anderen Pflegerin umsehen. Diese

fand er in der Gattin des ihm befreundeten und ergebenen englischen Generalconsuls Herrn Hoppner. Aus Mitleid für das Kind sowohl, wie für den Vater, nahm sie das kleine Mädchen in ihr Haus und sorgte auf's Liebevollste für sie.

Von der Mutter des Kindes ist etwas Näheres nicht bekannt geworden, da Byron es vermied, sich gegen seine Freunde darüber auszusprechen. Daß aber in diesem Falle mehr als ein vorübergehendes Verhältniß stattgefunden haben muß, dafür spricht nicht nur seine innige Liebe zu der kleinen Allegra, sondern auch die Art und Weise, wie er der Mutter gedenkt, und die von seiner sonst so leichtfertigen Manier in solchen Sachen gänzlich abweicht. Er schreibt an Moore unter dem 19. September 1818: „Ich habe meine natürliche Tochter hier, mit Namen Allegra. Das kleine Mädchen ist hübsch genug, und man sagt, daß sie dem Papa gleicht. Ihre Mutter ist eine Engländerin. Doch das ist eine lange Geschichte — — Nichts mehr davon. Das Kind ist ungefähr zwanzig Monate alt."

Wir stellen hier alsbald die Notizen zusammen, welche dieses kleine Mädchen betreffen, und das um so lieber, weil dies ganze Verhältniß geeignet ist, Byron's Charakter in günstigem Lichte zu zeigen.

Den 7. Juni 1819. „Meine Tochter Allegra

ist wohl und wird hübsch. Sie hat blaue Augen. Das Haar wird dunkler. Ihr Temperament und ihre ganze Art zu sein ist, wie Herr Hoppner sagt, mir ähnlich, ebenso wie ihre Züge. Nun, da wird es eine recht lenksame junge Dame werden! — — Ich höre nichts von Ada, dieser kleinen Electra von Mycenä! Aber ein Tag der Abrechnung wird kommen, auch wenn ich ihn nicht erleben sollte!" — Mit diesen tiefempfundenen leidenschaftlichen Worten schließt der Brief. Sie beweisen, wie gern er seine Sorge der rechtmäßigen Tochter gewidmet hätte, deren Angesicht er nie wieder erblicken sollte!

Den 3. April 1821 an Herrn Hoppner: „Ich habe bei der Erziehung des Kindes weder Mühe noch Kosten gespart, da sie aber nun vier Jahre alt ist, und meine Dienerschaft nicht mehr mit ihr fertig wird, und da ich in einem aus lauter Männern bestehenden Haushalte die Aufsicht über die Kinderstube nicht selbst führen kann, so blieb mir nichts übrig, als sie für eine Zeitlang gegen hohe Pension in dem Kloster Bagni Cavalli, nicht allzuweit von hier, unterzubringen, wo die Luft gesund ist und sie etwas lernen kann, auch in moralischer und religiöser Beziehung gute Anleitung empfängt. Ich muß hinzusetzen, daß ich nie die Absicht gehabt habe, meiner natürlichen Tochter eine englische Erziehung zu geben, weil in

diesem Falle, bei dem Vorurtheile gegen solche Kinder, ihre einstige Versorgung in England doppelt schwierig gewesen wäre. Auf dem Continente aber kann sie sich mit einer guten landesüblichen Erziehung, und einem Vermögen von 5—6000 Ls. sehr anständig verheirathen. In England wäre eine solche Mitgift eine Armseligkeit, anderswo ist es ein Vermögen. Außerdem ist es mein Wunsch, daß sie katholisch werden soll, denn ich sehe die katholische Religion für die beste an, wie sie sicherlich die älteste aller christlichen Confessionen ist."

Byron erwähnt die eigentliche Ursache nicht, welche ihn veranlaßte, das Kind auf einige Zeit aus seinem Hause zu geben. Er lebte damals, wie wir später sehen werden, mit dem in seiner Nähe angesiedelten Shelley und dessen zweiter Gattin im engsten Verkehr, und es war ihm nicht recht, daß das Kind so oft Zeugin der freigeistischen Aeußerungen dieses Ehepaares werden mußte. Dies scheint er gegen Shelley nicht verschwiegen zu haben, wie denn Verschwiegenheit überhaupt seine Sache nicht war, und Shelley hatte ohne Zweifel nichts dagegen einzuwenden, daß das Kind zu den Nonnen gebracht würde. Byron schreibt ihm am 26. April: „Dem Kinde geht es gut, und regelmäßig laufen günstige Berichte über dasselbe ein. Es freut mich, daß

weder Sie noch Mrs. Shelley etwas gegen den Schritt einzuwenden haben, den ich gethan und der überdies nur etwas Vorübergehendes ist."

Als Hoppner ihn auf die trefflichen Erziehungsanstalten in der Schweiz aufmerksam gemacht hatte, antwortet Lord Byron am 11. Mai 1821:

„Hätten Sie mir das früher mitgetheilt, so wäre ich bereit gewesen, das Kind nach der Schweiz zu schicken. So aber soll sie in ihrem Kloster bleiben, wo sie sich wohl und glücklich fühlt, doch wird es mir lieb sein, wenn Sie auf Ihrer Schweizerreise sich nach den dortigen Erziehungsanstalten erkundigen wollen, um mir Nachricht über dieselben zu geben. Es gereicht mir zur Genugthuung, daß das Shelley'sche Ehepaar mich versichert, mit der von mir getroffenen Maßregel zufrieden zu sein, und ich kann mir in dieser Sache das Zeugniß geben, daß ich von dem Augenblicke an, wo das Kind zu mir geschickt wurde, keine Liebe und Sorge und keine Kosten für sie gespart habe — — Ich war übrigens stets davon überzeugt, daß die Sittenlosigkeit der Italienerinnen nicht von der Klostererziehung herrührt. Die Mädchen verlassen das Kloster rein und unverdorben, und die Schuld liegt allein an den schlechten gesellschaftlichen Zuständen, in welche sie sofort mitten hineingerathen, sobald sie ihr Kloster verlassen."

Den 28. Mai an denselben: „Was Sie mir von der Schweiz melden, spricht mich sehr an, und ich werde es in Erwägung ziehen. Es wäre mir ganz recht, wenn sie sich dereinst dort verheirathete. An Vermögen werde ich ihr Alles zuwenden, was ich ersparen kann, und für meinen Todesfall habe ich ihr schon jetzt 5000 Ls. festgesetzt."

Leider sollten alle diese vorsorglichen und liebevollen Pläne nicht zur Ausführung kommen. Das Kind starb nach kurzer Krankheit am 20. April 1822. Sobald Byron hörte, daß sie unwohl sei, schickte er einen Boten in das Kloster, um genauen Bericht über ihr Befinden zu erhalten. Man ließ ihm sagen, es gehe besser — und kurz darauf erhielt er die Nachricht von ihrem Tode. Der Eindruck, den diese Nachricht auf ihn machte, war überwältigend. Einige Personen, welche ihn damals zu sehen Gelegenheit hatten, geben an, daß man für seinen Verstand fürchtete.

In solcher Stimmung schreibt er an Shelley: „Der Schlag war für mich unerwartet und betäubend. Ich glaubte die Gefahr beseitigt. Nun trage ich es so gut ich kann, und kämpfe gegen meinen Schmerz mit so viel Erfolg, daß ich umhergehe und meine täglichen Geschäfte mit scheinbarer Ruhe betreibe. Besuchen Sie mich morgen immerhin, aber heut' und gestern war es vielleicht

besser, daß Sie nicht kamen. Ich glaube nicht, daß ich mir in meinem Betragen gegen die Verstorbene etwas vorzuwerfen habe, sicherlich nicht in Bezug auf meine Gefühle und meine Absichten für sie. Aber in solchen Momenten ist man geneigt zu denken, daß wenn dies oder das geschehen wäre, das Unglück hätte verhütet werden können, und doch zeigt uns jeder Tag und jede Stunde, wie gewöhnlich und unvermeidlich solche Ereignisse sind. Nun die Zeit, denke ich, wird wie gewöhnlich das ihrige thun, — der Tod hat das seinige gethan."

Den 22. April an Murray: „— — Ich habe die Absicht, ihre Ueberreste nach England zu senden, der Körper ist einbalsamirt und befindet sich in einem bleiernen Sarge. Wollen Sie die Besorgung eines stillen Begräbnisses übernehmen?"

Den 4. Mai (aus einem Briefe an Walter Scott): „Ihr Bericht über Ihre Familie ist sehr erfreulich. Ich wollte, ich könnte Gleiches von mir melden. Aber ich habe ganz kürzlich meine natürliche Tochter Allegra verloren. Außer von der Zeit erwarte ich Trost nur von der Betrachtung, daß sie entweder in Ruhe, oder glücklich ist; denn ihr kurzes Leben (nur fünf Jahre) ließ es nicht zu, daß sie andere Sünden begangen hätte, als die wir Alle von Adam ererbten."

Den 26. Mai. „Die Leiche ist eingeschifft. Ich wünsche, daß sie auf dem Kirchhofe in Harrow bestattet werde. Es ist da eine Stelle, nahe dem Fußpfade auf der Höhe, wo man nach Windsor blickt, und ein Grab unter einem großen Baume, wo ich stundenlang zu sitzen pflegte, als ich noch ein Knabe war. Es war mein Lieblingsplatz. Allein da ich eine Tafel zu ihrem Gedächtniß zu errichten wünsche, so wird es besser sein, daß die Beisetzung in der Kirche erfolgt. Nahe bei der Thür, rechts vom Eingang, ist ein Denkmal mit folgender Inschrift:

Wenn Gram beweint der Tugend heilig Grab,
Dann fließt gerecht der Thränen Strom herab,
Und solche Thränen sind dir hier geweiht
Als letztes Opfer treuer Dankbarkeit.

Ich habe jetzt noch, nach siebzehn Jahren diese Worte im Gedächtniß behalten, nicht weil sie besonders merkwürdig wären, sondern weil von meinem Platze auf der Gallerie meine Augen stets auf dies Denkmal gerichtet waren. So nahe wie möglich an dieser Stelle möchte ich Allegra bestattet haben, und an der Mauer soll eine Marmortafel aufgerichtet werden mit folgenden Worten:

Zum Andenken an
Allegra
Tochter von G. G. Lord Byron
sie starb in Bagno Cavallo in Italien
20. April 1822
fünf Jahre und drei Monate alt.
Ich werde zu ihr gehen, aber sie wird nicht zu mir wiederkehren.
II. Samuel XII. 23.

Das Begräbniß soll so einfach sein, wie es der Anstand irgend zuläßt, und ich hoffe, daß Henry Drury es übernehmen wird, die Gebete für sie zu halten. Sollte er es ablehnen, so kann es von dem Ortsgeistlichen geschehen. Weiter wüßte ich augenblicklich nichts hinzuzusetzen." — — — — — — — — — — — — — — — — —

Während die Sorge für dies geliebte Kind, und die Trauer um den Tod desselben das rein Menschliche in dem Dichter so offen und unentstellt hervortreten ließ, wie es sonst selten geschah, fügte es sich, daß gleichzeitig ein anderes Ereigniß auf sein Gemüth beruhigend und versöhnend wirkte, und so in Wahrheit einen sittlichen Einfluß auf ihn übte, obgleich es vor dem Richterstuhl der Moral als ein durchaus unsittliches verdammt werden muß. Es war Byron's Verhältniß zur Gräfin Therese Giuccioli, welches in jenen Tagen sich anknüpfte, und bis zum Tode des Dichters auf denselben seine Wirkung äußerte.

Wir dürfen bei Betrachtung dieser Angelegenheit nicht auf unserem deutschbürgerlichen Standpunkte stehen bleiben, wenn wir ein gerechtes Urtheil fällen und nicht dem Dichter, und noch in viel höherem Grade seiner Geliebten zu nahe treten wollen. Vielmehr müssen wir uns den Sitten- oder besser gesagt den Unsittlichkeits-codex in's Gedächtniß rufen, welcher der Gattin eines Italieners gestattet, ein Liebesverhältniß mit einem Cavaliere servente zu unterhalten. — Hat doch sogar der Criminalrichter die Pflicht, in solchen Fällen, wo die Gesetze verschiedener Länder neben einander in Frage kommen, sich nach denjenigen zu richten, welches die milderen Bestimmungen enthält, und den Angeschuldigten entweder ganz frei spricht, oder doch mit der leichtern Strafe davon kommen läßt.

Die Gräfin Guiccioli hat selbst über ihr Verhältniß zu Lord Byron ziemlich umfangreiche Aufzeichnungen gemacht, und dieselben an Thomas Moore nach England geschickt, welcher sie im Original und in englischer Uebersetzung hat abdrucken lassen. Wir werden deshalb am passendsten die Erzählung von diesem Lebensabschnitt des Dichters mit den eigenen Worten der Dame beginnen, welche den größten und heilsamsten Einfluß auf sein Gemüthsleben gehabt hat, wenn wir auch vielleicht Ursache haben sollten, ihre Einwirkung auf die poetische

und politische Wirksamkeit desselben, für nicht ebenso vortheilhaft zu erkennen.

Theresa Gräfin Giuccioli geborne Gräfin Gamba, aus Ravenna, war eben als sechzehnjähriges Mädchen aus der Klostererziehung entlassen worden, als ihre Verwandten sie mit dem reichen, mehr als sechzigjährigen Grafen Giuccioli, einem der größten Grundbesitzer in der Romagna, verheiratheten. Der alte Herr war schon zwei Mal Wittwer gewesen, und führte nun das junge, mit der Welt und mit ihrem eigenen Herzen noch unbekannte Fräulein als seine dritte Gemahlin in sein Haus. Byron hatte sie zum ersten Male in einer Abendgesellschaft bei der Gräfin Albrizzi in Venedig gesehen, ohne jedoch mit ihr bekannt zu werden. „Im April **1819**," so erzählt die junge Frau selbst, „wurde mir Lord Byron im Hause der Gräfin Benzoni vorgestellt. Diese Vorstellung, welche einen so großen Einfluß auf unser beiderseitiges Leben üben sollte, fand eigentlich gegen unsern beiderseitigen Willen statt, und jeder von uns ließ es nur aus Höflichkeit geschehen. Ich selbst war an jenem Abende sehr ermüdet, weil die späten Stunden der Venetianer mir noch ungewohnt waren, und ich hatte mich mit Widerstreben, und nur aus Gehorsam gegen meinen Gatten in die Gesellschaft führen lassen. Auch Lord Byron wollte keine neue Bekanntschaft machen, und

nachdem er zuerst es abgelehnt hatte, sich mir präsentiren zu lassen, gab er zuletzt nach, um der Herrin des Hauses sich gefällig zu zeigen. Seine wunderbar schönen und edlen Züge, der Ton seiner Stimme, sein Benehmen und der unaussprechliche Zauber, der ihn umgab, machten ihn zu einer Erscheinung, die Allem, was ich bisher gesehen hatte, weit überlegen war. Es ist daher wohl begreiflich, daß er einen sehr tiefen Eindruck auf mich hervorbringen mußte. Seit jenem Abende trafen wir uns täglich während meines damaligen Aufenthaltes in Venedig."

Eine beiderseitige Leidenschaft folgte auf jene erste Bekanntschaft.

Schon nach wenigen Wochen mußte jedoch die junge Dame ihrem Gemahl auf dessen Güter folgen. Derselbe besaß zwischen Venedig und Ravenna mehrere Landhäuser und Schlösser, und pflegte auf jedem derselben einige Tage zu verweilen, und von jedem dieser Orte aus schrieb die junge Frau in den glühendsten Ausdrücken der Leidenschaft an Lord Byron, indem sie die Verzweiflung ausdrückte, welche sie über diese Trennung empfand. So gewaltig war ihre innere Aufregung, daß sie am ersten Tage der Reise mehr als einen Anfall von Ohnmacht hatte. Die Veränderung, welche eine so plötzlich entstandene Leidenschaft in der Seele der jungen Frau erzeugte, war wunderbar. Von einem jener einsamen

Schlösser aus schreibt sie, daß dieser Ort, sonst wegen der Stille und Verlassenheit desselben ihr äußerst zuwider, jetzt, da nur Ein Gedanke sie erfülle, ihr lieb und werth geworden sei. Auch künftig in Ravenna wolle sie sich bestreben, nur das zu thun, was dem Geliebten am angenehmsten sei. Sie, die bisher nur an Gesellschaften und Feste gedacht, wolle alle diese Zerstreuungen meiden, nur mit Musik und Lectüre sich beschäftigen, ihrem Haushalte vorstehen und im Freien gehend und reitend ihre Erholung suchen. So gewaltig war die Aufregung aller ihrer Gefühle, daß sie gefährlich erkrankt in Ravenna anlangte. Ein zehrendes Fieber schien an ihrem Leben zu nagen, Symptome der Schwindsucht stellten sich ein, und erst als Byron versprach, sie im nächsten Monate zu besuchen, erholten sich ihre Lebensgeister. Ende Mai zeigte sie dem Dichter an, daß ihre Verwandten und Freunde vorbereitet seien, ihn zu empfangen. Byron hatte zwar anfangs Bedenken, daß er durch sein Erscheinen in Ravenna den Ruf der jungen Frau compromittiren werde, indessen seine eigene Leidenschaft ließ ihn über solche Scrupel bald hinwegsehen, und am 2. Juni reiste er von seinem Landhause in la Mira ab.

Ueber Ferrara gelangte er nach Bologna. Hier hoffte er weitere Nachrichten zu erhalten, und blieb deshalb einige Tage lang in dieser Stadt, besah die Kunstschätze

und besuchte einige Gesellschaften, die ihm sehr zusagten. In den Briefen an die Freunde in England spricht er mehr als einmal von dem tiefen Eindruck, welchen einige Grabschriften auf dem Kirchhofe in Ferrara auf ihn gemacht. An Murray schreibt er: „Einige von den Grabsteinen in Ferrara gefielen mir besser, als die pomphaften Denkmäler hier in Bologna, z. B.:

Martini Luigi Implora pace.

Luccrezia Picini

Implora eterna quiete.

Kann irgend etwas pathetischer sein! Diese wenigen Worte drücken alles aus, was man sagen, oder wonach man sich sehnen kann. Die Todten hatten des Lebens genug, nur Ruhe wollen sie und um diese bitten sie. Da ist alle Hilflosigkeit, Demuth und Hoffnung, wie ein Gebet aus dem Grabe aufsteigend in die zwei Worte zusammengefaßt: Implora pace. Ich hoffe, daß die Ueberlebenden, welche mich einst auf den Kirchhof der Fremden am Lido begraben lassen, diese zwei Worte, und nur diese zwei Worte auf meinen Grabstein setzen lassen. Ich hoffe, sie werden nicht daran denken, mich conserviren und balsamiren zu wollen, um mich heim zu bringen. Meine Gebeine würden in keinem englischen Grabe Ruhe finden, noch mein Staub sich mischen mit dem Staube des Landes. Der Gedanke, daß einer mei-

ner Freunde so schlecht sein könnte, meinen Leichnam in Euer Land zu bringen, könnte mich noch auf dem Todtenbette rasend machen. Nicht einmal Eure Würmer möchte ich füttern. — Sie schmücken hier die Gräber mit Blumen, wie ich das auch in Griechenland gesehen habe. Eine Menge Rosenblätter und ganze Rosen waren über die Gräber in Ferrara gestreut. Es macht einen überaus lieblichen Eindruck."

Während er diese wehmüthigen Betrachtungen, untermischt nach seiner Art mit allerlei Sarkasmen und frivolen Späßen, an die Freunde sendet, war die Gräfin Giuccioli außer Stande, ihm die Nachrichten zukommen zu lassen, auf welche er in Bologna wartete. Ein heftiger Krankheitsanfall hatte sie niedergeworfen, so daß sie mehrere Tage nicht zu schreiben vermochte. Endlich hatte sie den Anfang eines Briefes zu Stande gebracht, in welchem sie ihn bat, in Bologna zu warten, bis sie sich erholt haben, und ihn dann in Begleitung ihres Gemahls daselbst aufsuchen werde. Dieser Brief war noch nicht vollendet, als Byron's Ungeduld ihn nicht länger zögern ließ, und er am 8. Juni nach Ravenna abreiste.

Wir lassen die junge Gräfin nun wieder selbst reden:

„Bei meiner Abreise von Venedig hatte er versprochen, mich in Ravenna zu besuchen. Dante's Grab, der klassische Fichtenwald und die vielen Antiken, welche

in der Umgegend gefunden werden, konnten für mich als Vorwand gelten, um ihn einzuladen, und für ihn, um der Einladung Folge zu leisten. Wirklich kam er im Juni, während ich an einem Brustleiden zum Tode erkrankt war. Ravenna liegt so abseits von der gewöhnlichen Straße der Touristen, daß die Ankunft eines vornehmen Fremden natürlich bald zu dem vielfachsten Gerede Anlaß gab. Man forschte dem Zwecke eines solchen Besuches nach, und er selbst war schuld, daß man sehr bald die Wahrheit errieth. Er hatte nach meiner Wohnung gefragt, und als man ihm sagte, ich sei so krank, daß er mich kaum noch am Leben finden werde, antwortete er, daß er alsdann selbst nicht länger zu leben wünsche.

Graf Giuccioli, der mit Lord Byron bereits in Venedig bekannt geworden war, suchte ihn auf, und weil er glaubte, seine Unterhaltung werde mir in meinem krankhaften Zustande zur Zerstreuung gereichen, lud er ihn ein, mich zu besuchen. Am folgenden Tage kam er. Die Besorgniß, die er zeigte, die zarten Aufmerksamkeiten, die er mir erwies, lassen sich nicht beschreiben. Er studirte fortwährend in medizinischen Büchern, und da er meinen Aerzten nicht traute, so erhielt er von meinem Gemahl die Erlaubniß, einen ihm befreundeten Arzt aus Venedig kommen zu lassen. Der berühmte Professor Aglietti wurde zu mir berufen, und seine Verordnungen,

so wie die Ruhe und das unaussprechliche Glück, welches Lord Byron's Gesellschaft mir gewährte, hatten einen so günstigen Einfluß auf mein Befinden, daß ich nach zwei Monaten schon wieder kräftig genug war, um meinen Gemahl auf einer Reise durch seine Besitzungen begleiten zu können."

Hören wir nun Lord Byron's Erzählung: Er schreibt am 20. Juni an seinen Freund Hoppner: „Den Zeitpunkt meiner Rückkehr nach Venedig kann ich nicht bestimmen. Er kann früh oder spät, oder gar nicht eintreten. Es hängt alles von der Dame ab. Ich fand sie ernstlich erkrankt und bettlägrig, mit Husten, Blutspeien u. s. w. Doch alles dies hat jetzt nachgelassen — meine Empfehlungsbriefe waren mir von Nutzen, soweit ich dieselben abgegeben habe, und die Stadt und die Menschen gefallen mir, doch incommodire ich die letzteren so wenig wie möglich. Sie richtet alles vortrefflich ein, aber wenn ich eines schönen Nachmittags einen Dolchstich in die Brust bekomme, so soll es mich nicht wundern. Er besucht mich häufig und führt mich in seiner Carosse mit Sechsen spazieren, wie ein Lord Mayor. Er scheint allerdings vollständig unter ihrer Herrschaft zu stehen, und mir geht es ebenso. Die Leute wissen nicht, was sie davon denken sollen, da er für sehr eifersüchtig gilt, und es gegen seine beiden ersten Frauen auch war. Er ist

der reichste Mann im Lande, aber nichts weniger als beliebt."

An einen andern Freund schreibt er: „——— Alles dies wird Euch seltsam scheinen, weil Ihr die südliche Moral, und die Art zu leben nicht kennt. In Faenza lebt Lord X mit einer Opernsängerin, und in demselben Gasthofe mit mir logirt hier ein neapolitanischer Principe, welcher der Gattin des Gonfaloniero den Hof macht. Ich bin auf meinem Posten — und so seht Ihr: Cosi fan tutti e tutte. — Meine Reit- und Wagenpferde habe ich hier und durchstreife täglich den Wald, die Pineta des Boccacio. — Meine Dame sehe ich an jedem Tage. Ihre Gesundheit beunruhigt mich, und wenn ich sie verliere, so verliere ich ein Wesen, das sich meinetwegen großen Gefahren ausgesetzt hat, und die ich allen Grund habe zu lieben — doch an diese Möglichkeit darf ich nicht denken. Was ich thun würde, wenn sie stürbe, weiß ich nicht. Ich müßte mir eine Kugel durch den Kopf schießen, und ich hoffe, daß ich dies auch thun würde. Ihr Gemahl ist eine sehr höfliche Personage, aber ich wünschte, er führte mich nicht in seinem Sechsspänner spazieren, wie den Whittington mit seiner Katze." — Und wiederum am 2. Juli schreibt er: „Ich fürchte sehr, daß die Giuccioli gefährlich an der Brust erkrankt ist. So geht es mit jeder Sache und jeder Person, für die ich etwas wie

wahre Anhänglichkeit empfinde! Aber wenn ihr ein Unglück zustößt, so ist es mit meinem Herzen vorbei — dies ist meine letzte Liebe. Die Ausschweifungen, denen ich mich ergeben hatte, und deren ich herzlich überdrüssig bin, haben das Gute für mich gehabt, daß ich nun im edleren Sinne des Wortes Liebe fühlen kann."

Daß die Liebenden in ununterbrochenem Briefwechsel von der leidenschaftlichsten Art blieben, versteht sich von selbst. Besonders als die Abreise nach Bologna das tägliche Beisammensein zu stören drohte, erwachte der ganze Ungestüm der Byron'schen Natur. Er verlangte, daß Therese mit ihm entfliehen sollte. Das aber ist nach italienischen Begriffen beinahe das Einzige, was einer Frau nicht gestattet ist, und die Flucht aus dem Hause des Gatten wird fast mit demselben Abscheu wie ein Sacrilegium betrachtet. Die junge Dame wies daher ein solches Ansinnen mit Entschiedenheit zurück, und im Kampfe zwischen der Furcht vor diesem verpönten Schritte und dem Wunsche, ihrem Geliebten in Allem sich willfährig zu zeigen, kam sie sogar auf den abenteuerlichen Gedanken, eine Täuschung wie in Romeo und Julie durchzuführen und sich für todt halten zu lassen.

Es bedurfte indessen so romantischer Auskunftsmittel nicht. Graf Giuccioli ersuchte den Lord selbst, ihn und seine Gattin nach Bologna zu begleiten, und

Byron fühlte sich hier, in der Nähe der Geliebten äußerst glücklich. Die ganze Poesie seiner Jugendgefühle schien noch einmal zurückzukehren. Er überließ sich melancholischen Träumereien wie ein Jüngling von zwanzig Jahren, und als im August die Gräfin ihren Gatten einige Zeit auf einer Reise durch die Güter begleiten mußte und Byron allein zurückblieb, besuchte er täglich das Haus der Geliebten, ließ sich ihre Zimmer aufschließen, las in ihren Lieblingsbüchern und schrieb auf die weißen Blätter in denselben. Eine dieser Aufzeichnungen endet mit folgenden Worten: „Denke zuweilen an mich, wenn die Alpen und das Meer uns trennen, — doch das wird nie geschehen, wenn nicht Du selbst es wünschest."

Nach der Rückkehr des Ehepaars wurde der Graf bald wieder durch Geschäfte von Ravenna fortgerufen, und die Gräfin erhielt nun Erlaubniß, sich zur Vollendung ihrer Cur in Begleitung Lord Byron's nach Venedig zu begeben. Hier trat er ihm sein Landhaus in la Mira ab, und das Glück, welches beide hier genossen, ist in den eigenen Aufzeichnungen Thereſens mit so glühenden und begeisterten Farben geschildert, daß man nur zu leicht verführt wird, das Verbrecherische eines solchen Verkehrs mit Rücksicht auf die mildernden Umstände zu vergessen, welche der armen jungen Frau unleugbar zur Seite standen.

Achtes Kapitel.

Besuch Thomas Moore's. Die Selbstbiographie.

In demselben Herbste wurde dem Dichter die Freude, seinen Freund Thomas Moore auf einige Tage bei sich zu sehen. Es war am 8. October, als Moore Nachmittags zwei Uhr in La Mira an Byron's Thüre vorfuhr. Moore erzählt etwa folgendermaßen: „Byron war eben aufgestanden und befand sich im Bade, ließ mir aber durch seinen Diener sagen, daß, wenn ich einen Augenblick warten wollte, er mich sogleich nach Venedig begleiten werde. Er erschien kurz darauf, und das Entzücken, welches ich empfand, ihn nach so langer Trennung wiederzusehen, wurde noch erhöht, als ich bemerkte, wie erfreut auch er über unser Zusammentreffen sich zeigte. Rührend war es, wie man ihm anmerkte, daß eine so ungetrübte Freude ihm in der letzten Zeit selten zu Theil geworden, und in der herzlichsten und heitersten Weise ließ er seinen Gefühlen freien Lauf. Wer ihn nicht persönlich gekannt hat, ist außer Stande, sich einen Begriff von der ganzen Liebenswürdigkeit seines Wesens in solchen Augenblicken zu machen, wo er von ganzem Herzen freudig erregt war. Nicht wenig indessen überraschte mich die große Veränderung, die in seiner ganzen

äußeren Erscheinung vor sich gegangen war. Seine Figur und sein Gesicht erschienen stärker, und die Züge hatten dadurch etwas von dem feinen geistigen Ausdruck eingebüßt, der sie sonst auszeichnete. Auch gab ihm der Backenbart, den er wachsen lassen, und das lange Haar etwas Fremdartiges. Dessenungeachtet war er noch immer ein auffallend schöner Mann, und was sein Gesicht an hochromantischem Ausdruck etwa verloren, das war ersetzt durch das Hervortreten des humoristischen Zuges und der epicurischen Laune, welche ja ebenfalls einen Hauptzug seines hochbegabten Wesens bildeten. Ueberdies war durch die Rundung seiner Züge jene Aehnlichkeit des schöngeformten Mundes und Kinnes mit dem Apollo von Belvedere noch bemerkbarer geworden.

„Schnell beendete er sein Frühstück, welches er stehend einnahm, und welches seiner Gewohnheit nach aus einer Tasse Thee ohne Milch und Zucker, einigem Zwieback und rohen Eiern bestand. Bei seinem Stehen und Gehen fiel mir sogleich auf, daß er sich mit mehr Rüstigkeit als sonst bewegte, und daß der Gebrauch des Beines weniger gehemmt erschien. Vor der Abfahrt stellte er mich der Gräfin Giuccioli vor. Ich fand diese Dame von einer in Italien ungewöhnlichen Art von Schönheit. Sie war blond und zart und machte gleich auf den ersten Anblick den Eindruck von Güte und Klug-

heit auf mich, den alles, was ich sonst von ihr gehört, nur bestätigen konnte. Wir fuhren zu Wagen nach Fusina. Byron's treuer Gondolier Tito mit großem Schnurrbarte in reicher Livree auf dem Bocke.

„Als wir in seiner Gondel nach Venedig gelangten, ging die Sonne gerade im Meer unter, und man kann sich denken, mit welchen Gefühlen ich dies Schauspiel genoß, an der Seite des Mannes, der es in seinen Gedichten auf so erhabene Weise verherrlicht hatte. Byron's Unterhaltung war indessen nichts weniger als romantisch, sondern in übermüthigster Freude und bester Laune brachte er alle unsere früheren Erinnerungen auf's Tapet, und steckte mich bald mit der unbeschreiblichen Heiterkeit an, die ihn belebte, als er die alten Freunde und Bekannten Revue passiren ließ.

„Von meiner Absicht, in einem Gasthause abzusteigen, wollte er durchaus Nichts hören, sondern er führte mich in seinen Palast am großen Canal. „Ich sehe," sagt er, „Du fürchtest, dort Alles sehr uncomfortabel zu finden, aber es wird nicht so schlimm sein, wie Du denkst!" Als ich hinter ihm her den Weg durch den dunkeln Hausflur hintastete, rief er aus: „Nimm Dich vor dem Hunde in Acht!" und kaum einige Schritte weiter: „Gieb Acht, oder der Affe springt Dich an!" Ein seltsamer Beweis dafür, wie treu er seinen Jugend-

gewohnheiten geblieben war; denn das Alles paßte genau auf die Beschreibung von Newstead im Jahr 1809, wo die Besucher sich ebenfalls durch eine solche Menagerie hindurchzuarbeiten hatten.

„Endlich gelangten wir auf die Treppe, die zu dem für mich bestimmten Zimmer führte. Bei jedem Schritte hatte er inzwischen Befehle an seine Leute ertheilt, die alle möglichen Bequemlichkeiten herbeischaffen sollten, und zuletzt ließ er seinen Secretair zu sich entbieten. „Du hältst also einen Secretair?" sagte ich. „Ja wohl," antwortete er, „einen Burschen, der nicht schreiben kann, — das schwülstige Volk hier giebt den Dingen solche hochtrabende Namen." Als wir endlich die Thür des Zimmers erreichten, war dieselbe verschlossen und der Schlüssel nicht zu finden. Byron, ungeduldig, sprengte dieselbe mit einem Fußtritte. „Hier," sagte er, als wir in das behagliche und geräumige Gemach traten, „hier wohne ich sonst selbst, aber jetzt werde ich Dich hier einquartieren."

„Um mir ein Mittagessen vorsetzen zu können, hatte er nach einer Speisewirthschaft geschickt, und zugleich einen ihm befreundeten Engländer, Herrn Alexander Scott, eingeladen, der für mich sorgen sollte, wenn er selbst genöthigt wäre nach La Mira zu fahren. Wir traten auf den Balkon, und nach den Wolken blickend,

sagte ich: „Was ich am meisten an einem italienischen Sonnenuntergang bewundere, ist der rosige Hauch" — Kaum hatte ich das Wort „rosig" ausgesprochen, als Byron mir die Hand auf den Mund legte und lachend ausrief: „Hol's der Teufel, Tom, sei nicht poetisch!" Unten fuhren nur wenige Gondeln noch vorbei. Als wir aber in der Entfernung eine gewahrten, in welcher zwei Herren saßen, die ihrem Ansehen nach offenbar Engländer waren und nach uns hinzublicken schienen, da rief Byron, indem er mit komischem Uebermuthe die Arme in die Seite stemmte: „Ah, Ihr John Bulls, wenn Ihr wüßtet, was für ein paar Burschen hier oben stehen, Ihr würdet Augen machen!" — Nach einem äußerst heiteren Mahle kehrte Byron dann nach La Mira zurück, während ich in's Theater ging."

Der Lord konnte sich seinem Freunde mit um so mehr Muße widmen, als er seit der Zeit, wo er mit Theresa nach Venedig zurückgekommen war, keine der Gesellschaften mehr besuchte, in die er früher zu gehen pflegte. Moore hatte bei der Gräfin Benzoni, einer der Hauptbeschützerinnen Lord Byron's, Gelegenheit, sich von den wunderlichen Ansichten der Venetianerinnen über das, was für schicklich gehalten wird, eine Vorstellung zu machen.

Diese Dame war nämlich äußerst empört darüber, daß Byron die Guiccioli dem Schutze ihres Gatten entzogen und in seinem eigenen Landhause untergebracht hatte. „Sie müssen Ihren Freund deshalb tüchtig ausschelten," sagte sie, „er hatte sich bis dahin so ordentlich betragen!" Nun wahrlich, wenn irgend Etwas die Ausschweifungen entschuldigen könnte, deren er sich in so reichem Maße in Venedig schuldig gemacht hatte, so wäre es ein solches Urtheil einer der vornehmsten und angesehensten Damen aus der Gesellschaft.

Den Hauptgegenstand seiner Unterhaltungen mit Moore bildete seine Ehe und das unglückliche Ende derselben. Aengstlich bemühte er sich, Alles zu erfahren, was man in England über diese Angelegenheit sagte und dachte; „und," sagt Moore, „ich setzte seine Aufrichtigkeit auf eine starke Probe, indem ich ihm von den vielen Beschuldigungen, die im Publikum geglaubt wurden, keine vorenthielt. Er antwortete mit großer Offenheit auf alle diese Anklagen. Mit Hohnlachen wies er die Behauptung zurück, daß er seine Gattin gemißhandelt haben sollte, doch leugnete er nicht, daß ihm in der Aufregung manchmal ein rasches und unhöfliches Wort entfahren sei, was er noch jetzt bitter bereue. Dagegen sei das Betragen seiner Gattin und der Familie derselben ein den Umständen durchaus nicht angemessenes gewesen, und

die Strafe viel größer, als das Vergehen. Er äußerte sich mit großer Erbitterung gegen diese Personen, und sprach seine Ueberzeugung aus, daß ihr Haß und ihre Verfolgung selbst mit seinem Leben nicht enden und daß man auch nach seinem Tode noch sein Andenken verunglimpfen würde.

Da Thomas Moore seine eigenen Aufzeichnungen hier unterbricht, um die Erzählung eines seiner Landsleute einzuschalten, den er nicht nennt, der aber während des venetianischen Aufenthaltes in täglichem Verkehr mit Lord Byron stand, so wollen wir diesen Bericht um so mehr theilweise hier einschalten, als er ein sehr anschauliches Bild von dem täglichen Leben des Dichters giebt:

„Ich habe es oft bedauert," sagte dieser Berichterstatter, „daß ich mir nicht vieles von den Unterhaltungen aufgezeichnet habe, die ich mit Lord Byron während unserer gemeinschaftlichen Spazierritte und Wasserfahrten führte. Nichts konnte die Lebhaftigkeit und Mannigfaltigkeit seiner Unterhaltungen übertreffen, Nichts die Liebenswürdigkeit und Heiterkeit seines Wesens. — — Der Ort, wo wir in der Regel unsere Pferde zu besteigen pflegten, war ein ehemaliger, von den Franzosen zu Festungszwecken geebneter Judenkirchhof auf dem Lido.

„Da es bekannt war, daß Byron hier seine Gondel zu verlassen pflegte, so waren immer eine Menge neu-

gieriger Engländer zur Stelle, welche einen Blick von ihm zu erhaschen hofften, und höchst unterhaltend war die kaltblütige Dreistigkeit, mit welcher Herren und Damen ihn, oft durch ihre Augengläser, anstierten, als wäre er eine Statue in einem Museum, oder irgend ein wildes Thier in einem zoologischen Garten. So schmeichelhaft dies für seine Eitelkeit sein mußte, so erklärte er doch oft, und wie ich glaube im Ernste, daß es ihm sehr lästig falle. Da der Weg wegen der vielen zerbrochenen Grabsteine für die Pferde unbequem war, so ritten wir in der Regel ziemlich langsam. Eines Tages nun, als wir uns wie gewöhnlich auf den Heimweg begeben hatten, gab Byron plötzlich, ohne mir Etwas zu sagen, seinem Pferde die Sporen und sprengte in gestrecktem Galopp seiner Gondel zu. Ich konnte nicht begreifen, was ihm eingefallen sein mochte, und hatte Mühe, ihm nachzukommen, indem ich vergebens nach einer Ursache für diese ungewöhnliche Eile umherspähte. Endlich bemerkte ich in einiger Entfernung drei Herren, welche an der entgegengesetzten Seite der Insel in gleicher Richtung mit uns der Gondel zuliefen, in der Hoffnung zeitig genug anzukommen, um ihn einsteigen zu sehen, und es trat nun ein förmliches Wettrennen ein, indem er sich bemühte, ihnen zuvorzukommen. Dies gelang ihm auch. Er warf sich eiligst vom Pferde, sprang in die Gondel

und setzte sich in die Ecke, indem er die Läden schloß. Ich war von der Stelle an, wo die Steine im Wege lagen, langsamer geritten, und kam gerade zu gleicher Zeit mit den Herren an, so daß ich auf ihren Gesichtern den Aerger über das vergebliche Rennen bemerken konnte. Byron triumphirte und freute sich über den Verdruß der Fremden, deren Ungezogenheit er schalt, und während ich über diese ganze Begebenheit herzlich lachen mußte, sagte er, daß ihm solche Begierde, ihn zu sehen, gar nicht schmeichle, da seiner Ueberzeugung nach nur Neugierde und nicht Bewunderung für ihn die Veranlassung dazu sei.

„In der That kann man sich von der Neugierde der Reisenden in Betreff der Person des Dichters kaum eine Vorstellung machen. Jeder wollte eine Anecdote von ihm erhaschen. Sie steckten sich hauptsächlich hinter die Gondelführer, die ihnen dann die abenteuerlichsten Lügen aufbanden. Am meisten aber empörte ihn die Zudringlichkeit solcher Leute, welche durch Bestechung seiner Dienstboten sich Eintritt in sein Haus und sogar in seine Zimmer zu verschaffen wußten.

„Uebrigens waren alle Glieder seines Haushaltes ihm auf's Aeußerste ergeben, und er selbst gegen sie nur zu nachsichtig, und selbst wenn sie ihren Dienst sträflich vernachlässigten, oder ihn übervortheilten, schalt er sie meist in spaßhafter Weise aus, und so oft er auch drohte,

sie zu entlassen, konnte er sich doch niemals dazu entschließen.

„Bedürftige zu unterstützen, war er stets bereit, und zwar in der anspruchslosesten Weise; denn nicht genug, daß er denen, die sich persönlich an ihn wendeten, reichlich gab, so unterstützte er auch eine große Anzahl von Armen durch wöchentliche oder monatliche Zahlungen, welche er durch Vermittelung dritter Personen an sie gelangen ließ, so daß die Bedürftigen nicht erfuhren, woher die Hilfe kam. Allein auch in solchen Fällen kam die Ungleichheit und Launenhaftigkeit seines Wesens zum Vorschein, indem er oftmals wiederum mit einer gewissen Ostentation bedeutende Summen hingab. — —“ Soweit die Erzählung jenes Engländers.

Thomas Moore blieb nur kurze Zeit noch in Venedig und verbrachte dann den letzten Tag in La Mira, wo er auch die kleine Allegra sah. „Als man sich eben zu Tische setzen wollte,“ so erzählt er, „verließ Byron auf einen Augenblick das Zimmer und kehrte alsbald mit einer weißen Ledermappe in der Hand zurück. „Sieh hier!“ rief er mir zu, „dies würde für Murray einigen Werth haben, obgleich Du, glaube ich, nicht sechs Pfennige dafür gäbest!“ „Was ist es?“ fragte ich. „Meine Lebensbeschreibung!“ antwortete er. Bei diesen Worten erhob ich voll Verwunderung beide Hände. „Es

ist nicht von der Art," fuhr er fort, „daß es, während ich lebe, veröffentlicht werden kann. Aber Du sollst es haben, wenn Du willst! Da, mache damit, was Dir beliebt." — Ich nahm die Mappe, dankte ihm auf's Wärmste und fügte hinzu: „Das soll ein hübsches Erbstück für meinen Sohn werden, der mit diesen Enthüllungen die letzten Jahre des neunzehnten Jahrhunderts in Erstaunen setzen soll!" Er fügte dann noch hinzu: „Von unseren gemeinschaftlichen Freunden magst Du es jedem zu lesen geben, den Du für würdig hältst!" — und dies ist fast wörtlich Alles, was zwischen uns über diesen Gegenstand verhandelt wurde." —

Da der Lauf der Erzählung uns auf diese von Lord Byron eigenhändig niedergeschriebenen Denkwürdigkeiten zurückgeführt hat, so mag alsbald dasjenige nachgeholt werden, was im zehnten Kapitel des ersten Bandes unerwähnt gelassen worden. Nur Bruchstücke dieser Memoiren theilt Moore mit, und einiges Andere ist durch Washington Irving bekannt geworden, welcher dieselben gesehen hat. Es ist dessenungeachtet wahrscheinlich, daß die Handschrift noch einst zum Vorschein kommen wird, weil aus manchen Andeutungen hervorgeht, daß nicht nur Mrs. Leigh eine Abschrift besaß, sondern daß eine solche sich auch noch in den Händen einer dritten Person befindet. Byron selbst hatte, wie er am 13. Juli

1820 an Moore schreibt, Nichts dagegen; ja er wünschte es sogar, daß eine genaue Abschrift von den Memoiren genommen und in ehrenwerthe Hände niedergelegt werde, für den Fall, daß durch Zufall das Original verloren ginge. Ohne Zweifel wird Moore dieser Absicht entsprochen haben, wenn er auch absichtlich davon Nichts erwähnt.

Nach der übereinstimmenden Aussage Aller, welche diese Denkwürdigkeiten gelesen haben, ist der Verlust derselben nicht zu bedauern, weil die nicht bekannt gewordenen Theile fast nur Schmähungen damals noch lebender Personen, und namentlich seiner Schwiegerältern enthielten, also gegenwärtig nur wenig Interesse für uns haben würden. Dasjenige, was man besonders darin suchen würde, nämlich Aufklärung über die eigentliche Ursache der Trennung von Lady Byron, enthielten, wie Moore auf's Bestimmteste versichert, diese Aufzeichnungen nicht. Die Fülle der Briefe, Tagebuchnotizen und Erzählungen der verschiedensten Personen von den Unterhaltungen, welche sie mit Byron über dessen intimste Angelegenheiten geführt haben, ist überdies so groß, daß die Kenntniß seines Charakters durch jene Memoiren gewiß nur sehr unwesentlich hätte erweitert oder berichtigt werden können. Wir können also im Ganzen wohl damit zufrieden sein, daß Moore einen Akt der Selbst-

verleugnung übte, welcher eigentlich von Lord Byron selbst hätte ausgehen sollen.

Bei dem Mittagsmahle, welches der Uebergabe jener merkwürdigen Papiere folgte, hatte Moore nochmals Gelegenheit, die Gräfin Giuccioli zu sehen und zu sprechen, und auch diesmal machte ihre äußere Erscheinung und die Anmuth und Freiheit ihres Benehmens wiederum den vortheilhaftesten Eindruck auf ihn. Beim Abschiede begleitete Byron den Freund noch einige Meilen weit, und sie trennten sich dann, um einander im Leben nicht wieder zu sehen.

Daß Byron, mit seiner Geliebten zurückbleibend nicht ein ununterbrochen idyllisches Schäferleben führen konnte, braucht kaum gesagt zu werden. Daran hinderte ihn schon sein unruhiges launiges Temperament. Aber auch abgesehen davon, lassen die Gesetze der Sittlichkeit und der Sitte sich nicht ungestraft übertreten, und wenn wir auch im Rausch der Leidenschaft das süße Gift wie einen labenden Trank einschlürfen, — die böse Natur des Genusses macht sich bald genug fühlbar. Wer die geheiligten Bande der Ehe und der Familie als eine drückende Last empfindet, der wird nun und nimmermehr durch die losen Ketten einer ehebrecherischen Neigung auf die Dauer sich fesseln lassen. Auch fehlte es nicht an Verdrießlichkeiten äußerer Art, welche als natürliche

Folgen solcher Zustände das Ihrige dazu beitrugen, um ihn zu verstimmen.

Graf Giuccioli forderte seine Gattin zurück. Byron mußte sie abreisen lassen, und die junge Frau wußte eine äußerliche Versöhnung mit ihrem Gemahl zu Stande zu bringen. Der Lord war im ersten aufbrausenden Aerger entschlossen, Italien zu verlassen und für immer nach England zurückzukehren, wo Geschäfte der mannigfachsten Art seine Gegenwart erheischten. Alles war gepackt. Die Gondeln mit den Koffern lagen vor der Thür. Nur die Waffen waren noch nicht reisefertig gemacht. Da überfällt ihn eine unbezwingliche Unruhe. Er kann zu keinem Entschluß kommen. Wenn es Ein Uhr schlägt, bevor Alles fertig ist, will er die Reise aufgeben. In unbewußter Absichtlichkeit verzögert er die letzten Anstalten. Es schlägt ein Uhr. Da befiehlt er die Sachen in's Haus zurück zu schaffen, und auszupacken, — und bald ist er der Geliebten nach Ravenna nachgereist.

Solche Momente, wo es ihm unmöglich scheint, sich von ihr loszureißen, wechseln mit andern, wo er leichtfertiger über sein Verhältniß zur Gräfin spricht, als man von irgend einem andern Menschen unter solchen Umständen erwarten sollte. Am 29. Oktober schreibt er an Hoppner: „Was Sie von den langen Abenden in

La Mira und Venedig sagen, erinnert mich an das, was ein Freund gegen unsern Thomas Moore äußerte: „Ihr habt also, wie ich höre, eine hübsche Frau genommen, die noch dazu gut und liebenswürdig ist. Bitte, sagt mir, wie bringt Ihr nun Eure Abende zu?“ Das ist eine verteufelte Frage, und vielleicht eben so schwer zu beantworten, wenn von einer Frau als wenn von einer Geliebten die Rede ist!“ Und von Ravenna aus schreibt er am 31. December 1819: „Ich war genöthigt, am Tage nach meiner Ankunft in voller Uniform in einer Gesellschaft von 200—300 Personen bei dem Marquis Cavalli zu erscheinen. Mehr Jugend und Schönheit und Diamanten sind bei den Weibern in Eurem See-Sodom seit 50 Jahren nicht gesehen worden. Die Gräfin Guiccioli schien darauf auszugehen, mit ihrem fremden Liebhaber so viel wie möglich vor den Leuten zu paradiren; und fürwahr, wenn sie selbst sich aus dem Skandal eine Ehre macht, so ist es nicht meine Sache, verschämt zu thun. — Niemand schien Anstoß daran zu nehmen, im Gegentheil freuten sich besonders die Damen an dem vortrefflichen Beispiele, das sie vor sich sahen. Der Vicelegat und alle andern Vices waren so höflich, wie man nur sein kann, und ich sah mich genöthigt, meine Zurückhaltung fahren zu lassen, und mit der Dame am Arm den Cicisbeo zu spielen so

gut es gehen wollte. Es scheint, man hatte ausgesprengt, ich habe die Guiccioli sitzen lassen, und sie wollte die Welt nun wohl augenfällig von dem Gegentheil überzeugen, denn das „Sitzenlassen“ ist das größte Unglück, welches einer Dame unter diesem Himmelsstrich begegnen kann. — — — Folgender Vorfall wird Euch lachen machen: Eines Abends gerieth die Gräfin über den Don Juan, an dem ich gerade arbeitete, und ganz zufällig fiel ihr die 137. Strophe des ersten Gesanges in die Augen, und sie fragte, was das heiße? Ich sagte auf italienisch, im Sinne des Gedichtes mit einigem Nachdruck: „O Gott, Madame, Ihr Gatte kommt!“ und sie fuhr in größtem Schreck in die Höhe, weil sie glaubte, es sei von ihrem eignen Manne die Rede, der im Theater sein sollte. Natürlich ergötzten wir uns gar sehr über dies Mißverständniß, sobald es klar wurde.“

Neuntes Kapitel.

Dichterische und politische Thätigkeit in dieser Zeit.

Dieser Schrecken, welcher der jungen Frau durch eine Stelle des Don Juan verursacht wurde, war nicht

das Einzige, was sie in diesem Gedichte unangenehm berührte, vielmehr war ihr das ganze Werk und der leichtfertige Ton, in welchem über Liebesverhältnisse darin gesprochen wird, im höchsten Maße zuwider. Gerade wegen der schiefen Stellung, in welche sie sich sogar in der Meinung ihrer Landsmänninen dadurch gesetzt hatte, daß sie in Lord Byron's Gesellschaft das Haus ihres Gatten verließ, war sie um so empfindlicher gegen Alles, was geeignet war, ihr die Größe des Fehltrittes klar zu machen, zu welchem sie sich hatte fortreißen lassen. Sie selbst erblickte ihr Verhältniß zu Lord Byron in einem poetischen Lichte. Ihre eigenen Aufzeichnungen geben davon Zeugniß. Einen hochbegabten edlen Dichter wollte sie durch ihre Liebe aus den Netzen gemeiner Sinnlichkeit erlösen und zu einem schönern und reinen Liebesleben zurückführen. Zugleich wollte sie auch auf seine Werke wie eine Muse verklärend wirken, und ihn aus den niedern Kreisen des Beppo und Don Juan in die reineren und höheren Gebiete des Parnassus zurückführen. An diese hohen Vorsätze und Empfindungen klammerte sie sich um so fester an, als ihr klar werden mußte, daß sie von den Landsleuten ihres Geliebten doch nur für eine von den vielen Maitressen angesehen wurde, mit denen Lord Byron beständig zu wechseln liebte. Um nun dieser Mißachtung gegenüber in ihren

eigenen Augen sich in der angenommenen moralischen Stellung zu befestigen, bestürmte sie vor allen Dingen Lord Byron, den Don Juan, der beim Beginn ihres Liebesverhältnisses über die ersten Gesänge noch nicht hinausgeführt war, nicht weiter fortzusetzen. Byron war schwach genug, sich ein solches Versprechen ablocken zu lassen, und um der Geliebten noch mehr gefällig zu sein, schrieb er auf ihr Andringen die Prophezeiungen des Dante, und übersetzte allerlei Stücke aus italienischen Dichtern mit großer Sorgfalt. Er selbst bildete sich, wie man aus seinen Briefen sieht, auf diese Arbeiten viel ein, allein dem Publikum konnte er damit keinen Beifall abgewinnen, und auch heute werden diese Stücke wohl meist ungelesen bleiben. Die Uebersetzung der berühmten Erzählung von dem Liebesschicksale der Francesca da Rimini ist ebenso treu als poetisch, und läßt bedauern, daß die Auswahl der andern Stücke italienischer Dichter auf minder interessante Werke gefallen ist. Byron selbst betrachtete diese Dinge nur als Nothbehelf, um die Zeit auszufüllen, in welcher er weit lieber mit der Fortsetzung des Don Juan sich beschäftigt hätte, und es kam dann auch bald ein Vergleich zu stande, mittelst dessen ihm gestattet wurde, sein Epos weiter zu führen, unter der Bedingung, sich im Verlauf desselben alles Schlüpfrigen sorgfältig zu enthalten. Wir wissen bereits, daß der Dichter diese

Bedingung in der zweiten Hälfte des fertig gewordenen Theiles auch genau erfüllt hat.

Ebenso wie auf Don Juan hat auch auf einen Theil der dramatischen Werke, welche mit Ausnahme von Manfred sämmtlich in der Zeit zwischen 1820 bis 1822 entstanden, die Gräfin Therese einen unverkennbaren Einfluß geübt, namentlich auf die beiden der venetianischen Geschichte entnommenen Trauerspiele: „Marino Faliero“ und „Die beiden Foscari“, indem sie ihn aufforderte, recht viele auf die nationale Bewegung der Italiener bezügliche Stellen in diesen Stücken anzubringen.

Es versteht sich von selbst, daß die junge Frau Alles aufbot, um dem Dichter seinen Aufenthalt in Ferrara angenehm zu machen, und merkwürdiger Weise wurde sie in diesem Bestreben von ihrem eignen Vater und ihrem Bruder, den beiden Grafen Gamba, auf's Eifrigste unterstützt. Das gelang denn auch so gut, daß Byron wiederholt erklärt hat, er habe außer in Griechenland sich nirgends so wohl befunden, wie in Ravenna. Die Bevölkerung erschien ihm gutartig und umgänglich, die Frauen schön, und an Bildung und Freisinnigkeit stellte er die Romagnesen über alle andern Italiener. Sehr behaglich war es ihm auch, daß keine englischen Touristen nach Ravenna kamen, und so hatte er sich alsbald mit seinem ganzen Anhange von Dienern,

Hunden, Pferden, Affen und andern wilden und zahmen Thieren daselbst eingerichtet, und theilte seine Zeit zwischen poetischen Arbeiten, Reiten, Pistolenschießen, und dem Umgange mit der Geliebten.

Allein bei alledem vermißte er doch das aufregende Moment, welches bisher niemals in seinem Leben gefehlt hatte. Der verbotene Verkehr mit Therese konnte dies nicht ersetzen, weil Mann und Vater und Bruder sich stillschweigend einverstanden erklärten, und es also an Schwierigkeiten und Hindernissen fehlte. Da war es denn nicht zu verwundern, daß er auf das politische Treiben verfiel, und die Emotionen, die er suchte und wünschte, in demselben fand.

Schon damals waren die Italiener Einer wie Alle von Wuth und Scham darüber erfüllt, daß ein großer Theil ihres schönen Landes unter österreichischem Drucke schmachten mußte, und es wurden bereits die ersten Fäden zu der großen Verschwörung gesponnen, welche die Einigung Italiens herbeizuführen bezweckte. In jenen Tagen war es die Verbindung der Carbonari, welche, in Neapel entstanden, sich bald auf die übrigen italienischen Landschaften ausgebreitet hatte.

Der Freimaurerei nachgebildet, zählte dieser Orden fast Alles was auf Rang und Bildung Anspruch machte, zu Mitgliedern, und auch die Gambas waren

eifrig in dieser Richtung thätig. Lord Byron ließ sich gar bald in diese Verbindungen mit hineinziehen, und wenn er auch niemals wirkliches Mitglied derselben geworden ist, so geht doch aus seinen Briefen an die Freunde nach England deutlich hervor, daß er für die Zwecke der Verschwörer sein Haus förmlich zu einem Zeughause gemacht hatte, wo Hunderte von Gewehren und Waffen aller Art für den Augenblick eines Ausbruchs in Bereitschaft standen. Seine Schränke und Schübe waren mit ihren Proklamationen und Eidesformeln angefüllt. Auch war der Haß gegen die österreichische Unterdrückung bei ihm natürlich, und floß aus derselben Anschauungsweise, welche ihn die Vertreibung Napoleon's wie ein europäisches Unglück betrachten ließ, weil, wie er es ansah, man nur eine Knechtschaft mit der andern vertauscht hatte. Und wenn die übrigen Staaten unseres Erdtheils wenigstens von ihren eigenen Landsleuten tyrannisirt wurden, und „angestammte“ Unterdrücker hatten, so waren die Italiener doppelt beklagenswerth, weil sie fremden Herren dienen mußten.

Erst in unsern Tagen ist die Abscheulichkeit dieser Fremdherrschaft vollständig zum Bewußtsein der Welt gekommen. In der Zeit aber, von welcher wir reden, hatte Kaiser Franz es auf sehr kluge Weise verstanden, sich mit dem Scheine eines väterlichen Biedermannes zu

umgeben, während sein wahrer Charakter von Milde und Duldung weit entfernt war. Man braucht nur an Silvio Pellico sich zu erinnern, und an jenen zum Tode verurtheilten italienischen Grafen, den er mit der Maßgabe begnadigte, daß derselbe an seinem jedesmaligen Geburtstage Stockschläge empfangen sollte. Die päbstliche Regierung, welche im vorliegenden Falle unserem Dichter und den Gambas gegenüber auftritt, war eben weiter nichts als die gehorsame Dienerin des österreichischen Gouvernements, und so konnte es nicht fehlen, daß das Gebahren dieser Machthaber in Byron's Herzen den tiefsten und grimmigsten Haß erzeugen mußte. Dazu kam, daß er auch über persönliche Verationen sich zu beklagen hatte. Man wünschte ihn aus dem Lande zu entfernen, getraute sich aber nicht, die Person eines Pairs von England unmittelbar anzugreifen. Man umgab ihn daher mit Spionen, öffnete seine Briefe, oder unterschlug dieselben wohl gar, und in höchst possirlicher Wuth hierüber schrieb er nun in seine Berichte nach England mitten hinein mit großen Buchstaben: „Die österreichische Regierung Spitzbuben! Die österreichischen Postbeamten Hallunken! Ich weiß, daß sie meinen Brief aufmachen und dies lesen! Darum schreibe ich es eben!“

Diese Erbitterung war ganz geeignet, Lord Byron

in die rechte Stimmung zu versetzen um Gedichte mit politischer Tendenz zu verfassen, und darin seiner Geliebten, die dies eifrig wünschte, sich gefällig zu erzeigen, und seine beiden Dramen „Marino Faliero“ und „die beiden Foscari“ würdigt man nur dann richtig, wenn man sie hauptsächlich als politische Parteischriften beurtheilt. Als Dramen, an und für sich betrachtet, sind sie keineswegs bedeutend. Byron's Genius war kein dramatischer, sondern im wesentlichen ein lyrischer und satyrischer. Deshalb haben auch seine Theaterstücke sich niemals der Gunst des Publikums zu erfreuen gehabt, und sie stehen bei den Engländern auch heut' in so geringem Ansehen, daß man sie in den abgekürzten Ausgaben der Werke, welche die vorzüglichsten Werke des Dichters enthalten, fortläßt, und daß in einer mir vorliegenden kleinen englischen Literaturgeschichte für Schulen, unter dem Abschnitte „Byron“ ohne weiteres gesagt wird: Seine Tragödien sind langweilig! —

Sehr richtig äußert Galt sich*) über die eben genannten beiden Stücke: „Wären dieselben“, sagt er, „in italienischer Sprache geschrieben, und hätte möglicher Weise eine Aufführung derselben auf einem italienischen Theater stattfinden können, so wäre der Erfolg ein unge-

*) Life of Lord Byron by John Galt, p. 282.

heurer gewesen, denn die eigentliche Kraft und Gewalt dieser Dichtungen liegt weder in der Charakteristik, noch in dem Spannenden der Handlung, sondern in der politischen Tendenz und den politischen Anspielungen, durch welche die Vergangenheit wie ein Spiegel benutzt wird, den der Dichter den Zeitgenossen vorhält." Allein auch abgesehen von dieser politischen Auffassung, enthalten die Dramen Stellen von der höchsten poetischen Schönheit, wenn gleich das höchste tragische Verdienst derselben aus der Gewalt der politischen Indignation entspringt, welche darin ihren Ausdruck findet. Auf diese Weise behält hier wie überall in Byron's Dichtungen das subjective Moment die Oberhand, und dies ist auch daran Schuld, daß der Dichter durch die Lebhaftigkeit, mit welcher er sich bei Darlegung seiner Empfindungen gehen läßt, verleitet worden ist, den Stücken eine für die Aufführung übergroße Ausdehnung zu geben. Galt schließt sein Urtheil mit der Bemerkung, daß es für einen geschickten Dramaturgen nicht schwer sein würde, aus dem Drittheil von Marino Faliero ein Trauerspiel zu formen, welches der Bühne Ehre machen würde. Merkwürdiger Weise spricht Goethe sich in ganz ähnlicher Art darüber aus: Er sagt: „Man müßte Marino Faliero oft durchlesen, sich den Inhalt der einzelnen Scenen ganz aneignen, und dieselben alsdann

aus dem Gedächtniß kurz reproduciren, um ein vorzügliches Stück zu erhalten. — " Den Glanzpunkt des Stückes bildet der Charakter der jungen Gemalin des alten Dogen. Die reine Unbefangenheit der jungfräulichen Neigung zu dem greisen Helden, dem sie vermählt wird, macht, daß diese Angiolina zu den besten Schöpfungen Lord Byron's gezählt werden muß. — Um einen äußerlichen Umstand zu berühren, so ist die Leichtigkeit und Schnelligkeit, mit welcher der Dichter dieses, so wie alle andern von ihm verfaßten Dramen niederschrieb, bei dieser Gattung von Werken noch viel mehr zu bewundern als bei seinen sonstigen Gedichten, weil die Strenge der Form, und der genaue Zusammenhang, in welchem hier jeder Theil zum Ganzen stehen muß, ein bedächtiges und langsames Erwägen mehr als irgend wo anders zu erfordern scheinen. Byron's Genialität spottete aber auch dieser Schranke. Er hat außer dem Manfred folgende Stücke verfaßt:

Marino Faliero, begonnen den 4. April, beendet den 16. Juli 1820; Sardanapal, 18. Januar bis 13. Mai 1821; Die beiden Foscari, 11. Juni bis 10. Juli 1821; Cain, 16. Juli bis 19. September 1821; Himmel und Erde, im Oktober 1821; Der verwandelte Mißgeborene, ebenfalls 1821; Werner, 18. Dezember 1821 bis 10. Januar 1822.

Wir können alle diese Werke um so kürzer besprechen, als sie mit Ausnahme von Cain und Manfred jetzt wenig mehr gelesen werden. Sie zerfallen in zwei wesentlich verschiedene Klassen. Marino Faliero, die Foscari, Sardanapal und Werner sollten nach Byron's Absicht offenbar regelmäßige, möglichst klassische Tragödien sein, von strengster künstlerischer Form, wogegen Cain, Himmel und Erde, und der Mißgeborene den phantastischen, Faust-Manfred'schen Charakter tragen.

Bei jenen ersten historischen Tragödien hat er sich fast sklavisch an die drei Einheiten gebunden, und auf diese Weise Zeugniß davon abgelegt, daß er mit seinem poetischen Gewissen und Bewußtsein eigentlich in der sogenannten klassischen Periode der englischen Dichtkunst wurzelte. Goethe sagt darüber: „Lord Byron hat den Grund des Gesetzes der Einheiten so wenig verstanden, als die übrige Welt. Das Faßliche ist der Grund, und die drei Einheiten sind nur in sofern gut, als diese dadurch erreicht wird.“ Dies Urtheil wird am besten durch Byron's eigene Worte bestätigt, welche beweisen, daß er mehr einem dunklen Gefühl, als einer wissenschaftlichen oder ästhetischen Ueberzeugung folgte, wenn er an jenen alten Regeln festhielt. „Die Franzosen,“ sagt er, „machen sich mit Recht darüber lustig, daß bei uns die Helden im ersten Acte Kinder und im letzten Greise sind. Ich war von jeher

ein Freund der Einheiten, und glaube, daß es nie an Gegenständen fehlen wird, die man streng nach diesem Prinzip behandeln kann. Daß die Beobachtung der Regeln ein Fehler sei, kann vernünftiger Weise Niemand behaupten. Was z. B. hat man an Alfieri auszusetzen, der sich niemals von den Regeln der Alten entfernt?"

Man sieht, von einem tieferen Eingehen in die Sache ist nicht die Rede. Ueberhaupt kann man sagen, daß nur bei sehr einfachen Stoffen die Beobachtung der Regeln möglich und wünschenswerth ist, und daß wir der aus dem Gegenstande fließenden Nothwendigkeit ebensowohl wie dem Genie des Dichters gestatten müssen, selbst die Grenze zu bestimmen, in wie weit die innere Einheit und Wahrscheinlichkeit im Stande ist, die äußeren Einheiten zu ersetzen. Daß Goethe und Shakespeare ihren eigenen Weg gingen, dafür haben wir alle Ursache, dem Genius der Dichtkunst dankbar zu sein.

Uebrigens waren seine Ideen über diese Einheiten nicht das einzige Mißverständniß, welches Byron verhinderte, auf dem Gebiete des Drama das Höchste zu erreichen. Das beweist ohne Weiteres der große Widerwillen, den er fortwährend und immer von Neuem gegen jeden Versuch äußerte, seine Stücke aufzuführen, und die Wuth, in die er gerieth, als die Engländer den Marino Faliero dennoch auf die Bühne brachten.

„Ich muß," schreibt er am 19. Januar 1821, „mir ernstlich erbitten, daß die Herren Theaterdirectoren mein Drama in Ruhe lassen. Es ist kein Stück für die Bühne. Ihnen wird es Nichts helfen, den Verleger wird es ruiniren, und mich unglücklich machen. Ein solches Verfahren ist nicht höflich, es ist kaum anständig, daß man sich der Werke eines Mannes wider dessen Willen für die Hampelmänner auf den Brettern bemächtigt. — — Es ist wirklich hart, daß ich diese Possenreißer mir nicht vom Halse schaffen kann, und daß sie mich mit Gewalt plündern und aufführen wollen, währeno tausende von verdienten Männern weder einen Verleger, noch einen Theaterunternehmer für ihre Werke auftreiben können. — — Gott helfe mir! weil ich weit entfernt bin, behandelt man mich wie einen Leichnam, oder wie einen Verrückten, und ich kann mich auf Niemand verlassen."

In der Unterhaltung mit Capitain Medwin motivirte er seinen Widerwillen gegen jede Aufführung seiner Dramen folgendermaßen: „Als ich mich zuerst mit der Direction des Drury-Lane-Theaters einließ, hatte ich die Idee, selbst für die Bühne zu schreiben, aber bald mußte ich dem beistimmen, was Pope hierüber sagt: Wer wird sich zu diesen Bühnenplackereien herablassen, um sich den Launen und Einfällen und der Geschmacklosigkeit des

Zeitalters Preis zu geben? Demnächst müßte man durchaus für bestimmte Schauspieler schreiben, deren Eigenthümlichkeiten stets im Auge behalten, dem ersten Liebhaber schmeicheln und dem Heldendarsteller die gehörige Anzahl Verse herzuplärren geben. Wer möchte das Alles ertragen? Shakespeare hatte es darin leicht. Er war Schauspieler von Beruf, und kannte alle Pfiffe des Gewerbes, und doch hatte er im Verhältniß bei Lebzeiten wenig Ruhm. — —"

Die Ausdrücke dieses Widerwillens gegen die Bühnenaufführungen kommen immer wieder. Er sendet keines seiner Dramen an Murray ohne die heftigsten Proteste gegen die Theater, und bei den in der Faustmanier verfaßten freut er sich jedes Mal wie ein Kind, daß nun doch an eine Aufführung nicht zu denken sei.

In der That und Wahrheit hatte diese Sonderbarkeit einen tieferen Grund. Byron fühlte, ohne es sich einzugestehen, daß diese Arbeiten der eigentlichen dramatischen Wirkung entbehren, denn sonst wäre ein solcher Widerwille ebenso unerklärlich, als wenn der Componist einer Symphonie verbieten wollte, daß dieselbe jemals durch das Orchester zu wirklichem Leben gebracht werde. Ein Drama ist ein für alle Mal da, um aufgeführt zu werden, und das Stück, welches keine Aufführung verträgt, leidet an einem wesentlichen inneren Gebrechen. Hat

doch Goethe sogar den Faust auf die Bühne gebracht, weil er fühlte, daß man einem Drama, sei es beschaffen wie es wolle, stets einen Schimpf anthut, wenn man es für unaufführbar erklärt.

Der Fehler nun, welcher den Byron'schen Dramen hauptsächlich anhaftet, ist der, daß er in seinen Stücken sich nicht von der Art losmachen kann, wie er in seinen beschreibenden Gedichten die Menschen schildert. Hier malt er uns sie gleichsam vor, er nennt ihre Eigenschaften und erläutert dies durch ihre Reden und Handlungen. Der Dramatiker aber soll nicht sagen, was seine Helden sind, und wie sie denken und fühlen, sondern sie sollen vor uns hintreten, und wir selbst wollen aus ihren Thaten und Worten uns ein Bild von ihrem Charakter entwerfen. Der Dialog, wo die Darlegung zweier Persönlichkeiten durch das Gegeneinanderwirken ihrer Gedanken am besten erfolgt, ist daher das wesentliche Moment des Dramas, und der Dialog ist gerade Byron's schwächste Seite. Auch in seinen Stücken reden die Helden fortwährend, und fortwährend von sich selbst, und die Handlung, die uns interessiren soll, wird von den langen Reden übertönt.

Uebrigens ist es bei diesen Byron'schen Dramen nicht sowohl das Vorhandensein bestimmter Fehler, als das Fehlen von einem unbestimmten Etwas, welches

sie nicht zur Wirkung kommen läßt. Man fühlt beständig, daß der Verfasser von Haus aus nicht eine dramatische Natur ist, sondern daß er sich selbst und sein Talent ganz richtig beurtheilt, wenn er im Don Juan sagt: „Beschreibung ist mein Forte!“ Auch daß er mit seinen Dramen keine Siege erfocht, spricht er in demselben Gedichte sehr humoristisch aus, wo es heißt: „Man hat mich eine hübsche Zeit lang den großen Napoleon im Reich der Reime genannt. Aber Faliero war mein Leipzig, und Cain scheint das Belle Alliance für mich werden zu sollen!“

Die beiden Foscari leiden, abgesehen von alle dem, noch an dem unerträglichen Fehler, daß fast alle Scenen des Stückes sich begeben, während der Held zur Folter geführt, oder von der Folter fast zu Tode gemartert zurückgeführt wird. Wenige Menschen besitzen Nervenstärke genug, dergleichen mit Genuß zu lesen oder zu sehen! —

Sardanapal, welchen Macaulay fast am tiefsten herabsetzt, scheint uns im Gegentheil noch das interessanteste von den historischen Stücken. Der assyrische König, in dessen Charakter er die Gegensätze vorlegt, welche in seinem eigenen Charakter sich finden: hohe Begabung, und die Fähigkeit, in erregten Momenten sich zu großartigen Entschlüssen zu erheben, bei großer Schlaffheit

einer sinnlichen Natur — hier hatte er einen Gegenstand, wie er ihn liebte. Die Königin trägt ebenso offenbar viele Züge Lady Byron's, die mit wehmüthiger Verehrung, und ohne alle Beimischung von Haß und Spott hier geschildert wird. In der Jonierin Myrrha ist die Guiccioli nicht zu verkennen.

Einen Hauptfehler dieses Stückes möchte man darin finden, daß das Colorit der Zeit nicht eingehalten ist. Die Personen, und namentlich die Griechin, reden nicht, als ob wir in das neunte Jahrhundert vor Christus versetzt werden sollten, sondern wir glauben uns vielmehr der klassischen Zeit des Perikles nahe zu befinden.

Werner ist die Bearbeitung einer Erzählung von Harjet Lee. Byron hat Nichts weiter dabei gethan, als daß er eine Novelle dramatisirt hat. Bereits 1815 hatte er den Plan zu dieser Arbeit gefaßt, und auch mit der Ausführung begonnen. Gegen die Aufführung protestirte er hier so heftig wie überall. Dessenungeachtet kam das Stück auf die Bühne, und es ist das einzige von seinen Dramen, welches sich darauf erhalten hat.

Diese flüchtigen Bemerkungen mögen genügen. Es ist möglich, daß Byron mit seiner unendlich hohen poetischen Begabung sich bei längerem Leben auch der richtigen Art und Weise bemächtigt hätte, wie das Drama zu behandeln ist; allein, wie die Sache jetzt liegt, müssen

wir fast bedauern, daß er statt dieser Werke uns nicht andere, seinem Genie mehr zusagende geschenkt hat.

Auch über die zweite Klasse der Dramen, Cain, Himmel und Erde und den Mißgeborenen, wollen wir uns möglich kurz fassen.

In „Himmel und Erde“ wird die Sündfluth dramatisirt. Der Verkehr der Engel mit den Menschen, und der Untergang des Geschlechtes wird uns vorgeführt. Da für den Ausdruck solcher, über das Aeußerste hinausgehender Dinge Lord Byron die wahre Meisterschaft besaß, so kann man sich denken, daß die zartesten und furchtbarsten Stellen uns hier begegnen, und daß einzelne derselben uns zu vollster Bewunderung hinreißen. Aber das Ganze bewegt sich doch zu sehr außerhalb der Faßlichkeit und verliert sich in das maßlos Ungeheure. Wir treiben auf einem küstenlosen sturmbewegten Meere, und Angst und Beklemmung lassen zu keinem Genuß kommen.

Der Mißgeborene ist ein Fragment, in welchem der Teufel auftritt, und einem Buckligen die Wahl unter den schönsten Gestalten der Heroen läßt, um sich mit einer derselben zu umkleiden.

Die beständige Mißstimmung über seine eigene Lahmheit hat den Anstoß zu dieser Idee gegeben, und die nie überwundene Wuth über die Art und Weise, wie er als Kind von der eigenen Mutter mit seinem Gebrechen

verhöhnt worden, ist die Muse, die ihn zu diesem Gedichte begeistert hat. Dasselbe ist ein Fragment geblieben, dessen Tendenz sich nicht vollständig übersehen läßt, so daß der Theil, welcher uns vorliegt, durchaus einen unbefriedigenden Eindruck zurückläßt. Goethe und Eckermann überbieten einander zwar in Bewunderung des Stückes, allein diese Bewunderung ist für uns ebenso unverständlich wie das Stück selbst.

Unter den Byron'schen Dramen ist jedoch neben Manfred noch Eins hervorzuheben, welches einer ausführlicheren Besprechung bedarf, nämlich „Cain, ein Mysterium.“

Lord Byron dedicirte das Werk seinem Freunde Walter Scott, ließ jedoch mit Rücksicht auf den bedenklichen Inhalt zuvor durch Murray anfragen, ob auch die Widmung dem Verfasser des Waverley genehm sei. Scott schreibt deshalb am 4. Dec. 1821 an Murray: „Mit Gefühlen des größten Dankes nehme ich Lord Byron's schmeichelhaftes Anerbieten an, meinen Namen dem großen und erschütternden Drama Cain voranzusetzen. Vielleicht macht mich die mir zugedachte Ehre parteiisch für das Werk, aber ich wüßte nicht, daß des Dichters Muse je vorher zu so erhabenem Fluge sich aufgeschwungen hätte. Er stellt sich würdig an Milton's Seite, und noch dazu auf dessen eigensten Grund und Boden. Die Sprache

ist theilweise kühn und mag bei vielen Lesern Anstoß erregen, wie denn andere nicht ermangeln werden, aus Neid und Heuchelei sich auf dieselbe Seite zu stellen. Aber dann müssen sie folgerecht auch das verlorene Paradies verdammen — — die teuflische Logik und die kühnen Gotteslästerungen Satans und seines Schülers führen den Erfolg herbei, auf den man gefaßt sein muß: die Begehung des ersten Mordes und die Verzweiflung und den Untergang des Mörders — — —"

Hiemit ist der Gegenstand des Gedichtes zugleich bezeichnet. Den Inhalt und Gedankengang desselben ausführlicher auseinanderzusetzen, ist nicht die Absicht. Das Gedicht ist von tiefsinnigen Gedanken und Grübeleien so erfüllt, daß nur ein genaues und wiederholtes Studium den Leser in den Stand setzt, sich von dem Werke durchdringen zu lassen. Im Ganzen streng an die Bibel sich haltend, behandelt der Dichter den ersten Brudermord in Form eines geisterhaften Dramas. Allein nicht die Handlung ist es, welche das Hauptinteresse in Anspruch nimmt, sondern das Ganze macht vielmehr den Eindruck einer in poetische Form gekleideten Abhandlung über die Frage, wie es mit der göttlichen Liebe und Weisheit vereinbar sei, daß die Sünde des ersten Menschen an allen Menschen gestraft wird, und daß alle Menschen sterben müssen, weil ihr Urvater Gottes Gebot übertreten hat.

Ob die Philosophie und Theologie im Stande sind, auf solche Fragen eine genügende Antwort zu geben, wollen wir dahin gestellt sein lassen, aber sicherlich ist es nicht die Dichtkunst, welcher die Lösung solcher Räthsel anheimfällt, und damit ist zugleich ausgesprochen, worin der Grundfehler des Werkes liegt, von dem wir reden. Der Teufel verführt Cain durch die Vorspiegelung, daß er ihm die Zweifel lösen will, die ihn quälen. Er geleitet ihn durch die Weltenräume, zeigt ihm die Ueberreste untergegangener Schöpfungen und läßt ihn die Kleinheit und Nichtigkeit seiner selbst und der Erde, die wir für den Mittelpunkt der Schöpfung halten, erkennen. Er führt ihn in die Hölle und zeigt ihm das Schicksal der Geschlechter, die vor der neuen Schöpfung gelebt haben. Durch Alles, was er hier sieht, wird Cain mit Haß gegen Gott erfüllt, und als er, zur Oberwelt zurückgekehrt, seinen Bruder beim Opfer findet, will er die heilige Handlung nicht gestatten. Im Streite hierüber wird Abel von ihm erschlagen. Von seiner Mutter verflucht, entweicht Cain mit seinem Weibe, die ihm treu bleibt, in die Wüste.

Wenn diese Andeutungen unklar befunden werden, so geben sie nur ein Bild der Unklarheit wieder, welche unstreitig in dem Gedichte herrscht. Ein unerreichbares Ziel hatte der Dichter sich gesteckt: die Auflösung unlös-

barer Räthsel, unlösbar wenigstens auf dem eingeschlagenen Wege. Das Resultat konnte deshalb kein klares werden! Aber im Einzelnen, im Erhabenen und Furchtbaren sowohl, als im Rührenden und Sanften, z. B. bei der Schilderung der Muttergefühle Adah's ist Unübertreffliches geleistet.

Der Fluch Eva's im dritten Akte läßt an Grauenhaftigkeit Alles hinter sich, was uns von Ausbrüchen höchster Wuth im Leben und in der Dichtung vorgekommen ist. Aber ganz ächt im Charakter Byron's ist es, daß die drei Schlußzeilen, welche dem furchtbaren Fluche den furchtbarsten Gipfel aufthürmen, von ihm erst hinzugefügt wurden, als das Manuscript bereits in den Händen des Druckers war. Er schickt diesen Nachtrag dem Verleger mit folgenden Worten: „Hiebei noch einige Verse, welche den zuletzt gesandten hinzugefügt werden müssen. Das wird dann ein so hübsches Stück Verwünschung für Euch abgeben, wie Ihr im Laufe Eures Geschäftes nur jemals zu bekommen wünschen könnt."

Das Erscheinen von Cain wurde in England wie ein großes furchtbares Ereigniß, und von vielen Seiten wie ein förmliches Nationalunglück angesehen und verschrien. Die kritischen Journale konnten zwar nicht umhin die Schönheit und Erhabenheit des Gedichtes anzuerkennen und zu rühmen, aber eifrig verwahrten sie sich

vor jeder Theilnahme an den Gotteslästerlichkeiten, die es enthält. Und doch läßt sich die ganze Abgeschmacktheit solcher Auffassung nicht besser kennzeichnen, als durch Lord Byron's Frage: Wollen Sie etwa, daß der Satan reden soll wie der Bischof von London?

Das Tollste aber war Folgendes: Ein gewisser Benbow druckte das Gedicht nach. Mecmay wandte sich an den Lord Kanzler, um schleunigen Schutz für sein Eigenthumsrecht zu erlangen, der auf dem Wege des gewöhnlichen Prozesses zu spät gekommen wäre. Er wurde aber abgewiesen. Die Gründe des Erkenntnisses sind zu merkwürdig und charakterisiren die Beschränktheit der Engländer auf dem Gebiete der Denkfreiheit zu treffend, als daß wir nicht einen Theil derselben hier folgen lassen sollten: „Der Gerichtshof," heißt es, „bekennt in Uebereinstimmung mit allen andern Gerichtshöfen dieses Landes, daß Christlichkeit das Fundament aller englischen Gesetze ist. Auch der Schutz des buchhändlerischen Eigenthums beruht auf dieser Grundlage. Die vorliegende Veröffentlichung, wenn sie die Absicht hat, den Theil der heiligen Schrift, auf den sie sich bezieht, herabzusetzen und in Mißkredit zu bringen, ist — nach Maßgabe ähnlicher Vorgänge — nicht von der Art, daß dem beeinträchtigten Buchhändler wegen des Nachdrucks irgend welcher Schadenersatz zugesprochen werden könnte. Wenn

auf Milton's Werke Bezug genommen wird, so muß der Richter bemerken, daß er während der letzten Ferien das verlorene Paradies durchgelesen, aber durchaus den Eindruck empfangen hat, daß dieses Gedicht zur Verherrlichung der christlichen Religion geschrieben ist. Wäre das nicht der Fall, so würden allerdings manche Stellen von der Art sein, daß der Schutz der Gesetze sich nicht auf dieselben erstrecken könnte. — — Es fragt sich nun, ob Cain in seiner ganzen Tendenz ebenso unschuldig ist, wie Milton, mit dem man es vergleicht, und hiegegen hegt der Richter gerechte Zweifel. Es kann daher im Wege des außerordentlichen Verfahrens nichts zum Schutze eines solchen Werkes geschehen, und der Kläger muß an die gewöhnlichen Gerichte gewiesen werden — —"

Ein solcher Ausspruch kam damals in England, was den Erfolg betrifft, einer Rechtsverweigerung vollständig gleich, indem ein ordentlicher Gerichtsspruch erst nach vielen Jahren, und durch Aufwendung der allerunverhältnißmäßigsten Kosten zu erlangen gewesen wäre.

An solchen Beispielen können wir lernen, daß die englische Freiheit wohl dem Lande, aber selten dem Einzelnen in einer Art und Weise zu statten kommt, welche für uns, die wir an schnelle und billige Rechtspflege gewöhnt sind, viel Neiderregendes hätte.

Was man nun auch im Allgemeinen über den

Werth der Byron'schen Dramen denken mag, so ist doch gewiß, daß es hauptsächlich der Glanz seiner sonstigen Productionen war, welcher dieselben verdunkelte, und daß, wenn ein anderer Dichter diese Dramen, und nichts weiter als dieselben, verfaßt hätte, demselben immerhin noch eine außergewöhnliche poetische Begabung zuzusprechen wäre.

Zehntes Kapitel.

Uebersiedelung nach Pisa.

Die carbonaristischen Verschwörungen waren entdeckt, und die durch dieselben erstrebten Erfolge für die Befreiung Italiens vereitelt.

Wie die östreichische und die von ihr abhängigen italienischen Regierungen gegen Alle wütheten, welche in diese Händel verflochten waren, ist bekannt.

Tausende der edelsten und gebildetsten Familien wurden unglücklich gemacht, indem man ihre Väter und ihre Brüder in die Verbannung und in die Kerker schickte. Byron schreibt hierüber in sein Tagebuch: „Die Neapolitaner haben sich selbst und alle Welt verrathen, und die Tapfern, welche so gern ihr Blut für Italien vergossen hätten, können dem unglücklichen Lande nur noch ihre Thränen weihen. Eines Tages, wenn mein Staub so

lange zusammenhält, kann ich vielleicht einiges Licht auf die Verrätherereien werfen, durch welche Italien in Barbarei zurückversetzt wird. Gegenwärtig habe ich dazu weder Zeit noch Lust. Die ächten Italiener sind jedenfalls frei von Tadel. Ich selbst habe mich mit den hiesigen in Gefahr begeben, ich hatte mein Haus voll Waffen für sie. Aber komme, was da wolle, die Sache selbst war eine ehrenvolle. Glücklich sind die wenigen, welche sich weiter nichts vorzuwerfen haben, als daß sie diese Schufte für geringere Schufte hielten, als sie wirklich waren. Hier in der Romagna mußten die Anstrengungen sich natürlich auf Vorbereitungen und gute Absichten beschränken, bis man den Deutschen einen ebenbürtigen Feind hätte gegenüberstellen können, denn wir liegen unmittelbar an ihren Gränzen, ohne eine einzige Festung oder Anhöhe. Ob die Hölle mit diesen guten Vorsätzen gepflastert sein wird, weiß ich nicht, aber wahrscheinlich wird eine gute Menge Neapolitaner auf diesem Pflaster gehen müssen, bestehe es, woraus es wolle. Stücke Lava von ihrem Berge, mit den Leibern ihrer eignen verdammten Seelen als Kitt, wäre ein ganz passendes Trottoir für Satans Spaziergänge.

„Die Tyrannei der Regierung bricht jetzt bei uns los. Sie haben Tausende aus den besten Familien in den römischen Staaten verbannt. Da viele von meinen

besten Freunden darunter sind, so denke ich selbst daran, mich fortzubegeben. Es wird Ihnen nicht unlieb sein, zu hören, daß die Armen hierorts, da sie hörten, ich wolle gehen, eine gemeinschaftliche Bittschrift an den Cardinal gerichtet haben, daß derselbe mich zum Dableiben auffordern soll. Das macht weder ihnen, noch mir Schande. Aber den Behörden, die mich für ein Haupt der Verschwörung ansehen, wird es nicht gefallen. Auch einen meiner italienischen Diener hatten sie verhaftet, jedoch auf energisches Einschreiten meinerseits bald wieder entlassen."

Unter denen, welche von den rachsüchtigen Unterdrückern der Verschwörung ins Exil geschickt wurden, standen die Grafen Gamba, Vater und Sohn obenan. Sie galten für Haupträdelsführer. Um die Mitte des Juli (1821) schrieb die Gräfin Giuccioli in voller Verzweiflung an Lord Byron, und zeigte ihm an, daß ihr Vater, in dessen Hause sie sich befand, den Befehl erhalten habe, binnen vierundzwanzig Stunden Ravenna zu verlassen, und daß auch ihr Bruder am andern Morgen abreisen müsse. Man gönnte indessen dem jungen Grafen auch diese kurze Frist nicht, sondern verhaftete ihn während der Nacht, und transportirte ihn über die Gränze. Auch der Gräfin wurde angedeutet, daß sie ihren Verwandten folgen müsse. „Das allein," schreibt sie, „fehlte noch, um das Maß meiner Verzweiflung voll zu machen.

Hilf mir, mein Geliebter, denn ich befinde mich in der entsetzlichsten Lage, und ohne Dich kann ich zu keinem Entschlusse kommen. Man hat mir so eben angezeigt, daß ich vor Dienstag Ravenna verlassen muß. Mein Gemahl hat sich nach Rom gewendet, um einen Befehl auszuwirken, daß ich entweder zu ihm zurückkehren, oder in ein Kloster gehen soll. Die Antwort wird täglich erwartet. Ich darf davon gegen Niemand sprechen, sondern muß suchen in der Nacht zu entfliehen, denn wenn mein Vorhaben ruchbar wird, so nimmt man mir meinen Paß, den ich durch eine besondere Schickung der Vorsehung erhalten habe. Byron, ich bin in Verzweiflung, wenn ich Dich verlassen soll, ohne zu wissen, wann wir uns wieder sehen werden — wenn es Dein Wille ist, daß ich so entsetzlich leide, so bin ich entschlossen, zu bleiben. Man mag mich in ein Kloster einsperren, aber dann kannst Du mir nicht helfen, und ich kann Dir keinen Vorwurf machen. Ich weiß nicht, was man zu mir redet. Meine Aufregung überwältigt mich, — und warum? nicht wegen der Gefahr, die mir droht, sondern allein, ich rufe den Himmel zum Zeugen an, allein, weil ich Dich verlassen muß! —“

Gegen Ende des Monats wurde die unglückliche junge Frau gezwungen, Ravenna zu verlassen, und erreichte, immer noch eine günstigere Entscheidung von Rom erwartend, ihre Verwandten in Florenz.

Wir haben gesehen, daß auch Byron selbst den Behörden verdächtig war und daß man sich seiner gern entledigt hätte. Das harte Verfahren gegen die Gamba'sche Familie hatte hauptsächlich den Grund, daß man annahm, er werde seiner Geliebten ins Exil folgen; auch machte ihn die große Liebe und Anhänglichkeit, die er sich bei den untern Volksklassen erworben hatte, in den Augen der Behörden gefährlich. Die römische Regierung hatte sich nicht verrechnet. Schon am 25. Juli zeigt Byron seinem Freunde Hoppner an, daß er den Plan gefaßt habe, in Gemeinschaft mit den Gambas nach der Schweiz auszuwandern, doch änderte er diesen Entschluß, sobald er erfuhr, daß Shelley sich grade damals in Pisa niedergelassen habe. Byron lud sogleich den Freund aufs dringendste zu sich ein, und dieser erschien denn auch schon in den nächsten Tagen in Ravenna. Ueber seinen Aufenthalt daselbst hat er einen ausführlichen Bericht niedergeschrieben, aus welchem Folgendes die interessantesten Stellen sind: „— — Lord Byron hatte sich in Venedig fast zu Grunde gerichtet, — und ohne das Liebesverhältniß mit der Guiccioli, das ihn gerettet hat, wäre er ein Opfer seiner Ausschweifungen geworden, denen er sich mehr aus Schwäche und falscher Eitelkeit, als aus Geschmack hingegeben hatte. Armer Mensch! Jetzt ist er wieder gesund und steckt bis über die Ohren in Politik

und Literatur. Er hat mir viel von der hiesigen Verschwörung erzählt, doch das läßt sich nicht dem Papiere anvertrauen. Wir sprachen über Poesie und dergleichen und waren, wie fast immer, entgegengesetzter Ansicht. Er vertheidigt ein System, welches nur geeignet ist, Mittelmäßiges hervorzubringen, und obgleich alle seine bessern Gedichte im graden Gegensatz zu diesem System gemacht sind, so ist doch z. B. in dem Dogen von Venedig der schädliche Einfluß desselben unverkennbar, und wenn er sich nicht davon lossagt, wird es ihm bleibenden Schaden thun. Lord Byron hat sich in jeder Beziehung gebessert, nach der Richtung seines Genies ebensowohl, als in Bezug auf seine moralischen Ansichten, und seine Gesundheit und sein inneres Wohlbefinden. Die Verbindung mit der Giuccioli ist von unschätzbarem Werth für ihn. Seine Lebensweise ist glänzend, aber seinem Einkommen angemessen, welches jetzt ungefähr 4000 Lst. beträgt, wovon er den vierten Theil zu wohlthätigen Zwecken verwendet. Die bösen Leidenschaften, die ihn sonst beherrschten, scheint er jetzt überwunden zu haben und er wird noch ein tugendhafter Mann werden. Auch was er in Bezug auf die italiänische Verschwörung gethan hat, kann ich nur loben und bewundern.

Er hat mir einen noch ungedruckten Gesang des Don Juan vorgelesen. Dies Gedicht stellt ihn nicht blos über,

sondern weit über alle jetzt lebenden Dichter. Es ist etwas ganz Neues in seiner Art und dabei über alle Maßen schön. Es mag Eitelkeit bei mir sein, aber ich glaube daran die Früchte meiner beständigen Ermahnungen zu erkennen, daß er etwas Neues, ganz Neues schaffen müsse. Lord Byron bewohnt eine glänzende Zimmerreihe im Palaste des Grafen Giuccioli. Er hat zwei Affen, fünf Katzen, acht Hunde und zehn Pferde. Alle diese Thiere (außer den Pferden) gehen im Hause herum, als ob sie die Herren wären.

Wir reiten, wie gewöhnlich, jeden Abend mit einander aus, und üben uns im Pistolenschießen. Byron will mich durchaus nicht von sich lassen, indem er behauptet, ohne die Giuccioli oder mich werde er in seine alten schlechten Gewohnheiten zurückfallen. Ich suche ihn dann zur Vernunft zu bringen, und wie ich hoffe, mit Erfolg."

Soweit Shelley. — Wir täuschen uns nicht, wenn wir aus diesem Berichte den Schluß ziehen, daß Lord Byron sich damals in einer Krisis seines moralischen und physischen Lebens befand, welche, wenn ihm ein höheres Alter zu erreichen beschieden worden, wahrscheinlich dahin geführt hätte, ihn zu einem ganz anderen Menschen zu machen. Die Wildheit der Jugendthorheiten, die bei den meisten Menschen mit dem Anfange der zwanziger Jahre sich aus-

tobt, hatte bei seiner außerordentlichen und gewaltsam leidenschaftlichen Natur mehr als zehn Jahre länger gebraucht, um sich abzukühlen. Dessenungeachtet, oder vielleicht gerade deshalb, fühlte er sich in dieser Zeit unglücklicher als je. Denn wenn es ihm klar wurde, auf wie unwürdige Weise er bisher einen großen Theil seines Lebens und seiner Kräfte vergeudet, wie er durch seine so leichtfertig eingegangene Ehe die Quelle des Unglückes für mehr als Eine ihm nahe stehende Person geworden, so konnte es ihm auch nicht verborgen bleiben, daß er auf unverantwortliche Art eine ganze große Seite seiner Persönlichkeit in keiner Weise zur Geltung gebracht habe.

Als Pair von England zur Theilnahme an der Gesetzgebung seines Landes, und an dessen Verwaltung und Rechtsprechung berufen, hatte er diese Pflichten vollständig vernachlässigt, und nur ein paar Mal, aus Eitelkeit mehr, als aus Gewissenhaftigkeit, im Hause der Lords sich vernehmen lassen. Er mußte sich sagen, daß neben der Ausbildung und Ausübung seiner hohen poetischen Begabung ihm Zeit genug geblieben wäre, seinen staatsmännischen Obliegenheiten ebenfalls nachzukommen, wenn er nicht statt dessen seine Mußestunden mit Unwürdigkeiten aller Art ausgefüllt hätte*). Auch

*) Goethe nennt deshalb Byron's Gedichte: verhaltene Parlamentsreden.

sagte er sich alles das wirklich, und er fühlte das Bedürfniß, in der Welt nicht blos durch Reden und Dichten, sondern auch durch Thaten und Handlungen zu wirken. Daß dies in seinem Vaterlande jetzt nicht geschehen konnte, darin mußte er die Folgen seiner eigenen Verschuldung beklagen, die ihn freilich unbarmherziger trafen als die meisten Menschen. Aber in dem fremden Lande, welches ihm fast eine zweite Heimath geworden war, schien sich nun die erwünschte Gelegenheit zu solchem Wirken zu bieten. Ein schmählich geknechtetes Volk wollte sich gegen fremde verabscheute Unterdrücker erheben. Geheime Verbindungen sollten einen allgemeinen Aufstand vorbereiten. Mit Eifer ergriff er solchen Anlaß, um sich an einem Werke zu betheiligen, welches ihm nach seiner ganzen Denkart groß und edel erscheinen mußte.

Wirklich stürzte er sich mit Leidenschaft in diese Umtriebe und opferte seine Zeit den dadurch herbeigeführten Unterredungen und Correspondenzen, und gab sein Geld zur Anschaffung von Waffen her. Da wird plötzlich der Plan, noch ehe er reif geworden, entdeckt. Seine Freunde gerathen in Gefangenschaft und Verbannung, seiner eigenen Freiheit stellt man nach.

So war auch diese Aussicht auf eine praktisch politische Wirksamkeit mit einem Schlage wieder vernichtet. Sein Leben kam ihm nun doppelt nichtig vor, und das

Tagebuch enthält am 22. Januar 1821, wo er 33 Jahr alt wurde, die nachstehende Grabschrift:

1821.
Hier ruht
begraben in der ewigen Vergessenheit,
von woher
keine Auferstehung der Tage ist,
wie auch es mit der Auferstehung des Staubes sich verhalten mag,
das 33. Jahr
eines übel verbrachten Lebens,
welches,
nachdem es viele Monate lang an schleichender
Krankheit gelitten,
in Starrsucht fiel,
und starb
am 22. Januar 1821 — a. D.,
zurücklassend einen Nachfolger
Untröstlich
über den Verlust, welchen sein Dasein
verursachte.

Daß übrigens seine Sehnsucht nach thätigem Eingreifen in das praktische Leben auf wirklicher Befähigung dazu beruhte, und nicht etwa auf der gewöhnlichen Selbsttäuschung schwacher Menschen, welche sich zu überreden pflegen, daß die Resultatlosigkeit ihres Lebens nur in mangelnder Gelegenheit ihren Grund habe, das wird uns klar, wenn wir bedenken, wie ruhig und unerschrocken Byron in gefährlichen Lagen sich stets benahm, z. B. in jener griechischen Höhle, oder bei dem drohenden Schiffbruch auf dem türkischen Fahrzeuge;

wie er mit größter Ausdauer auf seiner Reise Entbehrungen und Strapazen aller Art ertragen hatte. Aber auch zu augenblicklich wirksamem Handeln konnte er sich aufraffen, sobald es darauf ankam. Den Behörden von Ravenna gegenüber hatte er es gezeigt, und neue Gelegenheit dazu bot ihm ein anderer Vorfall, der ihn auf's Tiefste erschüttern sollte.

Da Lord Byron die Begebenheit, auf welche hier hingedeutet wird, in einigen herrlichen Strophen des Don Juan (5. Gesang 33—38) verewigt hat, so möge zur Vergleichung hier die Stelle aus einem Briefe Platz finden, in welchem er Thomas Moore von dem Vorfalle in Kenntniß setzt, zugleich als neuer Beweis dafür, wie Alles, was um ihn her vorging, in seinem Geiste schon Dichtung war; denn die Aenderungen, mittelst deren er seinen flüchtig hingeworfenen Bericht in die erwähnten Stanzen verwandelte, sind äußerst geringfügig. Er schreibt:

„Ich öffene meinen Brief, um Ihnen eine Thatsache mitzutheilen, welche den Zustand, in dem das Land sich befindet, besser offenbart, als ich es vermöchte. Der Commandant der Truppen liegt in diesem Augenblicke todt in meinem Hause. Er wurde kurz nach 8 Uhr etwa zweihundert Schritt von meiner Hausthür erschossen. Ich wollte eben meinen Ueberrock anziehen, um zur Gräfin zu gehen, als ich den Schuß hörte. Alle meine Leute

waren auf den Balkon getreten, und riefen mir zu, es sei ein Mann ermordet. Ich lief sofort hinunter und nahm Tita mit mir, denn die anderen waren uns nur im Wege. Wir fanden ihn im Verscheiden, mit fünf Wunden, im Herzen, im Leibe, in der Hand und am Arme. Einige Soldaten spannten den Hahn, und wollten mich nicht vorbeilassen. Ich drang aber durch und fand den Adjutanten weinend über seinen Vorgesetzten ausgestreckt. Ein Arzt und ein Priester standen dabei. Den Commandanten ließen sie die ganze Zeit auf dem harten kalten Pflaster liegen. Alles war in Verwirrung und Rathlosigkeit.

Da Niemand etwas anderes thun konnte oder wollte als heulen und beten, und keiner einen Finger rührte, ihn aufzuheben, weil sie sich zu compromittiren fürchteten, so riß mir die Geduld. Ich ließ den Leichnam aufheben und in mein Quartier bringen, und schickte zum Cardinal, um ihn zu benachrichtigen.

Hilfe kam zu spät. Ich ließ ihn entkleiden, der Chirurg mußte die Wunden untersuchen. Ich selbst untersuchte sie, und ich fühlte ein Stück Blei unter der Haut. Er war mit zerhackten Kugeln erschossen worden. Jedermann weiß sehr wohl, daß man ihn wegen Verdachtes freisinniger politischer Meinungen ermordet hat, aber niemand wagt es zu sagen. Er rief noch:

O Gott, und Jesus! und schien wenig gelitten zu haben. Der Aermste! Er war ein braver Officier, hatte sich aber bei dem Volke nicht beliebt gemacht. Mein Haus ist voll Soldaten, Gensdarmen, Doctoren und Priestern und allen Arten von Menschen — — —"

Da lag er, heißt es im Don Juan, seine alten ehrenvollen Wunden dicht neben den neuen, durch die er getödtet worden. Das also ist der Tod! Ich forschte in den Zügen, ob da etwas zu lesen wäre, um Auskunft zu erhalten, ob es Wahrheit oder Irrthum ist, was wir von Tod und ewigem Leben glauben!

Auf dies traurige Ereigniß sollte während Lord Byron's Aufenthalt in Ravenna noch ein freudiges folgen. Der treffliche Dichter Rogers war nach Italien gekommen, und hatte Byron ersucht, mit ihm zusammenzutreffen. Sie wählten Bologna als Ort für ihr Rendezvous, und machten von da aus einen gemeinschaftlichen Ausflug durch die Apenninen und nach Florenz. Rogers hat dieses Zusammentreffen durch ein herrliches Gedicht verewigt, welches sich in seinen gesammelten Werken findet, und auch in Moore's Memoiren abgedruckt ist.

Die Gräfin Giuccioli war mit ihrem Vater nach Pisa gezogen, und wohnte in dessen Hause. Da auch Shelley in der Nähe war, so ist es nicht zu verwundern,

daß diese Magneten sich stark genug zeigten, um unsern Dichter nach sich zu ziehen. Er siedelte denn auch im Herbst 1821 nach Pisa über.

Das war übrigens kein ganz leichtes Werk, denn die Menge der Diener und Hausthiere, der Bücher und Möbel, die er mit sich führte, machten eine ganze Wagenreihe für den Transport dieser Caravane nöthig, und Capitain Medwin sagt, das Heergeräthe sei von solchem Umfange gewesen, daß darauf der römische Ausdruck impedimenta wohl Anwendung gefunden habe.

Zur Wohnung miethete er für sich den Palast des alten Geschlechts der Lanfranchi. Ein schweres düsteres Gebäude, welches nach einer Zeichnung des Michael Angelo aufgeführt sein soll. Nur das erste Stockwerk dieses weiten Baues bezog er. Die übrigen Räume standen leer, und erregten das Grauen der Dienerschaft, welche Nachts gespenstischen Lärm darin zu hören glaubte.

Byron führte hier ein sehr einförmiges Leben. Billardspielen, Unterhaltungen mit Shelley und einigen wenigen andern Personen, Lectüre und Schreiben bildete seine Beschäftigung. Wenn es kühl wurde, fuhr er oder ritt er aus, gewöhnlich um sich mit Shelley im Pistolenschießen nach Geldstücken zu üben. Es geschah dies in der Nähe eines Bauernhauses. Der Bauer er-

hielt die getroffenen Thalerstücke, und sammelte sich auf diese Weise eine ganz hübsche Summe.

Byron schoß mit großer Sicherheit, und übertraf darin alle seine Freunde. Zwar zitterte seine Hand, wenn er das Pistol hielt, allein er kannte die Wirkung dieses Zitterns, und zog sie in Berechnung. Er war auf seine Meisterschaft sehr eitel, und die Giuccioli sagt, daß sie, wenn er nach Hause kam, sogleich an dem Ausdruck seines Gesichts erkennen konnte, ob er heut viel oder wenig Glück im Treffen gehabt habe.

Er speiste erst nach Sonnenuntergang, und brachte dann mehrere Stunden bei dem Grafen Gamba zu, wo er die Gräfin Therese traf. Zurückgekehrt las und schrieb er dann gewöhnlich bis der Morgen zu dämmern begann, wobei er beständig Rum mit Wasser trank, was er für ein nephritisches Leiden, welches er zu haben glaubte, für heilsam hielt. Dann legte er sich schlafen, und stand erst um zwei Uhr Nachmittags wieder auf.

Da er durch Shelley mit einigen andern Engländern in Berührung gekommen war, namentlich mit Capitain Medwin und den Herrn Williams und Trelawney, so wurde jetzt, zum ersten Male seit seiner Ankunft in Italien, die Lust in ihm rege, zuweilen kleine Diners zu geben, „und niemals," sagt Shelley, „zeigte er sich von vortheilhafterer Seite als bei solchen Gelegen-

heiten. Er war dann ein ebenso höflicher als herzlicher Wirth, und stets vom heitersten und besten geselligen Humor, durch welchen er zugleich seine Gäste in harmlose Heiterkeit versetzte. In der Regel trennte sich die Gesellschaft erst um Mitternacht, nur Capitain Medwin blieb bis gegen Morgen bei Byron zurück, und beide führten beim Glase ihre Unterhaltung fort. Diesem Umstande verdanken wir die schätzbaren Memoiren des Capitains, welche so sehr das Gepräge der Wahrheit tragen, daß der Lebensbeschreiber dieselben unbedenklich als authentische Quelle benutzen durfte. Zwar hat Hunt die Glaubwürdigkeit Medwin's aus persönlicher Animosität angegriffen, allein seine Angriffe betreffen so äußerliche und unwesentliche Dinge, daß sie vielmehr als Bestätigung und Bekräftigung der Wahrheit des Buches dienen können. Denn wären erhebliche Unrichtigkeiten in Medwin's Erzählungen enthalten, so würde der Angreifer sich dieselben sicherlich nicht haben entgehen lassen. Der wichtigste Streitpunkt zwischen beiden ist noch die Beschuldigung des Geizes, welche Hunt gegen Byron erhebt, und welche Capitain Medwin von dem Dichter abzuwenden sich bemüht. In der That ist auch nichts lächerlicher als dieser Vorwurf, zu dessen Entstehung gewisse Sonderbarkeiten des Lords allerdings die Veranlassung gegeben haben.

Es ist bereits erwähnt worden, daß in Venedig von dem Augenblick an, wo die Fornarina sich als Wirthschafterin im Palast Mocenigo installirte, die häuslichen und Wirthschaftsausgaben Byron's plötzlich auf weniger als die Hälfte herabsanken. Natürlich mußte ihm dadurch klar werden, daß er bisher von seinen Leuten schamlos betrogen worden sei. Bei seinem mißtrauischen Charakter glaubte er nunmehr überall auf Betrügereien zu stoßen, und es machte ihm Vergnügen z. B. die Bedürfnisse für seine so höchst mäßigen Mahlzeiten zuweilen selbst einzukaufen, um zu beweisen, daß er eigentlich nur wenige Groschen zum Leben brauchte. Auf diese Erfolge bildete er sich dann, wie auf Alles, was er that, nicht wenig ein, und renommirte gegen die Freunde damit, daß er heute für 4 und gestern für 3 Gröschen gespeist habe, und mit ähnlichen Dingen. Auch hielt er Lobreden auf den Besitz des Geldes, und pries den Geiz sogar in einer Reihe höchst witziger Stanzen im Don Juan.

Dem gegenüber braucht man aber nur daran zu erinnern, daß er den vierten Theil seines großen Einkommens zu Almosen und Unterstützungen Bedürftiger verwendete, so daß, wie wir sahen, die Armen in Ravenna seine Entfernung aus der Stadt wie eine Calamität betrachteten. Auch sein Haushalt, wie wir ihn

beschrieben haben, das Gefolge von Dienern, Pferden und Thieren aller Art, stimmt mit dem Vorwurf des Geizes schlecht überein. Nicht läugnen läßt sich dagegen, daß es uns nicht angenehm berührt, wenn er, der als junger Mann in beschränkten Verhältnissen die Honorare für seine Werke verschenkte, sich jetzt von seinem Buchhändler sehr reichlich bezahlen ließ, und darüber mit Murray oft in Scherz und Ernst in Streit gerieth. Hier einige Stellen aus solchen Briefen: „— — Was Ehre betrifft, so will ich in Handelssachen mich auf keines Menschen Ehre verlassen. Ich will Ihnen sagen, weshalb. Der Zustand des Handelns und Bietens ist Hobbe's Naturzustand — Krieg aller gegen alle! Das gilt durchweg. Komme ich zu einem Freunde und sage zu ihm: Borge mir 500 Lſ. — so thut er es entweder, oder er sagt, er kann nicht, oder er will nicht. Komme ich aber zu demselben und sage: Freund, ich habe ein vortreffliches Haus, oder Pferd, oder Wagen, oder Manuscript, oder Bücher, Bilder u. s. w. u. s. w., unter Brüdern tausend Pfund werth, du sollst es für fünfhundert haben. Was sagt der Freund dann? Nun er besieht sich's und sagt „hm“ oder „ha“ und macht Redensarten, und sucht die Sache so billig zu bekommen wie er kann, weil es ein Handel ist. Das liegt der Menschheit nun einmal in Fleisch und Blut, und der-

selbe Mann, der einem anderen mit Freuden tausend Pfund ohne Zinsen leihen will, der kauft ihm ein Pferd dessenungeachtet sehr gern für den halben Werth ab, wenn er es dafür bekommen kann — und Sie würden mir so wenig geben, wie Ihnen möglich ist, und damit hat die Sache ein Ende. Alle Menschen sind von Herzen Schufte, und es thut mir nur leid, daß ich sie nicht beißen kann, weil ich kein Hund bin. Alle diese Angelegenheiten müssen Sie mit meinem Banquier ordnen. Er hat Vollmacht von mir und ist ein Ehrenmann. Ihm können Sie auch alle die kaufmännischen Bedenken vortragen, welche Sie Anstand nehmen, gegen mich persönlich geltend zu machen, als — schwere Zeiten — Publikum lau — schwer verkäuflich — Herrlichkeit schreibt zu viel — nimmt keinen Rath an — verscherzt seine Popularität — Handelsunkosten — habe selbst nicht viel davon — verliere oft noch an ihm — Nachdrucker — schlechte Kritiken ꝛc. ꝛc., — auf alle diese Jammertöne mag dann mein Banquier Antwort geben, er versteht es! —“

Wer nun an diesen Verhandlungen Anstoß nimmt, dem ist leicht zu erwidern, daß es leichtsinnig war, wenn der junge verschuldete Lord aus falschem Stolze über seine Honorare anders verfügte, als zum Besten seiner Gläubiger, und daß es eine allgemeine Erfahrung ist,

daß das Geld für uns an Werth gewinnt, wenn wir zu reiferen Jahren und in bessere Vermögensumstände kommen, und endlich kann man es doch nur in der Ordnung finden, wenn ein Dichter und Schriftsteller sich einen möglichst großen Antheil an dem Gewinne zu sichern wünscht, den der Buchhändler aus dessen Geistesarbeit zieht, zumal wenn dieser Gewinn ein so colossaler ist, wie die Byron'schen Werke ihn abwarfen.

Da wir über Lord Byron's Aufenthalt in Pisa auch die Aufzeichnungen der Gräfin Giüccioli besitzen, so können wir unmöglich unterlassen, aus diesen von der Hand der Liebe so zart entworfenen Schilderungen Einiges mitzutheilen.

„Wir hielten uns," sagt die Gräfin Theresa, „in Pisa von der Gesellschaft entfernt, und nur mit wenigen Freunden Shelley's hatte Byron Umgang. Zu Shelley hatte er große Zuneigung, und fühlte große Hochachtung für dessen Charakter, — aber Freunde im höchsten Sinne des Wortes waren sie nicht. Byron's oft absichtlich paradoxe und übermüthige Ausdrucksweise, und die seltsamen Reden, die er zu führen liebte, konnten einen, der ihn nicht näher kannte, zuweilen zweifeln lassen, ob er überhaupt Freundschaft und Liebe fühle. Wenn man aber den Gegensatz in's Auge faßte, den seine Reden zu seinen Handlungen bildeten, und die Momente beobach-

tete, wo er von seinen Empfindungen hingerissen sich ganz so gab, wie er wirklich war, so wurde man vollständig davon überzeugt, daß sein gutes, edles und gefühlvolles Herz einen Schatz von Liebe und Treue für die ihm nahe stehenden Menschen bewahrte. — Das unvermuthete Wiedersehen mit Hobhouse und Lord Clare, die ihn nach einander besuchten, waren solche Augenblicke. Als der Letztere wieder abreiste, war Byron tief betrübt. Ich habe eine Ahnung, daß ich ihn nicht wieder sehen werde, sagte er, und seine Augen füllten sich mit Thränen. Dieselbe Traurigkeit überkam ihn auch in den folgenden Wochen, so oft im Gespräche des Freundes Erwähnung geschah."

Ueber dies Zusammentreffen mit seinem Jugendgenossen schreibt Byron selbst an Moore: „Vor einigen Tagen kam mein ältester und bester Freund Lord Clare eigens von Genf herüber, um mich vor seiner Rückreise nach England zu sehen. Da ich ihn seit ich dreizehn Jahr alt war (in Harrow) mehr geliebt habe, als irgend ein (männliches) Wesen in der Welt, so kannst Du Dir denken, eine wie melancholische Freude es für mich war, ihn nur so kurze Zeit bei mir sehen zu können. Alle unsere Jugenderinnerungen und Jugendthorheiten sprachen wir durch u. s. w."

Außer durch diese Besuche wurde das Stillleben in

Pisa auch durch einige unangenehme und traurige Auftritte unterbrochen. Ein Streit mit Soldaten, zu welchem Byron sich in seiner Heftigkeit hinreißen ließ, und welcher, da sein Gefolge dabei betheiligt war, zu Thätlichkeiten und Verwundungen führte, trug nicht wenig dazu bei, ihm den Aufenthalt zu verleiden, indem die angestellten gerichtlichen und polizeilichen Untersuchungen, die Zeugenvernehmungen u. s. w. seinen Zorn stets auf's Neue, und oft zu unmäßigen Ausbrüchen reizten.

Noch verdrießlichere Folgen aber hatte der unglückliche, durch Shelley in Anregung gebrachte Gedanke, in Gemeinschaft mit dem in England als Schriftsteller und Dichter beliebten Leigh Hunt ein Journal, „der Liberale", herauszugeben. Shelley war mit Hunt persönlich befreundet, und wünschte demselben, der, in Dürftigkeit gerathen, eine zahlreiche Familie kaum zu ernähren vermochte, durch die Verbindung mit Lord Byron aus seiner bedrängten Lage zu helfen. Man schickte ihm Reisegeld, ließ ihn mit Frau und Kindern nach Pisa kommen und quartierte ihn im Palaste Lanfranchi ein. Das Journal erschien in einer Reihe von Nummern, hatte aber keinen Erfolg. Man verdachte es Lord Byron in England auf's Aeußerste, daß er sich mit einem Manne von Hunt's gesellschaftlicher Stellung associirt habe, und Hunt selbst, von ungemessener Schriftstellereitelkeit erfüllt, fand die

ihm bereitete Aufnahme nicht glänzend genug, tadelte die Einrichtung seiner Zimmer, verlangte einen beständigen Verkehr Byron's mit seiner Frau und Kindern, und betrug sich dem Lord gegenüber in allen Stücken so, als wäre dieser durchaus seines Gleichen. Man kann sich denken, daß Byron's Stolz, oder eigentlich seine große Eitelkeit dies wie eine entsetzliche Anmaßung empfand. Empfindliche Reden wurden hin- und hergetragen und entstellt, so daß es zum förmlichen Bruche kam, und Byron froh sein mußte, sich durch Geldopfer der ihm lästig gewordenen Familie wieder entledigen zu können. Er hatte dabei Nichts erreicht, als daß er ein verfehltes literarisches Unternehmen, welches ihm wenig Ehre gebracht, wieder aufgeben mußte, und sich die tödtliche Feindschaft eines Mannes zugezogen hatte, welcher zwei Bände Memoiren schrieb, und unmittelbar nach Byron's Tode veröffentlichte, in welchen zwar eigentliche Unwahrheiten nicht enthalten zu sein scheinen, die aber doch alle Thatsachen und Reden von der gehässigsten Seite auffaßten und den offenbaren Zweck hatten, das Andenken des Dichters bei der Nachwelt zu verunglimpfen.

So großen Aerger und Kummer nun auch diese Verbindung mit Hunt für Lord Byron zur Folge hatte, so muß der Biograph dem Hunt'schen Buche dennoch dankbar sein, weil ein richtiges Bild sich aus dessen

Schilderungen ebenso herstellen und ergänzen läßt, wie die wahre Gestalt eines Gegenstandes auch aus einem Zerrspiegel erkannt werden kann, sofern man nur mit den Gesetzen vertraut ist, nach denen das Glas geschliffen worden.

Waren aber diese Dinge für Byron mehr Unannehmlichkeiten und Verdrießlichkeiten, als eigentliche Unglücksfälle, so sollte doch auch ein wahrhaft tragisches Ereigniß ihm nahe treten, welches bestimmt war, auf seine Gemüthsverfassung einen Schatten zu werfen, der lange Zeit brauchte, um allmählig wieder zu verschwinden.

Shelley war ein leidenschaftlicher Freund des Meeres, und stimmte mit dem von gleicher Liebe für dies Element erfüllten Byron auch in diesem Punkte überein. Oft fuhr er allein, oder in Begleitung nur eines Gefährten in einem Segelboote weit hinaus in die offene See, und mit seiner Geschicklichkeit in Handhabung der Ruder und des Segels glaubte er jeder Witterung, selbst dem Sturme, trotzen zu können.

Am 7. Juli 1822 war er mit dem Capitain Williams auf diese Weise in den Golf von Spezia hineingefahren. Vergebens erwartete man an diesem und den folgenden Tagen seine Rückkehr. Erst nach Wochen

wurden die Leichname beider Verunglückten in der Nähe von Viareggio an's Ufer gespült.

Byron war auf's Tiefste betrübt durch den Verlust eines Mannes, dem er die großartigsten Anregungen und Gedankenmittheilungen verdankte, und mit dem er durch die Aehnlichkeit ihrer Schicksale und durch vielfaches Beisammenleben innig verbunden war.

Shelley hatte wiederholt den Wunsch ausgesprochen, einst in Rom neben der Pyramide des Cestius bestattet zu werden. Der Körper des unglücklichen jungen Dichters war indessen, wie man sich denken kann, nicht in einem Zustande, wo er hätte transportirt werden können. Um dies dennoch zu ermöglichen, und den letzten Wunsch des Freundes zu erfüllen, faßte Byron den romantischen Plan, die irdischen Ueberreste desselben auf einem Scheiterhaufen zu verbrennen und die Asche nach Rom zu senden.

Die Erlaubniß der Behörden zu einem so ungewöhnlichen Verfahren wurde in Betracht der besonderen hier obwaltenden Umstände erwirkt. Byron begab sich in Begleitung einiger Freunde des Verstorbenen an die Küste, wo ein paar alte Bäume und die Trümmer gescheiterter Fahrzeuge das Holz für den Scheiterhaufen hergeben mußten. An dieser wundervollen Stelle, in der Mitte zwischen den Buchten von Spezia und Livorno,

wo eine Landzunge weit in's Meer springt, wurde die Leichenfeierlichkeit in Nachahmung des altrömischen Ritus vollzogen. Opfer von Weihrauch und Wein waren nicht vergessen. Der Himmel war heiter, und die Flamme loderte hell zu der klaren Bläue empor.

Die Asche wurde gesammelt und von einem englischen Herrn, der in Rom wohnte, dorthin geführt, und an der Stelle beigesetzt, welche Shelley sich für seine letzte Ruhestätte ausersehen hatte*).

Während des Aufenthalts in Pisa erhielt Byron auch die Nachricht von dem Tode seiner Schwiegermutter, der Lady Noël Milbank. Diese Frau war seit dem Augenblick seiner Verheirathung, und noch mehr seit dem Augenblick seiner Trennung von Lady Byron der Gegenstand seines bittersten Hasses gewesen, und der Zielpunkt endloser Sarkasmen und Satyren, die er in seinen Schriften und seinen Briefen, und in der Un-

*) Galt behauptet, daß Byron und seine Genossen, nachdem sie den Leichnam verbrannt, ein Mahl herrichten lassen, und sich dabei allen Ausschweifungen des Trunkes ergeben haben. Weder Capitain Medwin, der damals in Pisa war, und den Lord am andern Morgen besuchte, noch Hunt erwähnen hiervon Etwas, so daß wir diese Erzählung wohl mit unter die tausende von unbegründeten böswilligen Berichten zu zählen haben, welche über den Dichter damals, und bald nach seinem Tode von Müssigen und Böswilligen in's Publikum gebracht wurden. —

terhaltung mit seinen Bekannten bei jeder Gelegenheit gegen sie schleuderte.

Als Murray ihm im April 1822 von einer Krankheit seiner Schwiegermutter Nachricht gegeben hatte, antwortet er: „Sie erzählen mir, daß Lady Noël gefährlich krank gewesen ist. Nun, ich kann Sie trösten, sie ist wieder gefährlich gesund;“ und an einer anderen Stelle sagt er, er würde gern sterben, wenn ihn nicht der Wunsch zurückhielte, Lady Noël erst todt zu wissen, und doch würde es ihm auf der anderen Seite auch wieder Spaß machen, ihr als Gespenst zu erscheinen und sie zu ängstigen.

So kann man sich vorstellen, daß der endlich erfolgte Tod der alten Dame ihn um so weniger betrübte, als er durch den Tod derselben in Besitz bedeutender Jahreseinnahmen kam. Ein Verwandter der Lady Byron, Lord Wentworth, hatte nämlich die Einkünfte seiner in Lancashire belegenen großen Besitzungen an Lady Noël und nach deren Tode an Lady Byron auf Lebenszeit vermacht; und da keine förmliche Scheidung zwischen der letzteren und dem Dichter stattgefunden hatte, so konnte Lord Byron nach englischen Gesetzen diese ganzen sehr bedeutenden Revenüen beanspruchen. Anfangs hatte er die Absicht gehabt, und sich auch in dem Sinne mehrfach gegen seine Freunde ausgesprochen, sich von

dem Vermögen seiner Gemahlin gar Nichts aneignen zu wollen, und das wäre unter den obwaltenden Umständen nicht nur ehrenvoller gewesen, sondern er hätte es um so eher thun können und sollen, als seine eigenen Güter und seine Schriften ihm damals schon viertausend Lstr. jährlich einbrachten. Allein er war in Geldsachen nicht mehr so hochherzig gesinnt wie in seiner Jugend.

Die Wahrnehmung seiner Interessen in dieser ganzen Angelegenheit übertrug er zweien hochachtbaren Männern, dem Lord Dacre und dem berühmten Sir Francis Burdett, deren Anordnungen er sich im Voraus unbedingt unterwarf. Es wurde die Theilung zur Hälfte beliebt. Er wollte außerdem seiner Gemahlin den Familiensitz der Wentworth als ein nicht zu theilendes Besitzthum im Voraus überweisen lassen, allein Lady Byron lehnte dies ab, was ihn, wahrlich sehr mit Unrecht, tief beleidigte. Wie konnte er glauben, daß diese Dame sich herbeilassen würde, etwas von ihm anzunehmen, was einem Geschenk ähnlich gesehen hätte?

Diese Vermögensbeziehungen veranlaßten übrigens manchen geschäftlichen Schriftwechsel zwischen den Gatten, der jedoch größtentheils durch die Geschäftsführer besorgt wurde. Mehrmals hat er in Anfällen zärtlicher oder melancholischer Laune diese Gelegenheit dazu benutzen wollen, eine Versöhnung herbeizuführen; Lady

Byron wies aber alle solche Versuche auf's Entschiedenste zurück, und wahrlich, es zeugt nur von einer gänzlichen Entfremdung gegen alle unter Menschen hergebrachten Begriffe von Schicklichkeit und sittlichem Anstand, wenn er seiner Gemahlin eine Wiedervereinigung zumuthen konnte, in derselben Zeit, wo ihm doch bekannt war, daß sie von seinem Verhältniß zur Giuccioli unterrichtet sein mußte, so daß sie die empfindsamen, unter den Augen der Geliebten geschriebenen Episteln nur wie einen beleidigenden Hohn betrachten mußte. Es ist unbegreiflich, wie Moore ihr einen Vorwurf daraus machen konnte, sich in dieser allein richtigen Weise betragen zu haben!

Elftes Kapitel.

Genua. Abreise nach Griechenland.

Byron's Lage in Pisa wurde allmählich stets weniger angenehm für ihn. Seine Schriften hatten ihn der toscanischen Regierung als einen Freigeist verdächtig gemacht, der Ruf des Carbonarismus war ihm vorausgegangen, und seine nächsten Freunde waren verbannte Romagnesen, deren Anwesenheit im Lande man nur un-

gern duldete. Außerdem hatte der Streit mit den Soldaten viel Lärm gemacht, — die Verbrennung Shelley's und alles sonstige Ungewöhnliche in der Lebensweise des Dichters stieß gegen den conservativen Geist des regierenden Erzherzogs an, — kurz, man wünschte sehnlich, daß der geniale Lord für seine Genialitäten sich einen andern Schauplatz suche. Ein neuer unruhiger Auftritt unter Byron's Gefolge gab der Sache den Ausschlag. Während einer kurzen Abwesenheit des Lords war ein in seinen Diensten stehender Schweizer mit dem Grafen Gamba, dem Bruder der Giuccioli, in Streit gerathen. Es kam zu Thätlichkeiten, und der Schweizer brachte dem Grafen eine leichte Wunde im Gesichte bei. Dieser Skandal regte alle üblen Leidenschaften wieder auf, welche der frühere Straßenkampf mit den Soldaten veranlaßt hatte. Die Regierung, in der beständigen Angst eines bösen Gewissens, zitterte vor Allem, was die bleierne Ruhe stören konnte, welche zu erhalten sie ihren ganzen despotischen Druck in Anwendung brachte. Man griff zu demselben Mittel, welches die päbstliche Regierung in Ravenna früher angewendet hatte, und es erging ohne Weiteres der Befehl, daß die Grafen Gamba, Vater und Sohn, binnen vier Tagen das großherzogliche Gebiet zu verlassen hätten.

Für Lord Byron war dies im höchsten Maße

schmerzlich und beleidigend zugleich, weil dabei die Bestimmung in's Spiel kam, nach welcher der Gräfin Giuccioli die Trennung von ihrem Gatten nur unter der Bedingung gestattet worden, daß sie im Hause ihres Vaters wohne. Byron war sofort entschlossen, seine Freunde nicht zu verlassen, sondern mit ihnen auszuwandern. Allerlei Pläne kamen zur Sprache. Man dachte an Genf, an Südamerika — das Abenteuerlichste wurde ersonnen. Zuletzt fiel die Entscheidung für Genua aus.

Die Casa Saluzzi, eine Villa in dem auf einer Anhöhe in der Nähe von Genua reizend gelegenen Dorfe Albano, wurde gemiethet, und Byron siedelte mit den Gambas dorthin über.

Dieser Genueser Aufenthalt scheint diejenige Zeit in Byron's Leben gewesen zu sein, wo er noch am meisten sich in die Schranken eines gewöhnlichen bürgerlichen Daseins zu finden, und sich in demselben wohl zu befinden lernte. Wir haben gerade für diesen Abschnitt seiner wunderbaren und wechselnden Laufbahn sehr ausführliche Berichte, indem er sich an die im Frühjahr 1823 zu Genua verweilende Familie des Grafen Blessington auf's engste anschloß, täglich mit ihnen zusammenkam und in einem beständigen Austausch von Einladungen, Briefen und Billeten blieb. Lady Blessington hat ihre Unterhaltungen

mit dem Dichter veröffentlicht, die uns zwar keine neuen Seiten seines Charakters erschließen, aber doch zu einer sehr wünschenswerthen Bestätigung des Urtheils dienen, welches wir aus seinen eigenen Schriften und denen seiner Freunde und auch seiner Feinde uns über seinen Charakter zu bilden haben.

Als besonders charakteristisch für diese dem Schlusse seines kurzen Lebens so nahe Zeit möchten wir Folgendes hervorheben:

Die Abfassung der letzten Gesänge des Don Juan, welche in dieses Jahr fällt, beweist zur Genüge, daß Byron's Dichtergenie ihm in ungeschwächtem Maße zu Gebote stand, aber es liegt in der Sache selbst, daß das Publikum, welches sich nun daran gewöhnt hatte, seit einer Reihe von Jahren mit immer neuen und immer großartigeren Schöpfungen aus seiner Feder überrascht zu werden, die späteren Erzeugnisse nicht mehr mit demselben Enthusiasmus aufnahm, wie dies früher der Fall war. Außerdem hatte er sich durch Herausgabe des „Liberalen" in den Augen der Engländer entschieden geschadet, nicht nur, weil man ihm die Verbindung mit Hunt überhaupt verdachte, sondern auch, weil die von Byron gelieferten Beiträge nicht von der Art waren, ihm Gunst und Beifall zu erwerben. Das Eine der Stücke: „Eine Vision des jüngsten Gerichts" war eine Satyre

auf den eben verstorbenen König Georg III., der wegen seines menschlichen und häuslichen Charakters so beliebt war, daß ein Angriff auf den Dahingeschiedenen höchst widerwärtig erscheinen mußte, und „Himmel und Erde", der zweite Beitrag, sprach ebensowenig an, weil man nicht recht wußte, was man aus dieser überschwenglichen Dichtung machen sollte.

Er selbst empfand die Folgen seines Mißgriffs in noch höherem Maße, als wirklich Veranlassung dazu vorlag, und er glaubte, man sei seiner müde, und sein Stern sei im Untergehen begriffen. Das Mißtrauen, welches in seiner sonst offenen Gemüthsart lag, und die Kränkung seiner reizbaren Eitelkeit drängten den Gedanken immer mehr in den Vordergrund, daß er nicht berufen sei, ausschließlich auf dem Felde der Dichtkunst und des Schriftstellerthums sich auszuzeichnen. Der Versuch durch Theilnahme an den Freiheitsbestrebungen der Italiener sich ein Feld politischer Thätigkeit zu schaffen, war auf's traurigste gescheitert, hatte seine Freunde in Unglück und Verbannung gebracht, und ihn selbst zu einem unstäten Leben genöthigt, so daß er den jedesmal erwählten Wohnsitz bald mit einem neuen wieder vertauschen mußte. Nun fügte es sich wunderbar, daß der griechische Freiheitskampf gerade in diese Zeit fiel. Hier waren ganz entsprechende Zustände gegeben. Auch hier sollte ein edles, ehemals

durch alle Tugenden und durch die größten Leistungen in Kunst und Wissenschaft, im Kriege und Frieden gleich ausgezeichnetes Volk sich von einer langen drückenden Knechtschaft aus dem Joche fremder Eroberer befreien.

In ganz Europa regte sich ein Gefühl der wärmsten Theilnahme für dies anscheinend so tollkühne Unternehmen, bei welchem der kleine Volksstamm der Hellenen sich gegen das ungeheure türkische Reich zur Wehre setzen wollte. Unter dem Namen der Philhellenen bildete sich in ganz Europa, besonders aber in England und in der Schweiz eine durch den nämlichen Gedanken verbundene Brüderschaft edler Männer, welche mit Rath und That, durch Aufwendung bedeutender Geldmittel oder durch Theilnahme an dem Kampfe in Person ein Unternehmen fördern wollte, welches ein Kampf der Civilisation gegen die Barbarei, des Schwachen, zu Unrecht Unterdrückten gegen den rohen Zwingherrn, und zugleich ein Kampf des Christenthums gegen die Ungläubigen war. Ein unglaublicher Enthusiasmus bemächtigte sich der ganzen Jugend Europa's. Knaben entliefen ihren Aeltern und die Mädchen leerten ihre Sparbüchsen, um den Griechen zu Hülfe zu kommen. Griechenlieder wurden gedichtet und gesungen. Man hoffte das Zeitalter der Heroen wiederkehren zu sehen. Auf Lord Byron mußte nun Griechenland eine doppelte Anziehungskraft ausüben.

Es war das Land, wo er Childe Harold gedichtet, und wohin er sich stets zurückgesehnt hatte, bis Italien ihm eine zweite Heimath zu werden schien.

Der Umstand jedoch, daß seine Verbindung mit den Gamba's ihn seit zwei Jahren nun schon zum dritten Mal zu einem Wechsel des Wohnsitzes genöthigt hatte, war an sich wohl hinreichend, ihm den Aufenthalt in Italien zu verleiden, und wahrscheinlich hätte er ohne Weiteres schon jetzt sich zu seinem Zuge nach Griechenland entschlossen, wenn nicht die Gräfin Giuccioli darauf bestanden hätte, ihn zu begleiten und seine Gefahren zu theilen. Dies war nun ein für alle Mal unthunlich, und es ist auch bei Byron's Charakter nur zu wahrscheinlich, daß seine Leidenschaft für die junge Frau nicht mehr heiß genug war, um ihn von einer allein zu unternehmenden Reise abzuhalten.

Den Ausschlag gab der Besuch, welchen er im April 1823 von dem Bevollmächtigten des englischen Comites der Philhellenen, Herrn Blaquieres, erhielt, der beauftragt war, Griechenland zu bereisen, um sich mit eigenen Augen von den dortigen Zuständen Kenntniß zu verschaffen. Gegen diesen Herrn ging Byron mit seinen Plänen soweit heraus, daß das Comite in London den Dichter in die Zahl seiner Mitglieder aufnahm.

Mit Eifer suchte er sich nun über den dortigen Stand

der Dinge Kenntniß zu verschaffen, und er giebt einen ebenso klaren und umsichtigen, als durch die heitere Laune der Abfassung ergötzlichen Bericht über das Examen, welches er mit zwei Deutschen angestellt, einem Baier und einem Würtemberger, die aus Griechenland heimkehrend von den österreichischen Behörden ausgewiesen, ohne einen Groschen und ohne Schuhe nach Genua kamen. Er gab ihnen im Namen des Comites Reisegeld, um nach der Schweiz zu gelangen, und unterstützte sie auch sonst auf alle Weise.

Schon am 17. Mai schreibt er: „Meine Reise nach Griechenland wird von dem Comite in England abhangen und zum Theil von den Berichten, welche einige jetzt in Griechenland reisende Personen mir senden werden. Wenn ich hingehe, so ist meine Absicht, dort soviel Gutes zu wirken, wie in meinen Kräften steht.“

Da er seinen Willen ausgesprochen hatte, eine bedeutende Summe Geldes der provisorischen Regierung in Hellas zur Disposition zu stellen, und Geld dasjenige war, woran es derselben am meisten fehlte, so waren die sonst in allen Dingen uneinigen Parteiführer der Griechen doch darin einig, daß sie es für sehr wünschenswerth hielten, wenn Lord Byron bewogen werden könnte zu ihnen zu kommen, zumal sie sich auch von sei-

nem persönlichen Ansehen und Einfluß Günstiges versprachen.

Je näher der Zeitpunkt rückte, an dem er sich zum Antritt seiner Expedition anschicken sollte, um so mehr traten ihm auch natürlich Zweifel und Bedenken entgegen; „denn wie groß auch," sagt die Gräfin Giuccioli, „seine Vorliebe für Griechenland war, wie sehr ihn die oft ausgesprochene Ueberzeugung vorwärts trieb, daß ein Mann etwas mehr für die Menschheit thun müsse, als Verse schreiben, und wie groß der Reiz war, den eine so edle Sache wie der Freiheitskampf eines Volkes auf seinen Geist üben mußte, so können doch alle, die ihm damals nahe standen, von den Kämpfen Zeugniß geben, die er in seinem Innern zu bestehen hatte."

Eine eigenthümliche Unruhe hatte sich seiner bemächtigt, und er glaubte allerlei trübe Vorahnungen zu empfinden, wie ja überhaupt ein solches abergläubisches Lauschen auf übersinnliche Anzeichen durch sein ganzes Leben geht.

Die Blessingtons verließen Genua gerade in jenen Tagen. Am Abende vor ihrer Abreise, kam Byron zu ihnen um Abschied zu nehmen. Man saß und plauderte, aber es war unverkennbar, daß er sich in sehr gedrückter Stimmung befand, und es machte ihn sehr niedergeschlagen, daß die Freunde ihre Abreise nicht verschieben

konnten, bis er seine Expedition angetreten hätte. „Hier,“ sagte er, „sitzen wir alle bei einander! aber wann und wo werden wir uns wiedersehen! — Ich habe eine Ahnung, daß wir uns nimmer wiedersehen, und daß ich aus Griechenland nicht heimkehren werde.“ In so traurigem Tone die Unterhaltung weiter führend, brach er plötzlich ab, lehnte seinen Kopf auf die Hand, und brach in Thränen aus, und ohne die Kraft seinen Schmerz zu unterdrücken, weinte er mehrere Minuten lang bitterlich. Dann plötzlich sich aufrichtend suchte er durch eine gezwungene komische Wendung die Aufmerksamkeit der Anwesenden von sich abzulenken, indem er auf die nervösen Anfälle schalt, denen er von Zeit zu Zeit unterworfen sei.

Zum Abschiede gab er noch jedem der Anwesenden irgend eine Kleinigkeit als Andenken, und tauschte einen Ring, den die Lady vom Finger ziehen mußte, gegen eine Nadel mit Napoleon's Bild aus, welche er selbst lange getragen hatte.

Am andern Morgen erhielt die Gräfin Blessington folgendes Billet:

„Theuerste Lady, ich bin abergläubisch, und mir ist eingefallen, daß jedes Andenken mit einer Spitze nicht von guter Vorbedeutung ist. Ich bitte Sie daher, statt der Nadel die beiliegende Kette anzunehmen, die von so

geringem Werthe ist, daß Sie deshalb kein Bedenken zu haben brauchen. Da Sie etwas wünschen, was ich getragen habe, so habe ich diese Kette öfter und länger getragen als jene Nadel. — Haben Sie die Güte mir den Empfang anzuzeigen und die Nadel zurückzusenden, die um so größeren Werth für mich haben wird, weil sie einige Stunden lang sich in Ihrem Besitze befunden hat."

Neben den inneren Kämpfen, welche Lord Byron mit sich durchzumachen hatte, nahmen die äußeren Anstalten und Vorbereitungen zur Reise seine Gedanken und Zeit, wie man sich denken kann, in hohem Grade in Anspruch.

Vor allen Dingen mußte er sich Geld verschaffen, und indem er alle disponiblen Fonds aus England an sich zog, hatte er das Glück, daß der ihm befreundete Banquier Bary in Genua ihm auf seine Bücher und Habseligkeiten eine Summe vorschoß, welche den Werth derselben weit überstieg. So erhielt er 50,000 Kronen zur Verfügung.

Einen Schoner (Bolivar) hatte er schon früher bauen lassen, und zu seinen Lustfahrten benutzt. Diesen ließ er in Genua zurück, und erwarb statt dessen eine englische Brigg, Herkules genannt, welche ihn und sein Gefolge nach Griechenland bringen sollte. Der junge Graf Gamba, Herr Trelawney und ein Arzt, Dr. Bruno

sollten ihn begleiten. Acht Diener und fünf Reitpferde nahm er mit sich. Eine Menge Waffen und Munition, zwei kleine Kanonen, und Medizin, hinreichend für 1000 Mann auf ein Jahr, vervollständigte die Ladung.

Für sich und seine Begleiter hatte er eine Art von phantastischer Rüstung machen lassen. Auf dem prachtvollen Helme prangte in reicher Vergoldung das alte Wappen der Byron.

„Ob ich in Griechenland bleibe," schreibt er an das Londoner Comite, „das wird hauptsächlich davon abhangen, ob meine Gegenwart dort von Nutzen sein kann. Werde ich gut aufgenommen, so will ich von meinen gegenwärtigen und späteren Einkünften Alles, was ich ersparen kann, für die Sache verwenden, der ich mich gewidmet habe. Entbehrungen und Anstrengungen konnte ich einst gut genug ertragen, — es wird sich zeigen, in wie weit meine Kräfte auch jetzt noch dazu ausreichen."

So war nun alles bereit. Nach einem herzzerreißenden Abschiede von der Gräfin Giuccioli, der er versprach in einigen Monaten zurückzukehren, schiffte er sich ein. Am 13. Juli schlief er mit seinem Gefolge am Bord des Herkules. Es erhob sich aber ein so heftiger Wind, daß man in den Hafen von Genua zurückkehren mußte. An's Land steigend bemerkte Lord Byron be-

denklich, daß er den schlechten Anfang als ein gutes Omen für den Ausgang ansehen wolle. Durch diese unwillkürliche Verzögerung kam es nun dazu, daß die endliche Abfahrt an einem Freitage erfolgte, einem Tage der Woche, den Byron stets als einen von unglücklicher Vorbedeutung angesehen hatte.

Nach einer Fahrt von fünf Tagen landete man in Livorno, um noch Schießpulver und einige andere Vorräthe einzunehmen, die nur hier zu bekommen waren. Von Livorno sollte dann die Ueberfahrt nach Griechenland ohne Verzug bewirkt werden.

Daß dies nicht geschah, sondern daß Byron genöthigt wurde einige Tage hier zu verweilen, war die Veranlassung, daß ihn noch vor seiner Abreise eine Sendung erreichte, welche ihm das größte Vergnügen gewährte.

Goethe war bekanntlich einer der eifrigsten Verehrer des englischen Dichters. Aus seinen Anmerkungen zur englischen Literatur, und noch mehr aus Eckermann's Gesprächen ist das zur Genüge bekannt, und wir erfahren dort auch, daß der Euphorion im zweiten Theil des Faust eine allegorische Verherrlichung Lord Byron's sein soll.

Auch Byron hatte eine große Hochachtung für Goethe, dessen Faust er, wenngleich nur durch mangel-

hafte und flüchtige mündliche Uebersetzung kennen gelernt hatte, während er von den übrigen Schriften, wie es scheint, nur den Werther, und auch diesen natürlich nur in der Uebersetzung gelesen hatte.

Als Marino Faliero erschien, war dem Lord ein Ausspruch Goethe's bekannnt geworden, etwa dahin lautend, daß in der englischen Poesie großes Genie und Allseitigkeit und Gefühl für das Tiefe gefunden werde, in Verbindung mit hinreichender Kraft und Zartheit, daß aber alles dies zusammen noch nicht den Dichter mache. Da Byron glauben mochte, daß auch ihm hier-durch das Recht abgesprochen werde, sich einen Dichter zu nennen, so hatte er in seiner burlesquesten Weise eine Widmung des Marino an Goethe abgefaßt, in welcher er sich über die große Zahl englischer Dichter, die diesen Namen führen, und gelegentlich auch über den alten Herrn selbst lustig machte, und er hatte alles Ernstes die Absicht, dies Pasquill dem Stücke als Widmung vor-drucken zu lassen. Zum Glück ließ er sich die Verübung einer solchen Thorheit noch ausreden, und das selt-same Schriftstück ist erst nach Goethe's Tode abgedruckt worden.

Beim Erscheinen des Sardanapal dagegen sandte er an Goethe ein Exemplar, welchem er schriftlich einige ehrfurchtsvolle Worte vorgesetzt hatte, mit der Frage, ob

eine solche Widmung dem großen Dichter genehm sein würde. Aber auch diese Dedication wurde damals nicht gedruckt, (weshalb? ist nicht bekannt geworden) sondern nur in wenigen Exemplaren lithographirt.

Erst das letzte und schwächste der Byron'schen Dramen, Werner erschien mit der vorgedruckten Widmung an Goethe in folgenden Worten:

„Dem berühmten Goethe von einem seiner demüthigsten Bewunderer zugeeignet."

Goethe erwiederte diese Artigkeit dadurch, daß er einem nach Genua reisenden jungen Engländer das aus seinen Werken bekannte Sonett an Byron mitgab, und diese Sendung traf den Lord in Livorno. Byron dankte durch folgendes Schreiben, welches mit der nicht gut in's Deutsche übertragbaren Anrede Illustrious Sir beginnt: „Livorno, 24. Juli 1823. Ich kann Ihnen nicht so danken, wie die Zeilen es verdienen, welche Sie durch meinen jungen Freund Sterling mir übersandt haben, und es würde mir schlecht anstehen, wenn ich es wagen wollte, mit einem Manne, der seit fünfzig Jahren unbestrittener Beherrscher der europäischen Literatur ist, Verse auszutauschen. Sie müssen daher meinen Dank in Prosa, und noch dazu in flüchtiger Prosa entgegennehmen, da ich mich im Begriff befinde, noch einmal nach Griechenland zu reisen, und der Lärm der Geschäfte um

mich her meiner Dankbarkeit und Bewunderung kaum die Möglichkeit gewährt sich zu erkennen zu geben. — Kein günstigeres Omen, keine angenehmere Ueberraschung konnte zu solcher Zeit mir werden, als ein Wort Goethe's von dessen eigener Hand geschrieben. Ich begebe mich noch einmal nach Griechenland, um zu sehen, ob ich daselbst von einigem Nutzen sein kann. Kehre ich jemals zurück, so werde ich Weimar besuchen, um als Einer der vielen Millionen, die Sie bewundern, Ihnen meine Huldigung darzubringen. Ich habe die Ehre u. s. w."

Nach diesem ihn aufheiternden Zwischenfall segelte Byron noch an dem Tage ab, an welchem er den Brief geschrieben hatte, und gelangte mit seinem Gefolge nach zehn Tagen in den Hafen von Argostoli, der Hauptstadt von Cephalonien.

Zwölftes Kapitel.

Ankunft in Griechenland. Wirksamkeit des Dichters daselbst.

Lord Byron beschloß sich einige Zeit auf den jonischen Inseln aufzuhalten, deren er mehrere besuchte, weil

er vor allen Dingen von sachkundigen Personen über den Stand der griechischen Angelegenheiten und die Eigenthümlichkeiten der leitenden Personen, so wie über die Art, wie er sich am nützlichsten machen könnte, Aufschluß zu erhalten wünschte.

Seine Ankunft machte, wie man denken kann, großes Aufsehen, und Griechen und Engländer drängten sich an ihn, um ihn zu sehen.

Er hatte, da es sich von nun an darum handelte, mit Menschen und unter Menschen zu wirken, seine ihm sonst eigenthümliche Zurückhaltung vollständig abgelegt, und Alle, die ihm nahe kamen, waren sehr angenehm überrascht, statt des unzugänglichen, schroffen und misanthropischen Sonderlings, den man ihnen geschildert hatte, einen offenen, ihnen freundlich gegenübertretenden Mann zu finden. Auch ihm selbst war das Entgegenkommen, namentlich von Seiten der Engländer, sehr angenehm, und er wurde sichtlich dadurch gerührt.

Länger als vier Monate dauerte sein Aufenthalt in Cephalonien, weil er von den verschiedenen mit einander streitenden Parteien der Griechen von allen Seiten mit Bitten und Schmeicheleien bestürmt, sich nicht entscheiden konnte, auf welche von diesen Parteien er am sichersten sein Vertrauen setzen könnte. Sie alle legten nämlich auf die Mitwirkung des Lords das größte Gewicht, weil Alle

mit seiner Person, als Mitglied des Comites der Philhellenen, zugleich alle die Geldmittel zu gewinnen hofften, über welche dieses Comite zu verfügen hatte.

Da der griechische Aufstand im Jahr 1820 nicht unter einer einheitlichen Leitung, sondern in den einzelnen Provinzen auf fast selbstständige Weise erfolgt war, ganz entsprechend dem Charakter der Griechen, welcher in dieser Beziehung an das Verhalten der alten Hellenen erinnerte, so standen mehrere Gruppen einander gegenüber, deren jede gern die Uebermacht über die anderen erlangt hätte.

Drei Anführer waren es besonders, deren jeder von dem Augenblicke an, wo Lord Byron auf den jonischen Inseln eingetroffen war, ihn auf seine Seite zu ziehen hoffte. Metara, der damalige Gouverneur von Missolounghi, lud ihn aufs Dringendste ein, sich in diese Stadt zu begeben und zu dem Ersatz derselben mitzuwirken, da die Türken diesen Platz von der Landseite und von der See aus gleichzeitig blokirt hielten.

Demnächst hatte Colocotroni den Wunsch, daß der Dichter sich zu dem nach Salamis berufenen Congresse der Hauptanführer begeben möge, wo man die Angelegenheiten des Landes im Wege der Berathung ordnen zu können hoffte. Endlich lud Maurocordato, der befähigtste von allen Häuptlingen, ihn nach Hydra ein, wohin er selbst sich zurückzuziehen genöthigt worden war.

In diesem Gewirre entgegengesetzter Absichten und Wünsche sich einigermaßen zu orientiren, hatte Lord Byron die Herren Brown und Trelawney abgesendet, um das Land zu durchreisen und sich mit eigenen Augen Ueberzeugung von der wirklichen Lage desselben zu verschaffen, und ihm alsdann Bericht zu erstatten.

Der Punkt, in welchem alle diese, einander theilweise entgegenwirkenden Parteien vollkommen übereinstimmten, war das Verlangen nach Geld und Kriegsmaterial, und das Bedürfniß nach diesem ersten Erforderniß zu einem Kriege, war gerade in dem Augenblick, wo Lord Byron erschien, auf's höchste gestiegen.

Obrist Stanhope war kurz zuvor als Bevollmächtigter des Griechencomites aus England eingetroffen und hatte eine Sendung von Geschützen, und die zur Errichtung eines Feldlaboratoriums nöthigen Arbeiter mitgebracht. Allein er wirkte nicht viel und noch überdies nach einer ganz verfehlten Richtung, weil er von der vorgefaßten Meinung ausging, man müßte die Griechen zuerst durch Preßfreiheit und Unterricht zur Freiheit erziehen, um sie zum ausdauernden Widerstande gegen die Türken fähig zu machen. Er ließ Journale erscheinen, die bald wieder eingingen, und erwies sich im Ganzen vollkommen unpraktisch.

Lord Byron durchschaute das Irrige eines solchen

Beginnens sehr bald und sah ein, daß fürs Erste in materieller Unterstützung der Schwerpunkt zu suchen sei, um welchen alle Hoffnungen auf Erfolg sich drehten. So war es desto leichter erklärlich, daß alle Parteien mit den größten Schmeicheleien und den dringendsten Vorstellungen ihn bestürmten.

Das gab zu einer endlosen Correspondenz und endlosen Besprechungen Anlaß, und die Ruhe und Besonnenheit, die Liebenswürdigkeit und Festigkeit, mit welcher der Lord seine Zeit und Kräfte so aufreibender Thätigkeit opferte, wird einstimmig von allen Seiten rühmend anerkannt. War er doch nun, und zwar nicht in phantastischer und liebeschwärmender Weise, sondern praktisch und ein hohes, edles Ziel verfolgend, fast zu einem jener Seefürsten geworden, deren Ideal ihm in seinem Corsaren vorgeschwebt hatte.

Seine Lebensweise während dieser Zeit war die allereinfachste, und die wenigen Stunden der Muße, die ihm blieb, widmete er hier zu einem großen Theil den Unterredungen mit einem Manne, der von tief religiösen Ueberzeugungen durchdrungen, es für seine Aufgabe hielt, die Bekehrung Byron's zum wahren Christenthum zu versuchen. Es war der Militairarzt Dr. Kennedy, von dem wir reden. Er hat seine Gespräche mit Byron zu einem eignen Werke verarbeitet, welches erst nach seinem

und des Dichters Tode im Druck erschien. Byron ehrte die aufrichtige Gesinnung dieses neuen Freundes, aber im Ganzen sieht man doch aus diesen Gesprächen, daß er sich an dessen Eifer ergötzte, ohne sich irgendwie von demselben beeinflussen zu lassen. Dr. Kennedy täuschte sich auch keineswegs über den geringen Erfolg seiner Bekehrungsversuche, denn sein unvollendet gebliebenes Werk schließt mit folgenden Worten: „Er war in der That das, was er von sich selbst aussagte: schwankend in seinen religiösen Ueberzeugungen. Ungläubig wollte er nicht genannt werden. Dies, sagte er, sei ein kaltes Wort, welches ihn erstarren mache. Daß er nicht glücklich sei, gestand er ein, und er sagte, er wünschte sehr von der Wahrheit der Religion überzeugt zu werden.

Dr. Kennedy schonte übrigens den Lord in keiner Weise, machte ihm über sein Leben und sein sittliches Verhalten die stärksten Vorwürfe, und ein Herr Finlay, welcher bei einer dieser Unterhaltungen gegenwärtig war, sagte, daß er über die Liebenswürdigkeit erstaunt gewesen, mit welcher Lord Byron die stärksten Vorhaltungen über seine Lebensart, über seine Eitelkeit und über die wenig erbauliche Art, wie er sein Talent vergeudet habe, entgegennahm.

Daß er nicht blos in dieser Beziehung, sondern überhaupt der ganzen Sachlage gegenüber, die ihn für's

Erste zu unthätiger Beobachtung verdammte, der Selbstüberwindung in hohem Grade bedurfte, ist klar, und er übte sie mit bewundernswürdiger Ausdauer, und da können wir ihm wohl glauben, wenn er in seinen kurzen Briefen an die Gräfin Therese dieser immer auf's Neue versichert, daß er dem Augenblicke seiner Wiedervereinigung mit ihr als dem glücklichsten seines Lebens entgegensehe.

Im December 1823 faßte er den Entschluß, sich zu Maurocordato nach Missolounghi zu begeben, wo dieser damals auf dringendes Einladen der Besatzung den Oberbefehl übernommen hatte. Er schrieb hierüber am 27. Dec. 1823 an Thomas Moore: „Deinen Brief habe ich bereits vor längerer Zeit erhalten, allein ich war zu beschäftigt, um denselben mit Muße beantworten zu können. Auch jetzt muß ich in größter Eile schreiben. In 24 Stunden schiffe ich mich ein, um zu Maurocordato nach Missolounghi zu gehen. Der Stand der Parteien — doch das gäbe eine lange Geschichte — hat mich bis jetzt hier zurückgehalten. Jetzt aber ist Maurocordato (ihr Washington oder ihr Kosciusko) wieder in Aktivität, und ich kann nun mit gutem Gewissen zu Thaten schreiten. Ich habe Geld bei mir, um eine Schwadron zu besolden, und den Einfluß, den ich auf die Sulioten übe, hält man für hinreichend, um sie mit einigen der Gegenparteien in Frieden zu halten. An Spaltungen fehlt es nicht. Diese

sind aber meist geringfügiger Natur. Der Plan ist, entweder Patras zu belagern oder die Befestigungen an der Meerenge anzugreifen, und nach den Berichten, die ich erhalte, scheint es, daß die Griechen, oder wenigstens die Sulioten, die mit mir „durch Salz und Brod“ verbunden sind, voraussetzen, daß ich mit ihnen ausmarschiren werde, und so sei es denn also! — Wenn etwas wie Fieber, Ueberanstrengung oder Hunger, oder dergleichen die Laufbahn Deines Bruders in Apollo in der Mitte durchschneiden sollte, — wie es Garcilasso de la Vega, Kleist, Körner und der „russischen Nachtigall“ Irakeffsky erging – (Siehe Bowring's Anthologie!) oder dem Thersander, oder — — sonst jemandem — — aber laß es gut sein — —. Ich bitte, gedenke dann meiner bei Deinem „Wein und Gesange.“ Ich hoffe, daß die gute Sache siegen wird, aber ob ja oder nein, das Pfand der Ehre soll so genau eingehalten werden, wie die Milchdiät. Ich will von beidem nicht weichen.“

Daß Lord Byron seit dem Augenblick seines Auftretens in Griechenland sich durchweg mit Besonnenheit und Sachkenntniß benahm, und bei ihm von etwaigen poetischen Schwärmereien nicht die Spur zu finden war, und daß er trotz der trüben Vorahnungen, mit denen ihn die ganze Lage der Dinge und die Zerwürfnisse im Lager der Griechen selbst erfüllen mußten, mit bewunderungswür-

diger Resignation die Aufgabe zu lösen suchte, die er sich selbst gestellt hatte, darin stimmen alle überein, welche ihn damals zu beobachten Gelegenheit hatten. Niemand war wohl besser geeignet, ein solches Urtheil mit Sachkunde zu füllen, als der Gouverneur der jonischen Inseln, Obrist Napier, und dieser spricht sich über ihn unter Andern folgendermaßen aus:

„Von allen denen, welche den Griechen zu Hülfe kommen wollten, war Lord Byron beinahe der Einzige, welcher ihren Charakter richtig zu beurtheilen verstand. Die Andern alle kamen in der Erwartung, den Peloponnes mit Helden aus dem Plutarch bevölkert zu finden, und sie kehrten enttäuscht zurück, indem sie erklärten, ein Bewohner des Zuchthauses habe mehr Moral, als ein Grieche. Lord Byron beurtheilte sie vorurtheilsfrei. Er wußte, daß halbcivilisirte Menschen große Verbrechen begehen, und daß man befreiten Sclaven große Nachsicht schuldig sei. Darum ging er davon aus, daß sie zwar nicht gut seien, daß man aber hoffen dürfe und hoffen müsse, sie zu bessern.“

Auch die lächerliche Beschuldigung des Geizes weist Napier mit Unwillen von dem Dichter ab. „Nur eine wohlbedachte Großmuth bemerkte ich stets in allen seinen Handlungen,“ sagt er; „berauben lassen wollte er sich freilich nicht, aber wo er es wohl angewandt glaubte, da

gab er mit vollen Händen, und daß er große Summen für die Griechen aufgewendet hat, ist bekannt. Besonders gütig zeigte er sich gegen die griechischen Flüchtlinge, welche vom Continente und den Inseln sich einfanden, und eine lange Reihe von solchen Pensionairen stand auf seiner Liste."

Aber nicht blos gebend, sondern auch thätig zeigte er sich hilfreich, wo er konnte. Als einst einige Arbeiter in Cephalonia bei der Durchstechung eines Weges auf gefährliche Weise verschüttet worden waren, eilte er mit dem jüngern Gamba und mit seinem Arzte sogleich an Ort und Stelle, und als er die übrigen Arbeiter müssig dastehen und jammern sah, legte er selbst Hand an, und bewog auf diese Weise auch jene Leute, sich an's Werk zu machen und die Verunglückten zu retten.

Besonders angelegentlich war er bemüht, seine Umgebungen davon zu überzeugen, daß seine Dichtkunst auf seine politische und praktische Thätigkeit nicht von Einfluß sei, und daß man ihn nicht wie einen Phantasten, sondern wie einen Staatsmann zu betrachten habe; und als einst Jemand zu ihm sagte: „Die klassischen Erinnerungen, welche Sie überall umgeben, müssen Ihnen einen besonders großen Genuß bereiten," da erwiderte er: „Von poetischem dummem Zeuge habe ich nichts an mir. Dergleichen Dinge gehören allein für den Reim."

Endlich war der Tag der Abreise erschienen. Lord Byron schiffte sich auf dem Mistico ein, und Graf Gamba folgte mit den Pferden und dem schweren Gepäck auf einer Bombarde. Graf Gamba erzählt: „Wir segelten zusammen bis nach zehn Uhr Abends bei günstigem Winde. Unsere Matrosen sangen abwechselnd patriotische Lieder, in deren eintönige, doch rührende Weisen wir einstimmten. Wir alle, und Lord Byron ganz besonders, waren in der heitersten Stimmung. Der Mistico segelte schneller. Wir wurden von einander getrennt, und im Scheiden riefen wir: In Missolounghi sehen wir uns morgen wieder! Der Mistico war nahe daran, von einer türkischen Fregatte genommen zu werden. Glücklicher Weise hielten sie das Schiff für einen türkischen Brander und entfernten sich aus dem Bereiche der vermeintlichen Gefahr. So gelangte Byron in der Finsterniß bis an einige, wenige Stunden von Missolounghi aus dem Meere hervorragende Gruppen von Felsen, wo sie den Anbruch des Tages erwarten wollten.

Da die Bombarde ihnen nicht nachkam, so befürchtete man, daß die Türken sie genommen haben könnten. Und so verhielt es sich auch.

Jene Fregatte hatte sich des Schiffes bemächtigt, und dasselbe nach Patras geführt, wo der Anführer der türkischen Flotte seinen Standort hatte. Graf Gamba

wurde zu dem Pascha geführt und sehr höflich behandelt, ja es gelang ihm sogar, die Freigebung des Schiffs zu erwirken, wobei ihm der Umstand zu statten kam, daß der Capitain der Fregatte in dem Schiffer aus Cephalonia einen Mann wieder erkannt hatte, der ihm einst auf dem schwarzen Meere das Leben gerettet hatte. So kam Graf Gamba am 4. Januar unversehrt nach Missolounghi.

Zu seiner großen Ueberraschung erfuhr er daselbst, daß Lord Byron noch nicht eingetroffen sei. Ein Sturm hatte sich erhoben, und den Mistico von jenen Felsen fort in ein höchst gefährliches Wasser getrieben, so daß das Schiff durch die Unwissenheit des Capitains in die äußerste Gefahr gerieth.

Kaum hatten sie sich gerettet und zwischen zwei kleinen Inseln Anker geworfen, als Lord Byron sich in die wildeste Fluth stürzte, um zu schwimmen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß er bei dieser Gelegenheit sich eine Erkältung zugezogen, welche den Grund zu seiner letzten Krankheit gelegt hat.

Maurocordato, der von der Lage des Lords Nachricht bekommen hatte, schickte ihm sogleich eine Brigg und fünf Kanonenboote entgegen, und so landete Byron am 5. Januar unter endlosem Jubel der Bevölkerung in Missolounghi.

Die Stadt befand sich damals in einem Zustande sonderbarer Verwirrung, der wohl geeignet gewesen wäre, auch den größten Enthusiasten abzukühlen.

Maurocordato hatte eine Zahl der angesehensten Primaten aus dem westlichen Griechenland zu einer Berathung zusammenberufen. Sie alle hatten sich mit ihrem bewaffneten Gefolge eingefunden, und der Platz war mit einem Haufen unbändiger Soldaten erfüllt. Diese erhielten zum großen Theil weder Sold noch Nahrung, und waren also bereit, in jedem Augenblicke in Empörung auszubrechen, um so mehr, als die Führer meist untereinander, und mit Maurocordato uneinig waren. Das unbändigste Corps war das der Sulioten, welche man den Einwohnern zu großer Last hier einquartiert hatte, und die ihre achtmonatlichen Soldrückstände mit wildem Ungestüm ausgezahlt verlangten.

Lord Byron wurde unter diesen Umständen wie ein Erretter begrüßt, weil man von ihm Abhilfe dieser dringenden Geldnoth erwartete. Auch entsprach er sofort diesen Erwartungen insoweit, daß er viertausend Ls. für die Staatsbedürfnisse vorschoß, und außerdem fünfhundert Sulioten in seine Dienste nahm, und nicht unbedeutende Summen für die Artillerie, die Hospitäler, und, um seinem Freunde Stanhope gefällig zu sein, auch für die Presse unterzeichnete. Zugleich setzte er sich mit

den verschiedenen Häuptlingen in Correspondenz, und in einem verständigen und versöhnlichen Tone schrieb er an sie, um ihnen ihre schmachvollen Händel vorzuhalten, und sie zur Bildung einer kräftigen Nationalregierung aufzufordern.

Da sein Augenmerk auch darauf gerichtet war, dem Kriege den unmenschlichen Charakter zu nehmen, den er bisher durch die Wildheit beider feindlichen Theile getragen hatte, so ergriff er jede Gelegenheit, um türkische Gefangene loszukaufen, und dieselben an Jussuf Pascha zu schicken, der ihm zwar für solche Freundlichkeit dankte, sie aber nicht erwiderte.

Der Brief des Lords an den Pascha lautete folgendermaßen:

Missolounghi, 22. Januar 1823: „Hoheit! Ein Schiff, auf welchem einer meiner Freunde und einige Diener von mir sich befanden, ist vor einigen Tagen angehalten, und auf Befehl Ew. Hoheit wieder frei gegeben worden. Ich muß Ihnen hierfür meinen Dank sagen, nicht dafür, daß Sie ein Schiff frei gaben, welches unter englischem Schutze und neutraler Flagge segelnd, Niemand zurückhalten durfte, sondern dafür, daß Sie meine Freunde mit so viel Güte behandelten, während dieselben in Ihren Händen waren. In der Hoffnung, daß es Ew. Hoheit nicht mißfällig sein wird,

habe ich den Gouverneur dieser Stadt gebeten, vier türkische Gefangene frei zu lassen, und er hat in seiner Menschenfreundlichkeit mein Gesuch bewilligt. Ich verliere deshalb keine Zeit, dieselben zurückzuschicken, um sobald wie möglich Ihre Höflichkeit zu erwidern. Diese Gefangenen wurden ohne irgend welche Bedingung frei gegeben und wage ich zu hoffen, daß die Erinnerung hieran Ew. Hoheit bewegen wird, Griechen, welche in Ihre Gefangenschaft gerathen, ebenfalls mit Menschlichkeit zu behandeln. Die Schrecken des Kriegs sind schon an sich groß genug, ohne daß sie durch Grausamkeit von beiden Seiten noch erhöht werden. Noël Byron."

Am Tage vorher, ehe dieser Brief geschrieben wurde, feierte Byron seinen siebenunddreißigsten, und zugleich seinen letzten Geburtstag. Er kam am Morgen desselben zu Obrist Stanhope, wo einige Engländer sich eingefunden hatten, und sagte lächelnd: „Sie haben sich neulich darüber beklagt, daß ich jetzt gar keine Verse mehr mache. Nun ich habe wieder Etwas geschrieben, was, glaube ich, besser ist, als meine gewöhnlichen Sachen!" Und damit übergab er ihnen das ergreifende Gedicht, welches die Ueberschrift führt: „am 22. Januar 1824," und welches, wenn man die Umstände, unter denen es verfaßt wurde, und die Ereignisse, die bald folgen

sollten, in Betracht zieht, zu den ergreifendsten und rührendsten Schöpfungen des Dichters gehört.

„Wir wurden," sagt Graf Gamba, „damals überzeugt, daß es sein unerschütterlicher Vorsatz war, das begonnene Werk weiter zu führen, und entweder siegreich oder niemals zurückzukehren."

Als erste Waffenthat hatte Byron für sich in sehr verständiger Weise die Eroberung der Festung Lepanto ausersehen. „Der Lord," sagt Stanhope, „ist von kriegerischem und ritterlichem Muthe entbrannt, und will die Expedition gegen Lepanto befehligen, und er hat zu dem Ende von der griechischen Regierung eine förmliche Bestallung als Oberbefehlshaber erhalten, mit voller Gewalt in allen Civil- und Militair-Angelegenheiten." Ein Kriegsrath der erfahrensten Häuptlinge wurde ihm beigegeben, an dessen Spitze ein Botzari stand, Oheim des berühmten Kriegers gleichen Namens.

Bevor man jedoch an's Werk gehen konnte, mußten die Belagerungsgeschütze hergestellt werden, und dies war Sache des trefflichen englischen Artilleriehauptmanns Parry, der sich große Mühe gab, daß diese Vorarbeiten ordnungsmäßig zu Stande kämen. Die freudige Aussicht auf das Gelingen des Unternehmens wurde unserem Dichter indessen durch eine Menge Widerwärtigkeiten der unangenehmsten Art getrübt.

Die Sulioten, obgleich nur fünfhundert an der Zahl, verlangten dessenungeachtet mit großer Anmaßung zwölfhundert Rationen von der Stadt, worüber es zwischen ihnen und den Bürgern zu Raufereien kam. Byron sah ein, daß diese wilden Horden zwar sein Geld nehmen, aber ihm nicht gehorchen wollten. Er hob deshalb seinen früheren Vertrag mit ihnen wieder auf, und bildete ein neues Corps von sechshundert Mann, ohne auf die Verschiedenheit der Stämme Rücksicht zu nehmen. Jemehr er seinen Aerger zu unterdrücken strebte, und äußerliche Ruhe und Heiterkeit bewahrte, um so heftiger nagte dieser Kampf, den er in seinem Innern allein durchzumachen hatte, an seinem Herzen, und übte auf seine Gesundheit einen sehr nachtheiligen Einfluß.

Dies wurde noch dadurch verschlimmert, daß das eingetretene Regenwetter ihm nicht gestattete, sich soviel wie er sonst pflegte in freier Luft zu bewegen und seine Promenaden zu Pferde zu machen, die er während seines Aufenthaltes in Missolounghi mit großer Feierlichkeit und militairischem Pompe eingerichtet hatte. Denn mit äußerem Glanze aufzutreten schmeichelte seiner Eitelkeit, und war zugleich sehr klug darauf berechnet, ihm in den Augen der Bevölkerung die Ehrfurcht zu erhalten, deren er bedurfte, wenn er überhaupt auf solche Menschen wirken wollte. So oft er ausritt, begleitete ihn

eine Leibwache von fünfzig Sulioten, die er sich aus seinem Corps ausgewählt hatte, zu Fuß; und diese Menschen waren so gewandte Läufer, daß sie, das Gewehr im Arm, ihm zur Seite blieben, auch wenn er sein Pferd in starkem Trabe gehen ließ.

Der Anführer und einige Mann liefen dem Pferde voraus, ihm zur Seite ritt gewöhnlich Graf Gamba und sein griechischer Dolmetscher, und hinter ihm zwei Diener in großer Livree. Dann folgte der Rest der Leibwache zu Fuß.

Ein geräumiger bedeckter Vorplatz seines Hauses diente dieser Truppe zum Wachtlokal. Die Gewehre hingen an den Wänden. Zwischen ihren Reihen liebte Byron es, besonders bei schlechtem Wetter, oft stundenlang auf und ab zu gehen, von seinem damaligen Lieblingshunde Lion gefolgt.

Am 15. Februar Abends befand er sich in Stanhope's Zimmer mit Capitain Parry und drei anderen Engländern. Man scherzte über die Meinungsverschiedenheit zwischen Byron und Stanhope, und Byron sagte, er hoffe, daß er als Schriftsteller mit seiner Brigade noch früher zu stande kommen werde, als der Obrist mit seiner Druckerpresse. Plötzlich übergoß eine ungewöhnliche Röthe seine Züge, und man sah es ihm an, daß er an Nervenzuckungen leide. Er klagte über

Durst, und trank etwas Obstwein. Allein sofort stellten sich jene Zuckungen in noch höherem Grade ein, er that einige Schritte vorwärts und stürzte unter den heftigsten Krampfzufällen in Parry's Arme. Seine Convulsionen waren so stark, daß drei Männer kaum im Stande waren ihn zu halten, und er hat nachher geäußert, er habe unerträgliche Schmerzen erduldet, und sei überzeugt, es würde sein Tod gewesen sein, wenn der Zufall nur eine Minute länger gedauert hätte.

Kaum war indessen dieser Anfall vorüber, als er auch seine volle Besinnung wieder gewonnen hatte. Er fragte den herbeigerufenen Arzt, ob Gefahr für sein Leben sei. „Lassen Sie mich es wissen," sagte er, „und glauben Sie nicht, daß ich den Tod fürchte. Ich fürchte ihn nicht." Am andern Morgen war er wieder wohler, klagte indessen noch über Schwere im Kopfe. Man setzte ihm Blutegel. Das Blut war aber nachher nicht zu stillen, wodurch seine Erschöpfung so groß wurde, daß er in Ohnmacht fiel. In diesem Zustande befand er sich noch, als eine Anzahl der rebellischen Sulioten an sein Bette stürmten, ihre Säbel schwangen, und Genugthuung für angebliche Zurücksetzung verlangten. Lord Byron raffte sich auf, und, so berichtet ein Augenzeuge, seine Krankheit mit gewaltiger Willensanstrengung besiegend, wurde er immer ruhiger, je ärger die Sulioten

tobten und rasten, und seine imponirende Kälte trug den Sieg davon. Es gewährte einen erhabenen Anblick, zu sehen, wie die Macht eines genialen Willens diese rohen Horden unter sich beugte.

Auch Graf Gamba sagt, daß es unmöglich sei, die Ruhe und Großartigkeit zu schildern, welche er in jeder Gefahr offenbarte, und so reizbar er in Kleinigkeiten sich zeigte, so hatte eine wirkliche Gefahr die Wirkung, daß er augenblicklich in den freien Besitz aller der Macht gelangte, welche in seiner edlen Natur war. Nie war ein Mann furchtloser in dringender Gefahr.

Während der wenigen Wochen, welche seit jenem verhängnißvollen Krankheitsanfalle bis zu seinem Tode noch verflossen, entfaltete Lord Byron unausgesetzt seine ganze bisherige Thätigkeit, und war allein mit den Angelegenheiten des Landes beschäftigt, denen er seine Kräfte und sein Vermögen gewidmet hatte. Nicht nur mit allen Behörden und Befehlshabern und mit den Aufsehern der Belagerungsarbeiten blieb er in fortwährendem schriftlichen und mündlichen Verkehr, und führte dabei einen ziemlich verwickelten Briefwechsel über Geldangelegenheiten mit seinem Banquier, sondern er fand auch noch Zeit, an seine Freunde in England und Italien in gewohnter halb ernster, halb launiger Weise über seine Pläne und sein Ergehen zahlreiche Briefe zu schreiben,

und selbst mit Dr. Kennedy weitläufig über dessen Bibelangelegenheiten und über die beabsichtigte Bekehrung eines muhamedanischen Mädchens zu correspondiren.

In allen diesen Briefen können wir bis an's Ende die unübertroffene Meisterschaft bewundern, durch welche er gerade in solchen flüchtig hingeworfenen Aeußerungen seiner Gefühle und Gedanken alle die Schriftsteller weit übertrifft, welche als Briefschreiber sich einen berühmten Namen gemacht haben.

Mehr als tausend Briefe von ihm sind gedruckt, aber kein einziger ist darunter, welcher nicht irgend einen originellen und geistreichen Gedanken enthielte, und alle gleichen, trotz ihrer großen Verschiedenheit, einander in der genialen Leichtigkeit, mit welcher sie auf's Papier geworfen sind.

Aus einem seiner letzten Berichte an Thomas Moore heben wir hier noch folgende Stellen heraus: — — — „Als mir der Moment gekommen schien, wo ich in Griechenland von Nutzen sein könnte, habe ich mich eingeschifft — und man sagt mir, daß meine Ankunft, durch günstige zusammenwirkende Umstände wirklich von Nutzen gewesen ist, wenn auch nur vorübergehend. Nahe Gefahr drohte mir von den Türken und dann wieder von einem Schiffbruche. Am 15. oder 16. Februar hatte ich einen Anfall von Apoplexie oder Epilepsie — die Aerzte haben

noch nicht entschieden, welches von beiden. Jedenfalls ist die Alternative sehr angenehm. Mein körperliches Befinden schwebt deshalb zwischen diesen beiden Meinungen wie Mahomed's Sarg zwischen den Magneten. Soviel steht fest, daß sie mich fast haben verbluten lassen, indem sie mir die Blutegel zu nahe an die Pulsadern der Schläfe setzten. Das Blut war kaum zu stillen, nicht einmal durch Höllenstein. Jetzt soll es mir besser gehen, aber langsam. Meine Predigten werden nun auch wohl künftig sein wie die des Erzbischofs von Granada — und in diesem Falle befehle ich, aus meiner Kasse Dir, meinem Gil Blas „hundert Dukaten zu zahlen, und wünsche Dir bessern Geschmack!" Ueber die öffentlichen Angelegenheiten verweise ich Dich auf Stanhope's und Parry's Berichte — und auf alle andern Berichte. Zu thun giebt es genug. Krieg nach Außen und Empörung im Innern — — —"

Die beabsichtigte Belagerung von Lepanto wurde inzwischen dadurch vereitelt, daß das Einverständniß, welches man mit der Besatzung eingeleitet hatte, nicht geheim gehalten wurde. Yussuf Pascha erhielt Kunde von den Unterhandlungen, zog die unzuverlässige Mannschaft aus der Citadelle, und ersetzte dieselbe durch eine Abtheilung seiner türkischen Truppen.

Der Monat März verging ohne besonders folgen-

reiche Ereignisse, doch dauerten die Streitigkeiten und Zerwürfnisse unter den Griechen fort, und der Kummer und Aerger, den Byron hierüber empfand, trug nicht wenig dazu bei, seine Körperkräfte völlig zu untergraben, welche ohnehin durch das feuchte und schlechte Sumpfklima von Missolounghi fortwährend litten.

Aber auch außer den großen überwältigenden Sorgen, welche die Verfolgung seiner Pläne für die endliche Befreiung des Landes ihm aufbürdete, stürmten von allen Seiten Verdrießlichkeiten auf seinen durch die Krankheitsanfälle geschwächten Körper ein. Die Anforderungen an seine Kasse nahmen kein Ende, und zwar Anforderungen der unbilligsten und unverschämtesten Art. Er konnte und wollte dergleichen um so weniger befriedigen, als er sich dadurch der Mittel beraubt hätte, seine Unterstützung für die Zwecke der großen Hauptangelegenheit seines Unternehmens zu verwenden. Dergleichen Verhandlungen gingen niemals ohne Aerger und heftige Debatten ab. Er fühlte sich höchst verlassen und unglücklich unter diesen unzähmbaren Menschen.

Dazu kam der gänzliche Mangel an zarter Pflege, deren ein Kranker so sehr bedarf, und je unerschütterlicher er sich in Mitten aller dieser Drangsale und Entbehrungen bis zum letzten Augenblick aufrecht zu erhalten suchte, um so mehr wächst unsere Theilnahme für den

Dichter, welcher eine Last auf seine Schultern genommen hatte, die zu tragen seine geschwächten Kräfte nicht mehr ausreichten.

Einigen Trost in diesen traurigen Verhältnissen gab die Nachricht, daß das Staatsanleihen, welches die griechische Regierung abzuschließen bisher umsonst bemüht gewesen, und dessentwegen er selbst auf's eifrigste nach allen Seiten hin thätig sich beworben hatte, gerade jetzt zu Stande kam. Auch bessere Nachrichten über das Befinden seiner Schwester und seiner Tochter Ada, welche beide krank gewesen waren, trugen zu augenblicklicher Aufheiterung bei. Aber solche vorübergehende Lichtblicke konnten die hereinbrechende Nacht wohl auf kurze Zeit erhellen, — sie zu verscheuchen waren sie nicht im Stande.

Seine von Natur so reizbare Geistes- und Körperbeschaffenheit war durch die verschiedensten Einflüsse aller Art, denen er von Jugend auf durch Zufall und eigene Schuld ausgesetzt war, auf's Höchste erschöpft, und das Regenwetter, welches gerade in dieser Woche jede Bewegung im Freien unmöglich machte, erhöhte seine Niedergeschlagenheit und Abspannung.

An dem Tage, wo er die beruhigenden Nachrichten über das Befinden der Seinigen erhalten hatte, wollte er zum ersten Mal wieder einen Ritt außerhalb der Stadt

unternehmen. Aber er hatte sich in Gamba's Begleitung kaum eine Meile weit hinausbegeben, als ein heftiger Regenguß die Reiter überfiel. Ueber und über durchnäßt und zugleich in Schweiß gebadet, brachte ein eiliger Rückweg sie bis an die Wälle der Festung. Man war gewohnt, hier abzusteigen und sich in einem Boote bis in die Nähe der Wohnung rudern zu lassen. Auch heute wollte Byron von dieser Gewohnheit nicht lassen, wie dringend auch Graf Gamba vorstellte, daß eine solche Fahrt auf dem zugigen Schiffe bei der Erhitzung, die sie auf ihrem schnellen Ritte sich zugezogen, höchst schädlich wirken müsse. Byron aber wies diese Ermahnungen unwillig zurück, indem er sagte: „Ich würde einen schönen Soldaten abgeben, wenn ich an solche Kleinigkeiten mich kehren wollte!“ und man begab sich wie gewöhnlich in das Boot.

Sehr bald nach der Heimkehr überfiel ihn ein Schüttelfrost, und er klagte über rheumatische Schmerzen. Um acht Uhr Abends fand Graf Gamba ihn traurig und unruhig auf dem Sopha liegend. „Ich leide viel Schmerzen,“ sagte er, „den Tod fürchte ich nicht, aber diese Pein kann ich nicht ertragen!“

Am andern Morgen stand er wie gewöhnlich auf, besorgte seine Geschäfte und fühlte sogar die Kraft auszureiten. Von seiner Leibwache gefolgt begab er

sich in den Olivenwald, kehrte aber bald erschöpft zurück. — Es war das letzte Mal, daß er die Schwelle seines Hauses lebend überschreiten sollte.

Fieber stellten sich ein, er blieb mehrere Tage im Bett, und man behandelte den Zustand als einen rheumatischen, gegen welchen schweißtreibende Mittel angewendet wurden. Am 14. April glaubte Dr. Bruno, daß die Krankheit einen bedenklichen Charakter annehme, und er verordnete dem Patienten einen Aderlaß. Hiervon aber wollte Lord Byron nichts hören. Er hatte leider überhaupt wenig Zutrauen zu der Geschicklichkeit seines Arztes. An eine eigentliche Gefahr schien jedoch weder er selbst, noch seine Umgebung damals zu denken. Byron sagte zu Gamba, der sich nach seinem Befinden erkundigte: „Ich glaube zuweilen, daß mein Gedächtniß mich verläßt. Um dies zu prüfen, habe ich einige lateinische Verse hergesagt, an die ich seit meiner Schulzeit nicht gedacht habe, und bis auf Einen habe ich sie alle zusammengebracht! Im Ganzen bin ich froh, daß ich das Fieber bekommen habe, vielleicht wird dadurch meine Anlage zur Epilepsie beseitigt.“

Da Dr. Bruno den Lord nicht dazu bewegen konnte, einen Aderlaß zu gestatten, so schlug man vor, den Dr. Thomas aus Zante holen zu lassen, welchen Byron als einen erfahrenen, zuverlässigen Arzt auf der Reise

hatte kennen lernen. Lord Byron erklärte sich hiermit einverstanden, sofern Dr. Bruno und der ebenfalls zugezogene Arzt Millingen damit einverstanden wären.

Leider war die Ausführung dieser Absicht durch das Wetter vollständig unmöglich gemacht, weil gerade damals ein so heftiger Sturm von der Seeseite sich erhoben hatte, daß kein Schiff aus dem Hafen auslaufen konnte. Dabei goß es in Strömen, und die Nässe auf der Landseite in Verbindung mit dem hereinstürmenden Sirocco verwandelte die Stadt in ein wahrhaft pestilenzialisches Sumpfgefängniß, dessen Ausdünstung auf den Kranken den allerverderblichsten Einfluß üben mußte.

Immer noch blieb es leider unmöglich, den Lord zur Gestattung eines Aderlasses zu vermögen. Das Vorurtheil, welches er hiegegen hätte, sagte er, wäre das stärkste von allen seinen Vorurtheilen, und er habe einmal seiner Mutter feierlich geloben müssen, niemals einen Aderlaß zu gestatten. Das wäre stärker und bindender für ihn, als alle Vernunftgründe. — „Außerdem," fügte er hinzu, „haben große Aerzte bewiesen, daß die Lanzette des Chirurgus mehr Mordthaten verübt, als die Lanze des Kriegers. — Wenn meine Stunde schlägt, werde ich sterben, gleichviel ob ihr mir mein Blut nehmt, oder es in meinen Adern lasset." —

Trotz seiner Krankheit ließ er sich nicht abhalten, in

den schmerzfreien Augenblicken sich den Geschäften zu widmen, und er sprach lebhaft von seinen Plänen für den Feldzug, und von den Schritten, die er noch zum Besten des Landes zu thun gedenke. Auch vom Tode sprach er mit großer Ruhe, und seine Freunde bemerkten einen Zug von Klarheit und Ergebung in allen seinen Reden und Handlungen, so verschieden von seiner sonstigen Art, sich zu benehmen, daß eine Ahndung sie überkam, es sei das Ende nicht mehr fern.

Da endlich erklärte Millingen dem Lord ohne Umschweife, daß er sein Leben in Gefahr glaube, wenn er an seinem grundlosen Vorurtheil gegen den Aderlaß festhalte, und daß, wenn auch das Leben ihm nichts werth sei, man nicht dafür stehen könne, daß eine längere Weigerung Folgen nach sich ziehen könnte, die für seine Geisteskräfte fürchten ließen.

Dies wirkte. Mit erzürnter Geberde streckte er nach dieser Ermahnung plötzlich seinen Arm aus, und rief: „Nun wohl, ihr Schlächter, die ihr seid, nehmt Blut soviel Ihr wollt, aber macht, daß Ihr damit zu Ende kommt!“

Man entzog ihm nunmehr zwanzig Unzen Blut, welches dick und schwarz hervorströmte. Allein der Zustand des Kranken wurde nicht erleichtert. Das Fieber

nahm zu, und unzusammenhängende Reden stellten sich ein.

Am 17. früh wiederholte man den Aderlaß. Es trat zwar Ruhe ein, aber die Gesichtszüge veränderten sich in einer Weise, welche über den Ausgang der Krankheit keinen Zweifel mehr ließ. Graf Gamba, der wegen eines Fußleidens den Freund zwei Tage lang nicht hatte besuchen können, trat jetzt wieder an sein Lager. Byron redete mit ihm in ruhigem, aber hohlem und geisterhaft klingendem Tone. „Sorgt für Euren Fuß,“ sagte er, „ich weiß aus Erfahrung, welche Schmerzen Ihr haben müßt!“ Der junge Mann wurde so ergriffen, daß er sich weinend entfernen mußte. —

Während aller dieser traurigen Vorgänge herrschte im Hause die wildeste Unordnung und Verwirrung. Niemand war da, der Befehle ertheilen konnte. Im Krankenzimmer selbst lief alles durcheinander. Es fehlte in der nur halbcivilisirten Stadt fast an jedem Mittel den Kranken zu laben, und die theilnehmendsten unter dem Gefolge, wie der treue Kammerdiener Fletcher und der junge Gamba, waren durch ihren Schmerz zu verständiger Hilfeleistung unfähig. Jeder wollte helfen, alles drängte durcheinander, aber der Engländer verstand den Griechen nicht, dieser nicht den Italiener. „Lord Byron's Krankenzimmer,“ sagte Capitain Parry, „bot

in den letzten Tagen ein Bild des Elends und der Verwirrung, wie ich dergleichen niemals erlebt habe, und auch niemals wieder zu erleben wünsche!"

Der 18. April war der Ostersonntag, der in Griechenland mit Geschütz und Kanonensalven begrüßt zu werden pflegt. Parry ließ, damit der Kranke durch den Lärm nicht gestört werde, die Artillerie ausrücken und die Schüsse in großer Entfernung von der Stadt abfeuern. Auch war die Theilnahme für den Lord bei der Einwohnerschaft so groß, daß man auf den Straßen sich alles Lärmens enthielt.

Man beschloß nun noch die angesehensten griechischen Aerzte zu einer Consultation zu berufen. Byron willigte hierin, unter der Bedingung, daß dieselben ihn nur ansehen, aber in seiner Gegenwart nicht reden sollten. Dies geschah. Man verordnete einen Trank, von dem er auch etwas einnahm.

Fortwährend äußerte er die zarteste Besorgniß für seine Umgebungen, und namentlich für die treuen Diener Tita und Fletcher. „Ihr werdet Euch selbst krank machen durch Eure Pflege!" wiederholte er mehr als einmal.

Er wußte nunmehr, daß er sterben werde. Die Kräfte schwanden mit entsetzlicher Schnelligkeit. Er wollte einige letzte Anordnungen seinem Kammerdiener

mittheilen, vermochte aber nicht sich auszudrücken. Als Fletcher fragte, ob er Feder und Papier bringen sollte, sagte er: O nein! es ist vorbei! — Dann sprach er noch einige andere Worte, deren Sinn von den Umstehenden verschieden verstanden wurde, indem wohl jeder seine eigenen Gedanken unterschob. Er soll die Namen seiner Gattin, seiner Tochter, seiner Freunde genannt haben. Das Bewußtsein hatte ihn jedenfalls verlassen. Parry ergriff die Hand des Dichters, und fand sie eiskalt.

Es war etwa sechs Uhr Abends, als er ausrief: „Nun will ich schlafen!“ Er wandte sich um, und entschlummerte, um nie mehr zu erwachen! —

Der Tod des gefeierten Mannes traf ganz Griechenland wie ein Donnerschlag. Große Hoffnungen waren plötzlich vernichtet. Wie einem furchtbaren Naturereignisse stand die Nation einem solchen Verluste gegenüber. Dies in seinem ganzen Umfange zu begreifen, genügt es, das folgende Decret der provisorischen Regierung von West-Griechenland seinem vollständigen Wortlaute nach mitzutheilen:

„Provisorische Regierung von West-Griechenland!“

„Der heutige Tag der Osterfeier ist aus einem Fest-

und Freudentage in einen Tag des Kummers und der Trauer umgewandelt. Lord Noel Byron ist heut Nachmittag um sechs Uhr nach einer Krankheit von zehn Tagen aus dem Leben geschieden. Ein entzündliches Fieber verursachte seinen Tod.

„Die Wirkung, welche seine Krankheit auf die öffentliche Stimmung übte, war so groß, daß alle Klassen der Bevölkerung die üblichen Freuden des Osterfestes vergessen hatten, noch bevor der traurige Ausgang sich vorhersehen ließ.

„Der Verlust dieses erlauchten Mannes muß zweifelsohne von ganz Griechenland beklagt werden, aber er ist ein Gegenstand ganz besonderer Trauer für Missolounghi, wo seine Großmuth in so glänzender Weise sich offenbarte, seitdem er unser Mitbürger geworden war, mit dem Entschlusse, alle Gefahren des Krieges mit uns zu theilen. Jedermann kennt die edlen Handlungen Sr. Herrlichkeit, und sein Name wird stets als der Name eines Wohlthäters genannt werden.

„Deshalb verordne ich kraft der Vollmacht, mit der ich bekleidet bin, und vorbehaltlich der Entschließung der Nationalregierung wie folgt:

„Beim Anbruch des morgenden Tages sollen siebenunddreißig Kanonenschüsse als Zeichen der Trauer von der großen Batterie abgefeuert werden, eine Zahl,

welche den Lebensjahren des erlauchten Todten entspricht.

„2) Alle öffentlichen Aemter, auch die Gerichtshöfe, bleiben drei Tage hintereinander geschlossen.

„3) Alle Läden, außer denen, wo Heilmittel für Kranke feilgehalten werden, bleiben gleichfalls geschlossen, und es soll streng darauf gehalten werden, daß jede Art von Lustbarkeit, mit welcher sonst die Osterzeit begangen wird, verschoben bleibt.

„4) Allgemeine Volkstrauer wird auf einundzwanzig Tage angelegt.

„5) In allen Kirchen werden Trauergottesdienste abgehalten.

„Gegeben zu Missolounghi, den 19. Tag des April 1824.

Gezeichnet

A. Maurocordato.

George Praidis, Sekretair."

Wir wissen, daß Lord Byron sich in früherer Zeit mit der größten Entschiedenheit dahin ausgesprochen hatte, daß er dereinst nicht in englischer Erde ruhen wollte. In der letzten Zeit hatte er indessen, ungeachtet er häufig von seinem bevorstehenden Tode sprach, diesen

Widerwillen gegen sein Vaterland nicht mehr geäußert, ja man darf annehmen, daß durch den freundlichen Verkehr, in welchem er in Pisa und Genua, und mehr noch in Griechenland mit vielen Engländern gestanden, seine Gefühle in dieser Beziehung eine Aenderung erfahren hatten.

Die Familie des Verstorbenen glaubte deshalb keinen Akt der Impietät zu begehen, wenn sie anordnete, daß die Leiche nach England übergeschifft, und in der Familiengruft beigesetzt werden sollte, wie sehr auch die Griechen wünschten, die theuern Ueberreste in ihrem Lande zu behalten.

Die Brigg Florida führte die sterbliche Hülle des Dichters über's Meer.

Die Beisetzung in der Westminsterabtei, wo die großen Männer Englands ruhen, wurde von der Geistlichkeit verweigert, welche andeutete, daß es eine Entweihung ihrer heiligen Mauern sein würde, wenn der Dichter des Don Juan in denselben ruhen sollte.

Die Bestattung erfolgte den 16. Juli 1824 in der Byron'schen Familiengruft zu Hucknall, dicht bei Newstead Abbey. Der Sarg wurde neben den Sarg seiner Mutter gestellt. Eine Marmortafel trägt folgende Inschrift zu seinem Gedächtnisse:

In der Gruft hierunten,
wo viele seiner Ahnen, und seine eigne Mutter ruhen,
sind bestattet die Ueberreste
von George Gordon Noël Byron
Lord Byron von Rochdale
in der Grafschaft Lancaster,
Verfasser von Childe Harold's Pilgerfahrt.
Er war geboren in London den 22. Januar 1788.
Er starb zu Missolounghi in West-Griechenland
am 19. April 1824
In dem glorreichen Unternehmen, diesem Lande die alte Freiheit
und den alten Ruhm wieder zurückzubringen.
Seine Schwester Maria Augusta Leigh
Setzte dies Denkmal zu seinem Gedächtniß.

Schlußwort.

Rufen wir uns das Bild des Dichters, wie es an unserer Seele vorübergeführt worden, noch einmal in seinen großen Umrissen zurück, so werden Empfindungen der entgegengesetztesten Art in uns rege.

Denn ungleich dem Prinzen, an dessen Wiege die zwölf guten Feen standen, um ihn mit ihren Gaben zu beschenken, während nur eine, die dreizehnte, das Böse ihm zutheilte, was ihm im Leben begegnen sollte, scheinen bei Byron die guten und die bösen Geister in gleich großer Anzahl Pathenstelle vertreten zu haben.

Mit Allem, was sonst die Menschen für die sichersten Bürgschaften des höchsten Erdenglücks zu halten pflegen, hatte die Natur ihn verschwenderisch ausgestattet. Jung, schön, von hoher Geburt, und der erste Dichter seiner Zeit. Wie hätte sein Leben sich gestalten müssen, wenn er es nur einigermaßen verstanden hätte, mit den Gaben hauszuhalten, die in solcher Fülle auf ihn gehäuft waren. Aber ihm fehlte die Kraft, um alle diese Elemente zu einem harmonischen Ganzen zu verbinden, die Kraft der Selbstbeherrschung und Selbstregierung.

Statt den Wagen seines Geschickes mit besonnener Hand nach einem bewußten Ziele zu lenken, ließ er den Leidenschaften, die wie wilde Rosse davorgespannt waren, die Zügel schießen, und dahin brauste der Zug am jähen Rande entlang, dem Abgrunde zu.

Wunderbar genug ist dieser Lebenslauf. Durch widerwärtige Familienverhältnisse von Jugend auf von seinen Standesgenossen geschieden, jeder strafenden und belehrenden Einwirkung viel zu früh entzogen, gab der junge Lord sich einem unregelmäßigen Leben hin, welches ihn von der eigentlich guten Gesellschaft ausschließen mußte.

Fast noch ein Knabe, strebt er schon nach dem Ruhme des Dichters, aber die Freude an seiner ersten

Arbeit wird ihm durch eine hämische Kritik verleidet. Er rächt sich durch eine Satyre, welche Freunde und Feinde gleich unbarmherzig verletzt, und die seinen Namen zwar bekannt macht, aber durch die Anfeindungen der Getroffenen ihm den Aufenthalt in der Heimath verleidet. Da, von wenigen Dienern begleitet, durchstreift er die Welt. Nach zwei Jahren zurückgekehrt, bringt er ein Gedicht mit sich, dessen Veröffentlichung ihn alsbald auf die höchsten Höhen des Dichterruhmes erhebt. Nun drängen von allen Seiten sich diejenigen an ihn heran, die ihn bisher gemieden hatten. Er ist der Abgott der Londoner Welt, die ihm Huldigungen und Schmeicheleien ohne Maß entgegenträgt. Dennoch ist seine Stellung in der Gesellschaft nicht wie sie sein sollte. Nicht der liebenswürdige Mann, nicht der große Dichter allein ist es, den man feiert, sondern er ist zugleich als der Held seiner Gedichte Gegenstand der Neugierde des Publikums. Dieses macht nur von einem Rechte Gebrauch, welches er selbst ihm eingeräumt, als er seine eigenste Persönlichkeit und seine Gedanken und Empfindungen zu einem Kunstwerke umschuf, und der Oeffentlichkeit Preis gab.

Während nun seine Eitelkeit in dem hiedurch veranlaßten Verkehr die reichste Nahrung findet, und namentlich die schönsten und gefeiertsten Frauen sich ihm entgegendrängen, weil die Helden seiner Gedichte recht

eigentlich den Idealen gleichen, welche die weibliche Phantasie sich zu entwerfen liebt, so gewährt ihm dies Treiben doch keine innere Befriedigung.

In der Ehe, in der Begründung einer Familie hofft er dieselbe zu finden. Aber bei der Wahl, die er trifft, folgt er fast mehr äußern Rücksichten und dem Rath der Freunde, als einem lebendigen Drange seines Herzens. Am Altare selbst tritt das Bild der Jugendgeliebten zwischen ihn und die Braut, und gedankenlos spricht er die Worte, die ihn ewig binden sollen.

Diese Ehe wird nach kurzer Dauer unter auffallenden Umständen getrennt. Das Publikum nimmt gegen den Dichter Partei, und ein Sturm des Unwillens erhebt sich gegen ihn, nicht minder heftig, als kurz vorher die an Vergötterung gränzende Bewunderung.

Der Verfolgungen und Hetzereien überdrüssig, kehrt er nun seinem Vaterlande für immer den Rücken, führt in Italien ein wüstes Leben, und findet endlich auf seinen strafbaren Wegen die treue Liebe eines Weibes, welche bis an's Ende ihn aus den Umstrickungen eines gemeinen Libertinismus erlöst hat. Aber Ruhe erlangt er auch in ihren Armen nicht.

Ein romantischer Thatendrang führt ihn in's Lager der Griechen, die für ihre Befreiung kämpfen. Hier als

Erretter begrüßt, tritt er mit einer ihm bisher fremden Festigkeit und Umsicht auf, und will die Lorbern des Helden zu seinem Dichterlorber fügen. Da erliegt er in der Blüthe seiner Jahre den Einflüssen eines verderblichen Klimas.

Während eines solchen kurzen, durchaus verfehlten Lebens streut er mit spielender Hand poetische Meisterwerke um sich her, von denen eine große Zahl bis an's Ende der Tage unübertroffen bleiben wird. Aber auch diese Dichtungen sind alle mehr oder weniger durchdrungen von dem trüben Hauche eines selbstverschuldeten Mißmuthes, und einer Unzufriedenheit mit sich und der Welt. Sie predigen alle über den Satz: Es ist alles eitel. —

Zu diesem Resultate hatte ihn die Erfahrung geführt, die er während seines ganzen Lebens an sich selbst gemacht hatte, denn ihm war Alles gegeben, was die Andern am meisten begehren, — aber ein dämonischer Zug seines Geistes trieb ihn an, mit eigener Hand die Blüthen zu zerstören, die ihm hätten Früchte bringen können.

Vielleicht hat er unbewußt in seinem Manfred sich selbst gezeichnet, wenn er sagt:

Ein edles Wesen ward an ihm verdorben!
Er hat die Kraft, um hohe Geistesgaben
Zu einem schönen Ganzen zu verbinden.

Doch sind die Gaben schlecht gemischt. Und so
Gleicht einem wüsten Chaos sein Gemüth.
Aus Licht und Finsterniß, aus Geist und Staub,
Aus Leidenschaft und reinen Streben's Drang
Gemengt, kämpft Gegensatz mit Gegensatz.
Bald schlummernd, bald zerstörend geht er unter.

Anhang.

Im Begriff, einige Worte über Lord Byron's Nachkommenschaft anhangsweise hier folgen zu lassen, erhielt der Verfasser durch die Güte des Herrn Robert Brown in Sunderland folgende Notizen, welche Anfang September d. J. (1862) in den englischen Blättern erschienen, und welche Alles enthalten, was über diesen Gegenstand beizubringen wäre:

Vor einigen Tagen starb zu Wimbledon Hall an den Folgen eines gesprungenen Blutgefäßes Byron Noël Viscount Ockham, in dem jugendlichen Alter von sechsundzwanzig Jahren.

Dieser junge Mann war der ältere der beiden Söhne des achten Lord King, Lord Lieutenants der Grafschaft Surrey, welcher 1838 bei Gelegenheit der Krönung der Königin Victoria zum Grafen Lovelace erhoben ward. Seine Mutter war Ada, Gräfin Lovelace, deren Name in den weitesten Kreisen Theilnahme erwecken muß, da sie das einzige Kind des Dichters Lord Byron war, dieselbe Ada, an welche eines seiner leidenschaftlichsten Gedichte gerichtet ist.

Ihre Mutter, deren Tod vor kaum zwei Jahren erfolgte, war die unglückliche Gattin des stolzen Dichterfürsten, und sie hatte den Sommer und Herbst ihres Lebens der Ausübung einer großartigen Wohlthätigkeit gewidmet. Manche verarmte Familie und manches hülflose Kind wird bis an's Ende der Tage mit Dankbarkeit ihrer sich erinnern.

Die Erbin der Noël's war nicht glücklich in ihrer Ehe mit Lord Byron, wie alle Welt weiß, und ebenso bekannt ist es, daß das Haus Lovelace häusliche Eintracht nicht mit ihrer reichen Erbschaft überkommen hat, und die Bewohner der Grafschaft wissen sehr wohl, daß der nächste Erbe der Herrschaft seit dem Tode der Gräfin Lovelace nicht innerhalb der Mauern des stolzen Schlosses gesehen wurde.

Dieser junge Mann, dessen Tod wir heute beklagen, hat als gemeiner Arbeiter in einer Schiffswerfte sich im Schweiße seines Angesichts das tägliche Brod erworben.

Schon in früher Jugend trat der junge Lord Ockham in die königliche Marine als Matrose ein, verließ aber den Dienst bereits nach wenigen Monaten. Er begab sich alsdann auf ein Kauffarteischiff, und machte hier, ebenfalls als gemeiner Matrose, die Reise nach Amerika. Später begab der junge Lord sich als Tagearbeiter in die Docks des Herrn Scott Russel auf der Dogs-Insel, wo er sich, gleich den andern Arbeitern, wöchentlich seinen Lohn auszahlen ließ. Es geht das Gerücht, daß er während dieser Zeit sich mit einem jungen Mädchen von niederem Stande, aber von untadeligem Rufe verbunden hat, und es wird sich bald herausstellen, ob dem so ist, und ob der junge Lord ein Kind hinterlassen hat, welches seinen Titel und seine reichen Besitzungen überkommt.

Entgegengesetzten Falles geht die Grafschaft Lovelace auf seinen noch in den Knabenjahren stehenden Bruder über, welcher jetzt der einzige männliche Nachkomme des Dichters ist. Der eben verstorbene Arbeiter von Blackwall war nicht nur ältester Sohn eines Pairs von England, sondern seit zwei Jahren auch Pair des Reiches aus eigenem Rechte, da er durch den Tod seiner liebenswürdigen und unglücklichen Großmutter im Sommer 1860 die Baronin Wentworth ererbt hatte.

Druckfehler.

Band II. S. 20. Z. 9. v. o. lies: der französichen Schriftstellerin statt: den französischen Schriftstellern.

" " 46. letzte Zeile " Wengern-Alp statt: Wanger-Alp.

" " 47. Z. 9. v. u. " erstarrter statt: erstarkter.

" " 212. Z. 7. v. o. " Murray statt: Mecmav.

Druck von Otto Wigand in Leipzig.



BARCODING PROBLEM

Charge Manually



